Gesammelte Erzählungen

von

Dr. August Wildenhahn.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Geschichtliche Erzählungen.

Dritter Band.

Leipzig, 1862.
Verlag von Gebhardt & Reisland.

Geschichtliche Erzählungen

von

Dr. August Wildenhahn.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Leipzig, 1862.
Verlag von Gebhardt & Reisland.

Die Wohlthat des Geizigen.

Die Wohlthat des Geizigen.

I.

Etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in einem englischen Marktflecken ein armer Mann, Namens Thomas Hownham, der bei aller redlichen und fleißigen Arbeit es nicht so weit bringen konnte, sich und sein Weib und seine beiden Kinder vor Mangel und Noth zu schützen, und bei dem wenigstens ein Tag um den andern immer ein Hungertag war. Sein ganzer Reichthum, von dessen Zinsen er, freilich mit sauerm Schweiße, leben mußte, war ein geduldiges, treues und arbeitsames Thier, ein Esel, der auf seinem Rücken mit Steinkohlen gefüllte Säcke den Leuten in der Nachbarschaft zutrug. Mit wenigen Schillingen nämlich, welche Hownham sein eigen nannte, kaufte er in den Kohlengruben einen kleinen Vorrath und trieb damit einen kleinen Handel, der aber so wenig abwarf, daß er kaum das Salz und Brot damit verdiente. Traf es sich nun, daß er seine Waare, oder auch nur einen Theil derselben, an Jemanden verkaufte, der entweder für den Augenblick nicht bezahlen konnte, oder so herzlos war, den armen Mann noch darum zu betrügen, so hatte dieser alle Mühe, nur so viel zusammenzubringen, um neuen Vorrath bei den Kohlenherren, welche klüger als er waren, anzukaufen; und dann trat in der Regel für die Familie ein Hungertag ein.

So wie es nun in England heuzutage noch ist, daß der eine Theil Alles und der andere Theil Nichts hat, so war es auch damals schon. Einige hundert Schritte von dem armseligen Häuschen Hownham's entfernt lebte in einem baufälligen Hause ein reicher Mann, Namens James Hatting, ein Geizhalz sonder Gleichen, oder vielmehr, wie die rechten Geizhälse alle sind. Seine einzige Freude auf der Welt war, seine Schätze zu zählen und sich an dem Anblicke des Goldes und Silbers zu ergötzen, und seine einzige Sorge und Arbeit war, theils zu sinnen, auf welche Weise er am Schnellsten seine Schätze vermehren könnte, theils zu wachen, daß nicht etwa eine diebische Hand sich nach seinem Gold ausstrecke. Daß dieser Hatting so wenig Dienstleute hatte, als nur immer möglich war, daß er diesen nur halb satt zu essen gab, und daß er selbst aus Grundsatz öfterer hungerte, als Thomas Hownham aus Noth und Elend, das versteht sich von einem rechten Geizhalse von selbst; denn darin liegt eben der Fluch des Geizes, daß er alle Menschen, welche sich dem Geize und der Habsucht ergeben, wahrhaft unglücklich macht, und ihnen selbst die Freuden des Lebens noch raubt, welche der Bettler auf seinem Strohlager noch haben kann, nämlich die Seligkeit eines zufriedenen, in Gott ergebenen Herzens.

Das war der Fall bei Thomas Hownham; im ganzen Marktflecken war Keiner ärmer, aber auch Keiner zufriedener, als er; und das nicht etwa aus einem gewissen Leichtsinne, oder aus völliger Sorglosigkeit, welche sich um die Zukunft nicht bekümmert und sich hilft, wie sie eben kann, — sondern seine Zufriedenheit hatte ihren Grund im Glauben, in der vollen Zuversicht auf Gottes Weisheit und Vaterliebe. Hownham's Vertrauen auf Gott war in der Gemeinde zum Sprüchworte geworden; denn Niemand konnte sich je erinnern, ihn verzagt und kleinmüthig, vielweniger ärgerlich oder gar verzweifelnd gesehen zu haben. Seine Zuflucht in jeder Noth,

in jeder neuen Prüfung war das Gebet; das brachte ihm nicht allein Trost und Frieden, sondern wie er aus tausend Proben erfahren hatte, auch allemal die rechte Erhörung; denn des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist, versichert das alte wie das neue Testament.

Eines Morgens nun sehr früh belud Hownham wie gewöhnlich seinen treuen Esel mit den beiden Kohlensäcken, welche seinen ganzen Reichthum enthielten, um ihn in dem benachbarten Dorfe zu verkaufen. Beim Abschiede sagte ihm seine Frau: „Thomas, vergiß nicht, daß wir heute auch nicht einen Bissen Brotes im Hause haben, und daß ich noch nicht weiß, wie ich unsere Kinder zu Mittage sättigen soll. Siehe zu, daß Du heute einen guten Handel machst; auch sind ja Deine Kohlen heute absonderlich schön, so daß Du wohl einige Pfennige mehr fordern könntest. Geh mit Gott und bringe Abends Deinen Kindern Brot mit."

„Gott wird helfen!" sagte Thomas vest und fröhlich und schritt mit seinem treuen Thiere rüstig von dannen. Sein Weg führte ihn vor Hatting's Hause vorbei, und da es noch ziemlich dunkel war, und an dem einen verhangenen Fenster sich eine Ecke des Vorhangs umgeschlagen hatte, konnte sich Hownham nicht enthalten, einen flüchtigen Blick auf diese schwach erleuchtete Oeffnung zu werfen. Da saß denn Hatting in einem schäbigen, zusammengeflickten Rocke vor seinem Schreibpulte; vor sich eine Goldwaage, auf welcher er die Goldstücke abwog, sie dann in der Hand klingen ließ und dabei lächelte, wie ein Glücklicher; links und rechts waren die Kasten halb herausgeschoben, und aus allen blinkte Gold und Silberglanz heraus. Hownham schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, sprach dann die Worte der Schrift vor sich hin: „Armer Mann, du hast deinen Trost dahin!" und setzte fröhlich und getrost seinen Weg weiter fort.

Als er in das Dorf kam, wo er seinen Vorrath heute

zu verkaufen hoffte, schien es anfangs, als ob er ihn nirgends anbringen könnte. Entweder traf es sich, daß die Leute kurz vorher anderwärts gekauft hatten, oder es waren Solche, die ihm einen gar zu geringen Preis boten, wobei er sein eigenes Geld zugesetzt haben würde. Endlich kam er in ein Haus, in welches er bisher regelmäßig den Bedarf geliefert hatte; auch diesmal war die Magd sogleich bereit, ihm einen Sack abzunehmen, da sie bereits schon gestern auf ihn gewartet habe; aber anstatt wie sonst sogleich zu bezahlen, bedauerte die Magd, für heute in Schuld bleiben zu müssen, da zufällig ihre Brotherrschaft abwesend sei und sie selbst nicht genug habe, um die kleine Summe auszulegen. Hownham fragte, ob dies in Wahrheit so sei, und als die Magd es versicherte, ging er ruhig mit dem Versprechen von dannen, daß er morgen sicher und richtig solle bezahlt werden. Bald darauf trat er in ein anderes Haus, und als ob eben heute ihm Alles zuwider gehen sollte, — er wurde zwar seine Kohlen los, aber mit dem Versprechen, das nächste Mal, wenn er wiederkomme, bezahlt zu werden. Es war allerdings nichts zu fürchten, denn die Käufer waren ehrliche Leute, und hatten schon öfters auf ähnliche Weise ihren kleinen Handel mit Hownham abgeschlossen. Aber womit sollte dieser neuen Vorrath für morgen kaufen, wenn er für seine Waare heute keine Zahlung erhielt? Und warteten nicht gerade heute Weib und Kind zu Hause auf die wenigen Schillinge, um Brot zu kaufen? Thomas wurde deshalb mit seinen Abkäufern dahin einig, daß er ihnen für jetzt nur den halben Sack ablassen wolle, weil er durchaus wenigstens Etwas aus der andern Hälfte lösen müßte. So schritt er mit seinem letzten Reste weiter, und wunderte sich selbst über seine Hartherzigkeit, wie er es nannte, als er mehrere andere Anerbieten von Käufern, den Kohlenrest bis zu seiner Wiederkunft auf Borg zu nehmen, vest und beharrlich ausschlug. Aber es sollte ihm eine Veranlas-

fung kommen, welche auch diese ungewöhnliche Beharrlichkeit zu Schanden machte.

Als er vor einer ärmlichen Hütte vorbeizog und diese bereits hinter sich hatte, rief ihm die Stimme eines Weibes nach, anzuhalten. Er that's; und nun kam die Frau weinend und schluchzend auf ihn zu und bat ihn, ob er nicht seinen kleinen Vorrath Kohlen ihr ablassen wolle; ihr armer Vater liege krank in der kalten Stube und könne sich nicht erwärmen, und doch sei sie auch zu arm, um Holz oder Kohlen zu kaufen. Sie bat ihn um Gottes willen, ihre Bitte zu erfüllen; sie werde nach und nach getreulich ihre Schuld abzahlen und somit nichts geschenkt, sondern für jetzt nur geborgt haben. Hownham zögerte einen Augenblick, weil ihn die Armuth dieser Leute an seine eigene erinnerte; aber bald besiegte er alle Bedenklichkeiten und mit seinem gewöhnlichen Troste: „Gott wird weiter helfen!" schüttelte er seinen Kohlenrest in den beigebrachten Korb der Frau und zog leer an Waare wie an Baarschaft fröhlich und getrost nach Hause. Er hatte nämlich die Hoffnung, so wie er Barmherzigkeit an Andern gethan, so würden ja auch einmal die Kohlenherren ihm Credit geben. Darin war er getröstet; aber womit er nun für Weib und Kind heute Speise kaufen wollte, das wußte er freilich nicht. Indeß sein vestes Gottvertrauen, die Erinnerung an manche ähnliche Lage seines Lebens besiegte auch diesen flüchtigen Zweifel und es war ihm nur noch um das Eine bange: wie sein Weib mit seinem heutigen Handel zufrieden sein werde.

In der Abenddämmerung kehrte er nach Hause zurück und fand allerdings, was er gefürchtet hatte; Trauer und Klagen seines Weibes und Weinen und Schreien seiner hungernden Kinder. Indeß wagte die Frau ihm über seinen unglücklichen Handel eben keine Vorwürfe zu machen; nur da-

rüber war sie besorgt, auf welche Weise ihnen selbst für den Augenblick geholfen werden könne.

„Ist denn gar nichts mehr da?" fragte Hownham. „Und wären es nur einige vertrocknete Brotrinden; Du könntest doch eine Suppe davon kochen. Morgen wird uns sicher geholfen werden."

„Gar nichts," versicherte die Hausfrau weinend, „auch nicht das Geringste. Was ich nur noch zusammenfinden konnte, habe ich für diesen Mittag verwendet. Was sollen wir nun thun! Sollen wir unsere Kinder zu den Nachbarn herum betteln schicken? Oder soll ich selbst bei dem Bäcker anfragen, ob er uns ein Brot auf Borg geben wolle?"

„Keins von Beiden!" antwortete Thomas bestimmt. „Die Gemeinde soll nicht sagen, daß ich ihr mit meinen Kindern zur Last falle; und wenn Dich der Bäcker abweiset, was ich nur zu sehr fürchte, so ist die Kränkung größer, als zuvor. Einen Tag, liebe Hanna, werden wir's und die Kinder schon ertragen, und morgen wird die Noth vorüber sein. Ich weiß gewiß, Gott wird uns nicht verlassen. Darum beruhige Dich, liebes Weib und siehe zu, ob Du die Kinder zum Schlafen bringst."

Die Hausfrau faßte neuen Muth, und obgleich selbst vom Hunger gepeinigt, redete sie doch mit der liebreichsten Stimme ihren weinenden Kindern zu. Die allzugroße Ermüdung schloß endlich den armen Kindern die Augen, und als wollte Gottes Gnade die treue Mutter für ihren Liebesdienst belohnen, — sie selbst entschlummerte mit, und vergaß im bessern Traume die drückende Sorge des Tages. Der Vollmond schien hell und freundlich auf das ärmliche Bett der drei Schläfer, und draußen war es so friedlich, daß Hownham, um seinem bedrängten Vaterherzen Labung zu verschaffen, sich entschloß, seine Hütte zu verlassen, um in der freien Natur zu beten. Er ging, unbewußt wohin, auf Feldwegen Berg auf und ab

und gelangte endlich an einen freien, von allen Wegen abgelegenen, einsamen Ort; hier stand eine breitästige alte Linde welche der Spätherbst fast völlig entlaubt hatte; ein bemoostes Felsstück daneben lud ihn zum Sitzen ein. Als er nun so da saß, die gefalteten Hände über den Schoos gelegt, in der stillen Einsamkeit, wo ringsum auch nicht das geringste Geräusch ihn an lebende Wesen mahnte, und sein Auge durch das zitternde Mondlicht die fernen Berge und Wälder maß, da kam ihm, der in der heiligen Schrift wohl bewandert war, plötzlich die Stelle aus dem Propheten Habakuk vor die Seele:

„Der Feigenbaum wird nicht grünen, und wird „kein Gewächs sein an den Weinstöcken; die Ar„beit am Oelbaume fehlet und die Aecker brin„gen keine Nahrung; und Schaafe werden aus „den Hürden gerissen und werden keine Rin„der in den Ställen sein. Aber ich will mich „freuen des Herrn, und fröhlich sein in Gott „meinem Heile. Denn der Herr Herr ist meine „Kraft und wird meine Füße machen wie Hirsch„füße; und wird mich in die Höhe führen, daß „ich singe auf meinem Saitenspiele."

Und mit diesen Worten der Schrift durchleuchtete es seine Seele wie ein helles Licht. Es war ihm, als verkläre sich die ganze Natur um ihn, als breite sich ein Schleier von Himmelsduft um Erde und Himmel, durch welchen Mond und Sterne und Wald und Flur nur in desto lieblicherer Reinheit sich vor seinen Blick stellten. Er wollte beten, aber er fand keine Worte und merkte zuletzt, daß sein ganzes Athmen und Empfinden, das ganze selige Gefühl seines Herzens doch nichts war, als ein ununterbrochenes Gebet, die heilige stille Sprache einer liebenden, gläubigen Seele mit dem unsichtbaren Schöpfer der Welten und dem Vater der Liebe und Gnade. Und dann wurde das geheimnißvolle Regen seiner

Seele ihm deutlicher; ihm war es, als sei er mit den Jüngern auf dem heiligen Berge, wo der Herr zum letzten Male zu ihnen redete. Und Hownham schloß seine Augen, als fürchtete er sich, die Herrlichkeit des Herrn zu sehen; aber sein Geist setzte das herrliche Bild fort und zeigte ihm die Auffahrt des Gottessohns. Und mit gesenktem Blicke und gefalteten Händen schaute sein Geist dem Herrn nach, bis eine Wolke, silberweiß wie Mondeslicht, ihn verbarg. Und es war ihm, als rufe eine Stimme aus der Höhe herab: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Hownham saß still und ließ ungestört seine warmen Thränen die kalten, gefurchten Wangen hinablaufen. Länger denn als eine Stunde blieb er so regungslos; dann erhob er sich schnell und sprach: „Nun weiß ich, daß der Herr auch mein Gebet erhöret hat." Dann schritt er fröhlich und getrost seiner Hütte zu.

Als er vor dieselbe kam und zwar auf der dem Monde abgewendeten Seite, erschrack er fast, als er durch's Fenster eine solche Helligkeit gewahrte, als brennten viele Kerzen darin. Bald aber überzeugte er sich, daß es nur das freundliche Mondlicht war, welches auf der andern Seite durch's Fenster fiel. Aber dafür machte er eine andere Entdeckung. Dicht an der Stubenthür stand nämlich ein ihm wohlbekannter Tisch, und auf demselben sah er etwas Schwärzliches nur theilweise vom Mondlicht beleuchtet. Die Gegenstände hatten ganz das Ansehn eines großen, runden Brotes und eines großen Stückes Fleisch. Er wollte seinen Augen nicht trauen und meinte, es könne dies wohl eine Täuschung sein, da er nur in schiefer Richtung durch's Fenster die genannten Gegenstände sehen konnte. Er war fast ein wenig kleinmüthig und unentschlossen, ob er in sein eigenes Zimmer hineingehen sollte, oder nicht. Endlich ging er zur Thüre, öffnete sie mit klopfendem Herzen, als habe er ein böses Gewissen, — und

richtig: auf dem Tische lag in Wahrheit ein großes, rundes, frischgebackenes Brot und ein mächtiger Braten, dessen Wohlgeruch ihn dermaßen an seinen leeren Magen erinnerte, daß er fast in Versuchung gerieth, sogleich seinen mit aller Gewalt erwachenden Hunger zu stillen. Aber er bezähmte die Lust, nahte sich dem Lager der Seinen und fand, daß die Mutter sanft und vest mit den beiden Kindern schlafe.

„Ob du sie weckst?“ fragte er sich. „Ob du sie dem süßen Schlummer entreißest?“ Ei gewiß! Sie sollen mit Freuden ärnten.“

Doch eben als er die Schlafenden wecken wollte, fiel ihm jetzt erst die Frage bei, auf welche Weise diese Nahrungsmittel in sein Zimmer gekommen wären. Anfangs fürchtete er gar, es möge noch Jemand im Zimmer versteckt sein; er untersuchte daher dasselbe so still als möglich, und da er auch nicht das Geringste fand, was seinen Verdacht bestätigen könnte, schritt er wieder leise zur Hütte hinaus, umging dieselbe nach allen Seiten, sah links und rechts in den beiden Gäßchen sich um, aber es war Niemand zu sehen. Nun rief er leise, dann lauter und immer lauter; aber keine Antwort. Es war als läge das ganze Dorf im tiefsten Schlummer, und er allein sei nur noch wach. Ein unbewußter Drang trieb ihn an, bis zu Hattings Hause zu gehen; an derselben Stelle im Fenster, wie diesen Morgen, hatte der schlechte, zu schmale und zu kurze Vorhang wieder eine kleine Oeffnung gelassen; er schielte hindurch und sah den Geizhals genau noch, wie am Morgen, auf demselben Stuhle, Goldstücke wiegen, mit gierigen, verschlingenden Blicken sie betrachten und ein verzerrtes Lächeln über das hagere Angesicht laufen. „Von diesem kommt es nicht!“ sagte Hownham schmerzlich lächelnd und schritt dann zum zweiten Male seiner Hütte zu.

Jetzt weckte er Weib und Kinder, führte sie dann an den Tisch und sprach mit den Worten Schrift: „Sehet und

schmecket, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem der auf ihn trauet!" Die arme Mutter glaubte anfangs, ihr Mann treibe ein grausames Spiel mit ihr; als aber die Kinder begierig nach der Speise verlangten, und der Vater das Brot anschnitt und den Braten zertheilte und es den Kindern gab und sagte: „Lasset es Euch gesegnet sein, Kinder; denn es kommt vom Herrn!" da konnte sie nicht länger zweifeln, und mit hellen Thränen im Auge umschlang sie ihres Mannes Brust und sagte: „Das vergelte Dir Gott, mein theurer Thomas."

„Mir, meine gute Hanna?" fragte Hownham. „Da irrst Du Dich! So weißt Du also wirklich nicht, wer uns dies gebracht hat?"

„Also Du nicht selbst?" fragte die Hausfrau verwundert, „Ich weiß von gar nichts, als daß ich, wie ich nun wohl sehe, mit den Kindern, die ich zur Ruhe bringen wollte, selbst mit eingeschlafen bin."

„Nun dann!" sagte Thomas mit bewegter Stimme. „Dem allmächtigen und allbarmherzigen Herrn und Gott stehen ja tausend und abertausend Hände zu Gebote, mit welchen er helfen lassen kann. Der Herr hat's gegeben, sein Name sei gelobet!"

Als nun die Vier gesättigt waren und dann die Hausfrau seit langen Jahren wieder einmal einen Vorrath Fleisch in den Schrank schließen konnte, war sie glücklicher als alle Leute im Dorfe und glücklicher besonders als James Hatting, der mit allem seinen Golde nicht eine einzige wahrhaft glückliche Stunde in seinem ganzen Leben hatte. Und doch, wirst Du es glauben, lieber Leser, daß dies Brot und Fleisch von Niemandem anders war hergeschickt worden, als von dem Geizhalse James Hatting? Ja gewiß, — und Du sollst auch erfahren, wie Solches zugegangen ist.

II.

Wenn irgend ein Werk, das wir thun, dann ein gutes und Gott wohlgefälliges genannt werden müßte, wenn es gegen unser Wissen und Willen gute und segensreiche Folgen nach sich zieht, dann würde allerdings mancher Mensch, dem man nichts weniger, als ein gutes, menschenfreundliches Herz nachrühmen kann, sich auf seine guten Werke etwas einbilden können. Denn wir machen sogar oft die Erfahrung, daß gerade das Ueble und Böse, welches Einer dem Andern bereiten wollte, sich zum Guten und zum Segen umwandelte. So war es z. B. mit der schandbaren Handlung, welche die Söhne Jacobs an ihrem Bruder Joseph begingen, und welche gerade so zum Segen umschlug, daß sie selbst und ihr Vater und ein ganzes Land dadurch vom Hungerstode befreit wurde, so daß auch Joseph bekennt: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volk.

Und wiederum kann Jemand seinem Nächsten eine rechte Wohlthat erzeigen wollen, und wenn es geschehen ist, wandelt es sich ohne sein Wissen und Willen zum großen Schaden und Nachtheil. Daraus sehen wir also, daß ein gutes Werk nicht einzig deswegen ein gutes genannt werden darf, wenn es segensreiche Folgen bringt; denn die Folgen sind nicht in unserer, sondern in G o t t e s Hand; wohl aber dann, wenn es aus einem guten Herzen, aus wahrhafter Liebe zu Gott und den Menschen hervorgeht, und daß Niemand, der etwas Böses im Sinne hatte und es ausführte, dann, wenn es unvermuthet sich zum Guten wendete, sein böses Gewissen damit einschläfern und beruhigen kann, indem er sagt: „Das

Ueble, was ich gethan habe, war doch gut!" In dieser Beziehung spricht Paulus: „Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lügen herrlicher wird zu seinem Preise, warum soll ich dann noch als Sünder gerichtet werden? Und nicht vielmehr also thun, wie wir gelästert werden, und wie Etliche sprechen, daß wir sagen sollen: Lasset uns Uebels thun, auf daß Gutes daraus komme? Welcher Verdammniß ist ganz recht!"

Solche Gedanken wird wohl der freundliche Leser haben, wenn er sehen wird, wie der Geizhalz James Hatting dazu kam, einmal ein gutes Werk zu thun, zu welchem er nichts weniger, als bereitwillig war. Dieser James Hatting nämlich hatte nicht allein viel baares Geld, mit welchem er seinen sündlichen Wucher trieb, sondern auch viel Grundbesitz, weil er wohl wußte, daß Felder und Ländereien weder vom Feuer verzehrt, noch von Dieben gestohlen werden können. Da es aber doch möglich war, daß wenigstens die Früchte des Landes ihm von bösen Menschen konnten gestohlen werden, so hütete er sich wohl seine Felder selber zu bebauen und verpachtete sie lieber. Es läßt sich nun denken, daß seine Pächter bei allem Fleiße und guter Wirthschaft doch nichts vor sich bringen konnten; denn das Pachtgeld war ihnen so hoch gestellt, daß schon eine ganz gute Ernte dazu gehörte, nur um den Pacht damit zu lösen. Und da Hatting in schlechten Jahren und bei Mißwachs auch keinerlei Barmherzigkeit mit den armen Leuten hatte und ihnen von ihrem Pachte auch nicht einen Pfennig erließ, so geschah es fast alle Jahre, daß er bald diese, bald jene seiner Pächter von der Pachtung trieb, sich mit ihrem kleinen Eigenthum bezahlt machte, und seine Felder auf's Neue ausbot. Man hätte nun denken sollen, daß sich zuletzt Niemand mehr finden würde, der in den theuern Pacht einträte, aber die Noth und die trügerische Hoffnung, eine bessere Wirthschaft führen zu

können, als die Vorgänger, trieb immer wieder Andere an, Hattings Pächter zu werden.

Nun traf es sich einmal, daß zur Zeit allgemeinen Mißwachses die sämmtlichen Pächter zu Hatting kamen und ihn flehentlich um Nachsicht baten, weil sie nicht im Stande wären, das fällige Pachtgeld zu bezahlen. Aber Hatting blieb ungerührt und gab zuletzt nur so viel nach, daß er einen längern Termin zur Bezahlung ansetzte. Die Pächter gingen mißmuthig fort und ließen alle zusammen laut werden, daß sie ihre Pachtung aufgeben würden. Dies machte nun sonst dem Geizhalse keinerlei Unruhe; denn er wußte, daß er sogleich andere Leute finden würde; aber diesmal war es doch etwas anders. Hatting berechnete wohl, daß es am Ende doch ein wenig gefährlich sei, mit einem Male alle Pächter zu verlieren und daß er bei den schlechten Zeiten einige Mühe haben könnte, die Abgehenden schnell zu ersetzen. Er dachte deshalb daran, die alten Pächter sich zu erhalten, so schwer es ihm auch wurde, sich zu einem Opfer zu verstehen. Nun wäre es doch das Natürlichste gewesen, den armen Leuten einen Theil des Pachtgeldes zu erlassen, aber dazu konnte sich sein habsüchtiger Sinn nicht entschließen. Was that er also? Er ließ am Morgen darauf seine alte halbverhungerte Haushälterin kommen und trug ihr auf, einige Pfund Fleisch zu einem Braten und zwei Brote zu kaufen und für den Mittag es zuzubereiten.

Die Haushälterin war über diese ungewohnte Verschwendung ganz verwundert und fragte den Hausherrn: „Ihr irrt Euch doch aber auch nicht? Also wirklich mehrere Pfunde Fleisch und zwei Brote? Ihr wollt wohl gar ein großes Gastmahl geben? In diesem Falle müßte ich Euch freilich noch um etwas mehr Geld bitten, denn es mangelt mir fast alle Zuthat; auch will das Geschirre nicht hinreichen.“

„Schweigt!“ rief ihr James Hatting barsch entgegen.

„Ihr seid eine Verschwenderin und könnt niemals genug haben."

„Aber lieber Herr!" fiel die Wirthschafterin auf's Neue ein. „Was unmöglich ist, kann doch nicht geschehen! Wenn Ihr wollt ein Gastmahl ausrichten, so muß ja auch das Nöthige vorhanden sein!"

„Ich sage nochmals, schweigt!" schrie ihr der Geizhals zu und lief dabei mit zornglühenden Blicken in dem kleinen Zimmer auf und ab. „Ihr dürft nicht noch viel reden, und es wird aus der ganzen Sache nichts. Die heillose und sündliche Verschwendung, zu welcher mich die äußerste Noth treibt, liegt mir so schwer genug auf dem Gewissen. Was soll aus mir werden, wenn ich solche Verluste erleiden muß? Es ist sündlich, so viel Geld auf einmal durchzubringen; darum sage ich Euch: Schweigt und besorgt, was ich Euch aufgetragen habe."

Die Haushälterin, welche ihren Herrn nur zu gut kannte und deshalb wußte, daß seine Drohung ernstlich gemeint war, fand es für klug zu schweigen, damit sie nur nach vielen Jahren wenigstens einmal die Freude habe, einen Bratengeruch in ihrer Küche zu haben und fragte nur noch, auf wie viel Personen sie sich einrichten sollte?

„Ich habe Euch ja noch gar nicht gesagt, daß ich Gäste bitten will!" fuhr sie James Hatting an. „Es ist sündlich, nichtsnutzige, verschwenderische Menschen zu tractiren! Wahrhaftig es reut mich! Die Menschen sind es nicht werth, daß man um ihretwillen sich aufopfert. Darum gebt mir mein Geld wieder."

Aber die Haushälterin fand für gut sich zu stellen, als habe sie ihren Herrn nicht recht verstanden, sagte nur, daß sie Alles pünktlich besorgen wolle, wie er ihr befohlen habe, und verließ dann so schnell als möglich das Zimmer. Damit mußte sich der Geizhals zufrieden geben, so sauer es ihn

ankam, und er tröstete sich endlich mit den Worten: „Nun, es mag sein, ich werde meinem Schaden schon wieder beikommen. Die Leute müssen mehr Pacht geben."

James Hatting steckte darauf ein Stück verschimmeltes Brot und ein wenig vertrockneten Käse in seine Tasche, um seine Wuchergeschäfte auf dem Markte zu besorgen. Jene Delicatessen waren nämlich seine tägliche Speise, weil er meinte, daß er sich einschränken müsse, wenn er nicht auf seine alten Tage wolle Hunger leiden. Was hatte er aber vor? Er wollte allerdings zum ersten Male in seinem Leben ein Gastmahl ausrichten und das nach sonderbarer Fügung gerade an dem Tage, an welchem der arme Thomas Hownham mit seinen Kohlen so schlechte Geschäfte machte. Seine Gäste aber sollten Niemand anderes sein, als seine sämmtlichen Pächter. Weil diese nämlich ihm angedroht hatten, ihre Pachtung zu verlassen und er wohl einsah, daß ihm dies einen großen Schaden bringen könne, so meinte er, er müsse ihnen einmal einen guten Tag machen, um sie auf diese Weise wieder zu gewinnen.

Nachdem James Hatting sich, und das heute schon zum dritten Male, überzeugt hatte, daß seine Kästen und Schränke wohl verschlossen waren, verließ er das Zimmer, kehrte aber an der Hausthür noch einmal in dasselbe zurück, weil es ihm plötzlich einfiel, daß eines der Schlösser ihm etwas wackelig vorgekommen war. Als er aber fand, daß dies nicht der Fall war, ging er endlich getröstet fort; das aber mit solchem finstern Gesichte, daß Jedermann, der ihn ansah, denken mußte, es sei ihm ein großes Unglück widerfahren. Er ging nun zu dem ihm zunächst wohnenden Pächter, um ihn für Mittag, das heißt nach englischer Sitte, gegen Abend, zum Essen einzuladen. Aber er fand ihn nicht zu Hause, und die Frau wußte nicht zu sagen, weder wohin ihr Mann gegangen sei, noch wann er wiederkommen werde. Jeder Andere hätte

nun seine Einladung der Frau übertragen; aber James Hatting dachte anders; ihm war es eben recht, daß er auf diese Weise einen Gast weniger haben werde, und somit hoffen konnte, eine gute Portion übrig zu behalten. Er hatte doch den guten Willen gehabt, seinem Pächter eine Wohlthat zu erzeigen, und dies müsse er eben so ansehen, als wenn er wirklich bei ihm zu Gaste gewesen wäre.

Hatting ging nun zu dem Zweiten; aber auch dieser war nicht zu Hause; und als er dann den dritten, vierten und fünften aufsuchte, traf es sich gar sonderbarer Weise, daß er auch keinen einzigen zu Hause antraf, und ihm auch Niemand sagen konnte, wo er sie auffinden könne. Da ward er ärgerlich, theils deshalb, weil ihm nun die Absicht, seine Pächter durch ein so köstliches Tractament im Guten zu erhalten, vereitelt wurde, am Meisten aber deshalb, weil er nun unnöthiger Weise so viel Geld verschwendet hatte, wovon er, wie er meinte, ein halbes Jahr hätte leben können. Es wäre nun wiederum das Natürlichste gewesen, wenn er das nun einmal bereitete Gastmahl mit seiner Haushälterin verzehrt, und den Rest für die folgenden Tage aufbewahrt hätte, aber das hielt er für eine sündliche Verschwendung. Am Liebsten wäre er nach Hause geeilt, und hätte das Geld seiner Haushälterin wieder abgenommen; aber leider war die Zeit bei seinen vergeblichen Besuchen so weit vorgerückt, daß er zu spät kam und berechnen konnte, daß der Braten bereits am Spieße stäke. Viele Andere hätten es nun wohl auch gemacht, wie der Mann im Evangelio, der ein großes Abendmahl machte und lud Viele dazu; und als alle Eingeladenen sich entschuldigten, daß sie nicht kommen könnten, zu seinem Knechte sprach: „Gehe aus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein.“ Aber James Hatting's Seele war eines solchen Gedankens nicht fähig, und wenn ihm später, wie wir

sehen werden, doch ein solcher Gedanke kam, so war es nur, weil Gott ihm zum Werkzeuge seiner Vaterliebe auserseheu hatte.

In den Abendstunden kam Hatting sehr übellaunig nach Hause. Die Wirthschafterin, welche von dem Vorgefallenen nichts wußte, hatte eine große Tafel bereitet und so weit es ihr möglich war, Alles auf das Beste zugerichtet. „Es ist gerade Zeit, daß Ihr kommt!“ rief sie ihm entgegen. „Der Braten ist fertig, und darf nicht lange mehr stehen, wenn er nicht unschmackhaft werden soll. Ich hoffe, Eure Gäste werden auch sogleich kommen, und wie viel befehlt Ihr, daß ich Stühle setzen soll?“

„Schweigt,“ schrie Hatting die arme Frau zornig an. „Ich habe es gleich gesagt, es ist eine Sünde, so viel Geld für nichtswürdige Leute auszugeben; eine Verschwendung, die ich nicht verantworten kann. Darum tragt nur wieder ab, es kommt Niemand.“

„Was?“ rief die Haushälterin aus. „Es kommt Niemand? Und ich soll mir die viele Mühe und Arbeit umsonst gemacht haben?“

„Ich sage Euch: Schweigt!“ fuhr Hatting fort. „Ich sehe, Ihr habt da noch ein Gericht aufgetragen, zu dem ich Euch keine Erlaubniß gegeben habe. Ich werde Euch somit den Betrag von Eurem Lohne abziehen. Es ist, als ob heute Alles sich verschworen hätte, mich zu ruiniren.“

„Hilf Himmel!“ sagte die arme Frau unter Weinen. „Ist das der Dank für meine Sorge und Arbeit? Bin ich nicht den ganzen Tag herumgelaufen und habe zusammengetragen, was ich nur konnte, und selbst von dem Meinen hinzugethan, was ich hatte, nur um es Euch recht zu machen?“

„So wollt Ihr wohl noch gar Entschädigung haben?“ fuhr der Geizhals sie an. „Es ist richtig, ich soll zu Grunde gehen! Aber das soll Euch nicht gelingen. Augenblicklich

tragt das Essen wieder fort! Morgen werde ich schon selbst dafür sorgen, es wo möglich ohne Nachtheil zu verkaufen! Geht, und räumt hinweg!"

Die arme Frau wollte noch einige Einwendungen machen, aber der Hausherr ließ sie nicht zu Worte kommen, ging dann brummend fort und schloß sich in sein Zimmer ein. Unterdeß war es völlig Nacht geworden, und da Hatting von dem ungewöhnlichen Herumlaufen sehr müde war, beschloß er zeitig zu Bette zu gehen, um dabei zugleich seinen Aerger zu verschlafen. Aber zu dieser Ruhe sollte es diesmal wenigstens nicht kommen. Kaum hatte er nämlich vor Müdigkeit die Augen geschlossen, so träumte ihm, es träte Jemand in sein Zimmer und beugte sich über sein Bett und rief ihm in's Ohr: „Denke an den armen Thomas Hownham. Der leidet mit Weib und Kindern Hunger." Und diese Stimme sprach so laut, daß er darüber erwachte, sich im Bette aufrichtete und ängstlich umherblickte, weil er wirklich glaubte, es müsse Jemand im Zimmer sein, der ihn vielleicht gar bestehlen wolle. Er stand deshalb auf, zündete ein Licht an, nahm einen alten verrosteten Degen zur Hand und durchsuchte alle Ecken und Enden; aber es war nirgends Etwas zu sehen. Darauf prüfte er sämmtliche Schlösser an seinen Geldkästen, und da er Alles wohl verschlossen fand, blies er das Licht aus und legte sich wieder nieder.

Kaum war er aber wieder eingeschlafen, als derselbe Traum sich wiederholte; jetzt däuchte es ihm, als sähe er die Stubenthüre sich öffnen und eine wie aus Nebel gebildete Gestalt hereintreten; diese näherte sich seinem Bette, legte die Hand auf seine Brust, und sagte: „James Hatting, zum zweiten Male melde ich Dir's, der arme Thomas Hownham hat keinen Bissen Brotes, und muß mit Weib und Kind verhungern, wenn ihm nicht geholfen wird." Die Stimme war wiederum so laut und der Druck der Hand auf seiner Brust

so empfindlich, daß er abermals erwachte, sich im Bette aufrichtete und die Augen rieb. „Dummes Zeug!" rief er dann halb ängstlich, halb ärgerlich aus. „Was geht mich Thomas Hownham an! Wer Weib und Kinder hat, mag sie auch ernähren. Wenn ich allen Hungrigen Brot geben sollte, so müßte ich selbst morgen betteln gehen." Diese Ueberzeugung brachte ihm Ruhe und Trost und er legte sich wieder nieder und zwar auf die andere Seite.

Aber das Alles sollte ihm doch nichts helfen. Kaum war er wieder eingeschlafen, so wiederholte sich derselbe Traum zum dritten Male. Dieselbe Nebelgestalt trat auf sein Bett zu, legte beide Hände auf seine Brust und sagte: „James Hatting, hast Du Ohren und hörest nicht? Zum dritten und letzten Male sage ich Dir: Thomas Hownham stirbt mit Weib und Kind Hungers, wenn ihm nicht augenblicklich geholfen wird." Und dabei war es ihm, als ob die Nebelhände tief in seinen Leib einschnitten, daß er mit Angst und Schrecken erwachte, und einen lauten Schrei ausstieß. Er sprang nun eiligst aus dem Bette, zündete sein Licht wieder an, rieb sich dann die Augen, durchsuchte nochmals alle Winkel seines Zimmers und da er wieder nichts fand, rief er ärgerlich aus: „Das muß ein höllischer Betrug sein! Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Dummes Zeug! Was geht mich Thomas Hownham an! Ich bin ihm nicht einen Pfennig schuldig! Wenn er kein Brot hat, ist's nicht meine Schuld! Schlechte Wirthschaft, Verschwendung! Warum hat er das Seine nicht zu Rathe gehalten."

Und dabei ging er mit unruhigen Schritten auf und ab. So sehr er sich aber des Gedankens an den armen Kohlenhändler erwehren wollte, es war ihm nicht möglich; immer und immer wieder war es ihm, als spräche Jemand vor seinen Ohren: „Hownham und seine Leute sterben vor Hunger." Um sich zu zerstreuen, setzte er sich an seinen Schreibtisch

und machte die Interessen-Rechnung und redete dabei immer vor sich hin. Aber er konnte den Namen Thomas Hownham aus seiner Seele nicht los werden; wenn er ein Goldstück prüfend auf den Tisch fallen ließ, so war es ihm, als klänge es: „Thomas Hownham." Das war ihm doch zu arg; und als dabei eine gewisse unerklärliche Aengstlichkeit sich um sein Herz legte, die ihn immer unruhiger machte, so schloß er endlich wie im Zorne seine Thüre auf, rief seine Haushälterin, die glücklicherweise noch nicht zu Bette gegangen war, und fragte sie: „ob sie wisse, wo ein gewisser Thomas Hownham wohne."

„Ihr meint den armen Kohlenhändler?" fragte die Haushälterin. „Der wohnt nicht zu weit von hier. Wollt Ihr Etwas von ihm?"

„Nein!" antwortete James Hatting ärgerlich und barsch. „Nehmet einmal den Braten und ein Brot und tragt Beides augenblicklich hin zu ihm. Aber das sage ich Euch, wenn Ihr nur ein Wort davon laut werden lasset, so jage ich Euch noch diese Nacht aus meinem Dienste."

Als der Geizhals diesen Befehl gegeben hatte und er bald darauf seine Haushälterin das Haus verlassen hörte, wurde es plötzlich ruhiger in seiner Seele; aber je ruhiger er über den närrischen Traum wurde, wie er ihn nannte, desto mehr kehrte sein Geiz zurück und er bereuete es jetzt, daß er sich durch solch' dummes Zeug habe zu einer Verschwendung verleiten lassen, die ihn zu Grunde richten müsse. Um sich einigermaßen zu beruhigen, setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und rechnete, und zählte und wog mehr denn eine Stunde lang, bis er endlich fand, daß er doch vielleicht mit seinem Gelde ausreichen würde, wenn er sich nur hütete, zum zweiten Male ein solcher sündlicher Verschwender zu werden. Dann erst, und fast gegen Mitternacht kehrte er in sein Bett zurück und schlief ungestört bis zum Morgen.

Die Haushälterin that zwar, wie ihr Herr befohlen hatte, schüttelte aber sehr den Kopf über diese ungewöhnliche Freigebigkeit ihres Hausherrn und fürchtete, er werde sie wohl wieder zurückrufen. Da sie nun mit den armen Hownham's herzliches Mitleiden hatte und gar wohl wußte, welche große Wohlthat ihnen durch ein solches Geschenk bereitet würde, so nahm sie eilig den Braten und das Brot und lief, als hätte sie kein gutes Gewissen, nach der Hütte des armen Kohlenhändlers. Sie klopfte an die Thüre ein, zweimal; Niemand antwortete; endlich, immer in Angst, ihr Herr käme ihr selbst nachgelaufen und nähme ihr Brot und Fleisch wieder ab, öffnete sie, trat leise ein, und als sie bei dem hellen Mondschein die arme Mutter mit ihren Kindern auf dem Bette schlafen sah, setzte sie ihre Gabe auf den Tisch an der Thüre ruhig nieder, entfernte sich dann eben so leise und sprach für sich hin: „Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden giebt er's schlafend."

So kam es also, daß Thomas Hownham's Gebet erhöret wurde, ohne daß er erfuhr, wen die Gnade Gottes zum Werkzeuge dazu ausersehen habe; denn an James Hatting hätte er sowohl wie alle Andern gewiß nicht gedacht. Auch hatte dieser Geizhals es am Morgen darauf seiner Haushälterin unter nochmaliger Androhung ihrer augenblicklichen Entlassung verboten, den Vorfall zu erzählen, so daß erst nach dessen zwölf Jahre darauf erfolgtem Tode, als die Frau nichts mehr zu fürchten hatte, die Sache an den Tag kam. Wenn nun Hatting dies strenge Verbot erlies, so könnte man vielleicht glauben, es sei eine Art Bescheidenheit gewesen, um das Gebot des Herrn zu erfüllen: „Wenn du Allmosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut," aber ein solcher christlicher Beweggrund zur stillen Wohlthätigkeit ist der Seele eines Geizhalses fremd; vielmehr waren es

wohl zwei andere Ursachen, die ihn nöthigten, das strenge Verbot zu erlassen; nämlich zunächst der Aerger und die Reue, daß er sich durch einen Traum zur Verabreichung einer milden Gabe hatte verleiten lassen, die er nunmehr, da sie einmal geschehen war, nicht ungeschehen machen konnte, und dann die Furcht, daß, wenn seine erzwungene Wohlthätigkeit an den Tag käme, es sich vielleicht viele Andere könnten einfallen lassen, auf irgend eine Weise ihn zum Wohlthun zu nöthigen. Und das gelang ihm auch; diese Wohlthat, welche ihm nicht einmal als eine wirkliche Wohlthat angerechnet werden kann, blieb die erste und letzte seines Lebens. Er starb mitten im Besitze seines zusammengewucherten Reichthums und hatte somit die Gnade und Langmuth Gottes, der ihm Zeit und Gelegenheit gab, seine Seele zu retten, ungenützt vorübergehen lassen.

Wer denkt hier nicht, da der Geiz doch in der Regel mit dem Reichthume Hand in Hand geht, an das Wort des Herrn: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme," und an das Wort des Apostels: „Der Geiz ist Abgötterei." Und ähnlich spricht Paulus an einem andern Orte: „Denn das sollt ihr wissen, daß kein Hurer, oder Unreiner, oder Geiziger, welcher ist ein Götzendiener, Erbe hat an dem Reiche Christi und Gottes!"

Eine sonderbarliche Brautfahrt.

[illegible]

Eine sonderbarliche Brautfahrt.

[illegible]

Eine sonderbarliche Brautfahrt.

Wenn der Tod in's Haus kommt, und nimmt den Kindern die Mutter hinweg, ist's für den Vater allezeit ein doppelter Schmerz; einmal um seiner selbstwillen, und dann aber um der Kinder willen. Es ist wahrlich kein Geringes, die beste Freundin seiner Seele zu Grabe zu tragen; es ist, als stürbe die eigne Seele zur Hälfte ab, und als sei die andere Hälfte so fremd und heimatlos geworden, daß sie nirgends mehr rechte Ruhe finden kann. Und wenn nun vollends hilflose Kinder nach der todten Mutter rufen und können's noch gar nicht recht begreifen, wie Jemand, und am Allerwenigsten, wie eine gute, treue Mutter sterben kann, dann mag der arme zweifach verlassene Vater oft rechte Mühe mit seinem Herzen haben, daß es aushalte und nicht etwa unchristliche Fragen richte an den Herrn über Leben und Tod.

Ich möchte keinem treuen Mutterherzen wehe oder Unrecht thun; aber doch möchte ich sagen, daß der Tod einer treuen, rührigen Landpfarrersfrau zu der doppelten Wunde in des Mannes Seele noch eine dritte schlage, welche noch größer dadurch wird, daß sie die Gemeinde mitfühlt. Der Mann, als Seelsorger, vermag mit dem Worte Gottes die Niedergeschlagenen wieder aufzurichten und die Nacht bekümmerter Seelen mit dem Lichte evangelischer Tröstungen zu erleuchten; er vermag auch mit der Macht seiner Bußpredigt manchen verlornen Sohn wieder zu gewinnen und manchen Feind des Herrn in einen Anbeter und getreuen Nachfolger umzu-

wandeln. Aber die weibliche Seelsorgerin hat einen ganz eigenthümlichen Kreis ihrer Wirksamkeit; wie eine Altmutter vermag sie die Frauen und Töchter der Gemeinde um sich zu versammeln und mit ihrem Blicke die verborgenen Falten des weiblichen Herzens eher und richtiger zu durchschauen, als der ernstere Mann, dem das Weib oft erst mit wohl hundert Worten und unter vielem Herzklopfen auseinandersetzen müßte, was die treue Pfarrfrau gleich an den Augen absieht, oder in einem Wörtlein das ganze Geheimniß erschaut.

Als Steffenson, der getreue und fromme Pfarrherr, an dem Sarge seiner Gattin stand, blutete sein Herz an dieser dreifachen Wunde; er selber hatte die einzige Freundin seiner Seele, seine Kinder die liebreichste und beste Mutter und die Gemeinde eine Gehilfin an dem Werke ihres Gottesfriedens verloren. Er weinte nicht, als sie die todten Gebeine in's Grab senkten; aber er blickte in stiller Wehmuth erst vor sich hin, dann auf die weinenden Kinder, dann auf die trauernde Gemeinde, und zuletzt hob er das Auge nach Oben und sprach: „Des Herrn Wille geschehe!"

Steffenson war ein wohlhabender Mann. In der Gemeinde war er's freilich nicht geworden, konnte es auch nicht gut werden, da er das Gebet des Herrn: „Den Armen soll das Evangelium gepredigt werden!" Und: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch!" auf eine solche Weise erfüllte, daß in den meisten Fällen, wo er den Gemeindegliedern für seine Mühen die Rechnung machte, es sich durch mancherlei Hin- und Herreden so gestaltete, das Steffenson sich überzeugte, er müsse nicht allein durch einen Strich die ganze Rechnung quittiren, sondern auch noch Etwas heraus geben. Anfangs hatte er seiner treuen Martha die zufälligen Amtseinnahmen überwiesen, daß sie damit die wöchentliche Armensuppe bestreite; aber schon nach wenigen Wochen mußte die besorgte Wirthin ihrem Manne den Antrag

stellen, sie von den zufälligen auf die bestimmten und vesten zu überweisen, wenn sonst die Armen ihre Suppe bekommen sollten.

Steffenson war also ein wohlhabender Mann; es war das nicht unbedeutende Erbtheil seines seligen Vaters, daß ihm reichliche Zinsen brachte, obschon er auch hier sich nicht als guter Rechenmeister erwies. Indeß sein seliger Vater, ein reicher Kaufmann, hatte diesem, seinem einzigen Sohne, die ganze fahrende und liegende Habe gleich mit der letzten Willensmeinung übergeben: „Brich den Hungrigen dein Brot, und Die, so im Elende sind, führe in's Haus;" und da der gehorsame Sohn nicht allein seinem seligen Vater von ganzem Herzen Folge leistete, sondern selber auch seine Herzensfreude daran hatte, die Thränen der Armuth zu trocknen, so geschah es sehr natürlich, daß Steffenson, als er kaum in's stille Dörflein als neuer Pfarrherr eingezogen war, sehr bald die Lahmen, die Krüppel, die Blinden, die Tauben und die Armen sonstiger Art in sein Haus kommen sah, und daß Jeder mit einem „Gesegne euch Gott!" hinweg ging und das Wiederkommen auch nicht vergaß.

Drei volle Jahre hatte Steffenson in seiner Wittwenschaft gelebt und war dabei fünf und dreißig Jahre alt geworden und hatte sich endlich in seine Einsamkeit gefunden; auch die Kinder redeten nicht mehr von der todten Mutter und gehorchten dafür mit Kindesliebe der alten Haushälterin Hannah, die, obgleich fast sechszig Jahre alt, doch noch so rührig im Hause auf und abtrollte, daß ihr Niemand die sechszig Jahre abrieth, wenn sie es selbst nicht sagte; was freilich nicht immer geschah.

Die Kinder redeten also nicht mehr von der todten Mutter; aber desto mehr andere Leute. Zuerst Steffenson selber, der immer noch den Platz, wo seine Martha gesessen hatte, mit stiller Wehmuth betrachtete, und wenn er den Kindern von der Mutter erzählte, dies immer in einem halbleisen

Tone thun mußte, weil die Worte nicht so recht kräftig über die Lippen wollten. Außer dem Pfarrherrn war es aber auch die Gemeinde, absonderlich die Frauen und Mädchen, die sich noch gar nicht recht hinein finden konnten, daß sie jetzt ihre Anliegen alle viel ausführlicher erzählen mußten und auch wohl dann hinzusetzten: „Ach wenn die selige Frau Pfarrerin noch lebte, wäre es doch weit besser!“

Steffenson hatte es bald nach Antritt seines Amtes so eingerichtet, daß an zwei Abenden in der Woche diejenigen Glieder seiner Gemeinde sich bei ihm in der großen Stube versammelten, welche sich in besondern Anliegen an ihn wenden wollten. Daraus war nach und nach eine regelmäßige Versammlung geworden, in welcher bald Dies, bald Jenes von allgemeinem Interesse zur Sprache kam; bald redete Steffenson mit ihnen vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, bald von den merkwürdigen Dingen, die draußen in der Welt geschahen, bald erzählte er ihnen wohl auch aus der alten vergangenen Zeit, was sich da in der Kirche oder im Staate zugetragen hatte. Nun bemerkte Steffenson mit großem Leidwesen, daß nach seiner Gattin Tode die Zahl der Theilnehmer an dieser Versammlung sich in etwas minderte; besonders blieben von den Frauen und Mädchen viele hinweg und kamen etwa nur noch die Matronen und Großmütter des Dorfes. Wenn er nun gelegentlich Diese oder Jene fragte, warum sie sich nicht mehr einfände, schwiegen sie entweder ganz still, oder redeten allerlei sonderbare Ausflüchte, oder sagten es geradezu heraus, daß es sich nicht mehr schicken wolle, weil die selige Frau Pfarrerin todt wäre.

Das hörte Steffenson viele Male mit an, ohne daß er etwas Anderes dabei fühlte, als den still duldenden Schmerz der Verlassenheit; als aber wieder ein volles Wittwenjahr abgelaufen war und die kleine Hausgemeinde sich abermals verringert hatte, sagte er eines Morgens zu sich: „Es soll doch

wohl sein, daß ich wieder eine Mitarbeiterin im Weinberge habe!" Er trug diesen Gedanken viele Wochen mit sich herum, weil er sich mit demselben nicht recht befreunden konnte und sein Herz noch immer Allerlei dagegen aufbrachte. Gewöhnt, Alles seinem Gott und Herrn im Gebete vorzutragen, kam er täglich mit der Frage und Bitte vor Ihn: „Herr, willst Du, daß ich eine Gehilfin wieder habe? Und wenn Du willst, zeige mir an, welche Du erwählet hast für mich?"

Endlich fühlte er in seinem Herzen die volle Freudigkeit zu diesem Schritte; ja es war ihm, als rufe es ihm seine selige Martha selber zu: „Laß mein Werk nicht Stückwerk bleiben, sondern lege es in treue liebe Hände, daß es fröhlich wieder wachse und gedeihe!"

Nun ist es freilich nicht so schnell ausgeführt. Zu der Zeit, als Steffenson lebte, war die bequeme Einrichtung unsrer Tage, nach welcher man seine Hand und sein Herz in den Zeitungen feil bietet, noch nicht so recht allgemein bekannt und beliebt wie jetzt. Sonst hätte Steffenson die Sache sehr leicht machen können. Er hätte nur „auf dem jetzt so beliebten Wege" ein Heirathsgesuch in den allgemeinen Anzeiger, oder in's privilegirte Wochenblatt brauchen einrücken zu lassen; aber Steffenson war viel zu unerfahren und hatte auch gar keinen Sinn für Aufklärung und Fortschritt nach dem Zeitbewußtsein; er hatte zwar auch den Glauben, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, aber er vermochte nicht zu der Wahrheit hindurchzudringen, daß sich der göttliche Rathschluß dann durch den allgemeinen Anzeiger oder durch das privilegirte Wochenblatt kund gebe. Daher kam es, daß ihm die Sache etwas schwer wurde. Er sann hin und her, er ging in die Erinnerung seiner Jugendzeit zurück, er übersah den allerdings kleinen Kreis seiner Familienbekanntschaften, und verfehlte selbst nicht, in den Häusern und Hütten seines Dörfleins verborgene Rundschau in seinem Kämmerlein zu halten. Aber es war

Alles vergebens, so daß er zuletzt wieder zweifelhaft wurde, ob es denn wirklich sein müßte, daß er wieder eine Gehilfin suche.

Und wieder eines Morgens nach einer fast schlaflos und in gläubigem Drängen an den Herrn verbrachten Nacht stand es plötzlich wie vor seinen Augen geschrieben: „Gehe in die Hauptstadt, dort will ich dir zeigen, was ich erwählet habe für dich.“

„In der Hauptstadt?“ fragte er sich: „Trittst du doch dort in eine völlig unbekannte Welt!“ Aber Steffenson war nicht der Mann, der sich noch lange mit Fleisch und Blut besprach, wenn ihm der Wille seines Herrn kund geworden war. Gleich am folgenden Tage machte er sich auf den Weg und wanderte die zwei kleinen Stündchen getrost und fröhlichen Herzens zur Residenz. Er nahm Herberge in einem kleinen Wirthshause und begab sich auf sein Zimmer.

Ja, aber was nun weiter? Welche Schritte hatte er zu thun, um zu seinem Ziele zu gelangen? Der einfältige, weltunkluge Pfarrer hätte sollen in's Heirathsbureau gehen und dort die lange Liste der keuschen und züchtigen Frauen und Jungfrauen übersehen, die sich zum Abschlusse eines ewigen Liebesbundes haben dort einschreiben lassen. Die Liste war ja ganz practicabel eingerichtet und verstattete einen Totalüberblick der leiblichen und geistigen Eigenschaften; und die zehn Thaler an den Heiraths-Büreau-Director sind ein billiger Preis. Aber der einfältige Pfarrherr Steffenson wußte davon nichts und ahnete nichts von diesem, im lieben deutschen Lande so beliebt gewordenen Verehelichungswege. Daher kam es, daß er recht traurig in seinem Kämmerlein saß und zuletzt das Universalmittel zur Erleichterung bekümmerter Herzen anwendete, nämlich daß er in einer stillen Zwiesprache mit dem allmächtigen und gnädigen Lenker unserer Schicksale sich berieth und dann plötzlich von dem Gedanken erleuchtet

wurde: „Gehe aus auf die Straße; die erste Person, die dir begegnet und die nach Gottes und Menschenordnung dein Weib werden kann, die hat der Herr für dich ausersehen!“

Und was that Steffenson? Er setzte seinen dreieckigen Hut auf, nahm seinen großen, gelben Stock zur Hand und ging getrost und ruhig hinaus auf die Straße.

Einer oder der Andere wird wohl in seinem Herzen darüber lächeln, und ich möchte es auch Keinem, der darüber lächelt, rathen, es dem einfältigen Steffenson nachzumachen. Wer also, wie dieser treue Knecht des Herrn, sich so unbedingt und ohne das geringste Bedenken der göttlichen Führung übergiebt, und nicht mit dem leisesten Gedanken daran zweifelt, daß ihm nur Das geschehen kann, was Gott ihm ersehen hat; — wer also schon im Voraus mit dem fröhlichsten Herzen an- und aufgenommen hat, was Gott schicken wird, der kann es ruhig wagen und wird über keine Fehlgriffe in der Wahl seiner Geschicke zu klagen haben. Wer aber mit seinem Glauben noch nicht ganz sicher ist, und will's etwa erst ein wenig probiren, wie's wohl ausfallen möchte, und denkt, er könne es ja im Nothfalle, und wenn's etwas unerwartet abliefe, immer noch machen, wie er wolle, der thut besser, er versucht Gott, seinen Herrn, nicht, und prüft entweder sonst mit gottesfürchtigem Herzen, was er sich erwählen soll, oder wenn ihm auch das zu lange dauert, nun so mag er die zehn Thaler dem Heiraths-Büreau-Director zuwenden. Der arme Mann will ja auch leben!

Steffenson ging seines Weges, die erste beste Straße, die sich ihm darbot. Nun hätte man glauben sollen, auf den Straßen einer volkreichen Residenz brauche man nicht zehn Schritte zu gehen, um nicht auf eine Person zu stoßen, die einem Manne die Hand zum Ehebunde reichen könnte, wenn sie sonst wollte; aber es war doch nicht so. Viel Volkes ging rechts und links an ihm vorüber, aber fast lauter Manns-

voll, oder Kinder, oder keuchende, absterbende Matronen, die fast aussahen, als gingen sie, sich ihren Sarg zu bestellen.

Siehe aber, da kommt plötzlich eine junge Dame daher! Ei, wie zierlich ist ihr Schritt, ganz nach den Regeln des Tanzmeisters abgemessen. Das blinkt von Seide und Gold und Edelsteingeflimmer! Trug sie doch auf ihrem italienischen Strohut eine wahre Blumenausstellung, und das braune Haar war nach der neuesten Mode damaliger Zeit frisirt; und die linke Hand spielte tändelnd mit einem Fächer, auf dem die Sonnenstrahlen mit blinkendem Feuer sich brachen, und auf den rothweißen Wangen und in den dunklen Augen stand's geschrieben und war deutlich zu lesen, wie ihr Herz unaufhörlich die Leute anredete und sprach: Seht ihr nicht, wie schön ich bin?"

Diese glanzreiche Dame schwebte an dem armen Steffenson vorüber, wie etwa, um mit den Dichtern zu reden, eine mit Himmelsäther umflossene Sylphide, oder wie die aus dem Helicon herabgestiegene erste Grazie, oder wie eine leibhafte Göttin, oder auch wie die wundersame Königin der Elfen.

Steffenson senkte mit schmerzlichem Lächeln sein Haupt und sprach: „Nein, das kann nicht sein! Wie möchte ein so eitles Weltkind eine still hinlebende, demüthige Pfarrersfrau werden! Sicherlich hält der Herr nur eine Prüfungsfrage dir vor, ob auch deine eigne Hoffart ganz und völlig in dir ertödtet ist!"

Und dabei bog er unter fortdauerndem Kopfschütteln in eine kleine Seitenstraße ein, verweilte dort, ungesehen von Menschen, ein wenig in ernstem Nachdenken, und trat dann in den andern breiten Weg wieder hinaus. Als er da etwa zehn Schritte abwärts gegangen war und dabei ganz vergessen hatte, auf die Vorübergehenden zu achten, weil er gedankenvoll vor sich hin sah, schlug er zuletzt wieder die Augen

auf und erschrack. Die holde Grazie mit dem goldgestickten Fächer und dem Blumengarten auf dem Haupte kam ihm schnurstracks wieder entgegen, und mochte den stillen, ernsten Wanderer, der gar so altmodisch gekleidet ging und gleich aussah wie ein simpler Landpfarrer, auch wieder erkennen. Aber zum Zeichen, daß ihr dieses Wiedersehen sehr ärgerlich war, und um dem armen, unschuldigen Mann fühlen zu lassen, daß nur der abscheulichste Zufall sie wieder in seine Nähe gebracht habe, schob sie die schönen rosenrothen Lippen etwas vor, ließ links und rechts neben den Mundwinkeln ein Fältlein hervor treten, machte die schönen Aeuglein etwas kleiner und fächelte sich ein wenig Luft in das Angesicht.

So ging sie an ihm vorüber, und war sorgsam bemüht, daß auch nicht ein Faden ihres seidenen Kleides den verachteten Mann berühre.

„Du mein lieber Herr und Gott!" sagte nun Steffenson für sich hin: „das ist ja gar nicht möglich. Was muß ich doch noch für ein eitles, hoffärtiges Herz haben, daß mir der Herr diese Prüfungsfrage nochmals vorlegt! Ich gehe aus, eine treue Martha oder fromme Maria zu suchen, und finde eine Magdalena, die auch noch nicht eine Ahnung von der Buße hat! Nein, nein! der Herr will mich prüfen, ob ich der Thorheit dieser Welt auch wirklich ganz entsagt habe!"

Obgleich Steffenson nun davon überzeugt war, daß diese tanzende Sylphide unmöglich sein ihm vom Herrn bestimmtes Weib sein könne, vermochte er doch das Bild derselben nicht völlig aus seinem Herzen zu bannen; aber ungebeugt in seiner glaubensvollen Zuversicht auf den Herrn Herrn, setzte er seinen Weg weiter fort, in zweifelloser Erwartung, daß ihm nunmehr die rechte Person in den Weg treten werde.

Er verließ zu diesem Zwecke die breite Straße und bog abermals in ein schmales Gäßlein ein, wo er auf Niemanden, denn auf einige Kinder stieß. Hier wandte er sich noch-

mals im stillen Beten an den Herrn, daß er ihm doch anzeigen möge, was er für ihn erwählet habe, und betete namentlich die sechste Bitte mit rechtem Eifer. Nach einer Weile trat er aus dem Gäßlein heraus, und wandte sich eben rechts hin, als nur etwa fünf Schritte von ihm die wundersame Königin der Elfen zum dritten Male vor ihm stand.

Sie selber erschrack sichtbar und blickte den armen Freiersmann, der doch gar nichts davon wußte und von ihr auch nichts wissen wollte, mit den strafenden Blicken einer beleidigten Göttin an; dann aber, als sie erkannte, wie lächerlich doch eigentlich der einfältige Mann vom Lande sei, rümpfte sie genau so, wie die heidnischen Poeten von der stolzen Juno erzählen, ihr schönes Näslein, lächelte ein verächtliches Mitleid, wehte die Luft, die der verachtete Mann durch seine Nähe ihr unrein gemacht hatte, mit dem goldnen Fächer von sich ab, und schwebte dann sylphidenartig die Straße entlang.

Steffenson aber sprach zu sich selber: „des Herrn Rath ist wunderbar, aber er führt es Alles herrlich hinaus! Ich kann nun nicht mehr zweifeln! Dieses Weltkind ist mein Weib!"

Er folgte ihr nun von Weitem nach und sah sie bald darauf in ein Haus eintreten. Vor diesem Hause stand ein Mann, dem man es gleich ansah, daß er eine gar bedeutende Person im Lande oder wenigstens in der Stadt sei. Er trug einen großen dreieckigen, mit Goldtressen besetzten Hut, und hatte ihn genau so, wie der Bonaparte, auf das umfangreiche Haupt gesetzt. Ein gewaltiger Leib schob sich in zirkelrunder Wölbung heraus und war von einer schneeweißen Weste überkleidet, darüber hing ein breites goldgesticktes Bandelier, in welchem ein langes messer- oder hirschfängerartiges Ding steckte; zum Zeichen aber, daß man sich davor nicht fürchten solle, war eine breite, blauseidene Rose über den Griff ge-

näht und sah nun bald aus, wie der Ehrenschmuck eines Regimentstambours. Wichtiger dagegen war ein langer Stab von rothgelbem Holze und mit großem goldenen Knopfe, der genau bis zum Bonapartenhut hinaufreichte. Am Wichtigsten aber war die Miene des gewaltigen Mannes; die Augen waren zwar klein und ein wenig von den feisten Wangen in ihrem freien Umschauen gehindert; aber welche Blicke schossen da heraus! Welches Selbstgefühl, welche Selbstanerkennung der inwohnenden Würde, welches Bewußtsein der immanenten Größe (um mit den Herrn Philosophen zu sprechen) lag auf den beiden vorgeschobenen Lippen!

Steffenson dünkte sich vor diesem Manne so klein und gering, daß ihm fast der Muth abging, mit ihm zu reden. Und doch mußte es sein! Er zog daher in allem schuldigen Respect seinen Hut, und fragte überaus schüchtern: „Entschuldigen Sie, mein Herr, einem Fremden eine Frage. Können Sie mir vielleicht sagen, wer das junge Frauenzimmer war, das eben hier eingetreten ist?"

Der Mann blickte zwar den Fremden mit vornehmer Verwunderung über sein dreistes Gebahren an, aber die respectvolle Haltung und das ganze demüthige Wesen Steffenson's mochte Gnade vor seinen Augen finden; er legte deshalb die rechte Hand hoch an den gewichtigen Stab, ließ die Brust so weit, als es der umfangreiche Leib gestattete, hervortreten und antwortete: „Die junge Dame ist die Mamsell Katharina, die einzige Tochter des reichen Kaufmanns Silberschläger, der dort in dem großen Hause wohnt, wo eben die Kutsche Seiner Excellenz, des Herrn Geheimen Raths von Littelwitz vorfährt. Warum will der Herr das wissen?" setzte er mit vornehmer Miene hinzu.

„Warum?" wiederholte Steffenson, der gar nicht im Stande war, Jemandem eine ausweichende Antwort, oder gar eine Unwahrheit zu sagen: „Weil der Herr es will!"

„Ihr wollt wohl sagen: der gnädige Herr!" fuhr der Mann fort, und hob das Haupt ein wenig in die Höhe, wie Einer, dem plötzlich die richtige Erkenntniß in einer dunklen Sache gekommen ist. „Aha," setzte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu: „nun verstehe ich Euch; Ihr habt auf Befehl Eures gnädigen Herrn Euch nach dieser Mamsell Katharina zu erkundigen!"

„Allerdings!" versicherte Steffenson arglos: „Auf Befehl meines gnädigen Herrn!"

„Nun, Camerad!" fuhr der Mann plötzlich zutraulich fort: „Ich hätte Euch bald für etwas Anders angesehen. Aber nehmt mir's nicht übel, Camerad, Euer gnädiger Herr hat keinen vornehmen Geschmack hinsichtlich der Livrée, die Ihr traget. Ihr sehet so simpel, so, — wie sag ich nur gleich — so gottesfürchtig in Eurer schwarzen Livrée aus. Euer Herr ist doch nicht etwa ein Kopfhänger?"

„Ein einziges Mal war er's!" antwortete Steffenson ruhig: „nämlich, als er am Kreuze verschied!"

Und dabei empfahl er sich mit dem freundlichsten Danke für die erhaltene Auskunft, und schlug den Weg nach dem bezeichneten Hause ein. Der Mann an der Thüre aber blickte mit halbgeöffnetem Munde dem Fremden nach, nickte endlich einige Male mit dem Kopfe, legte dann den Zeigefinger der linken Hand auf die Stirn und sagte: „Haha, nun merk' ich's, bei dem ist's hier nicht ganz richtig!" und ging dann in kurzen Schritten in der Hausflur auf und ab.

Steffenson aber trat, wenn auch mit großem Herzklopfen, doch muthig und getrost in das große Haus, fragte daselbst eine vorübergehende Magd nach dem Zimmer des Herrn Silberschläger, und ward dann zu einer großen, mit Eisen beschlagenen Thür geführt. Als er hier eintrat, erblickte er wohl an zehn Männer, die alle mit Schreiben beschäftigt waren und große Folianten hin und her trugen. Er hoffte,

es würde ihn Einer fragen, was er hier wolle; aber es bekümmerte sich Keiner um ihn, ja es schien fast, als merke es gar Niemand, daß er eingetreten war. Da wagte er's endlich, sich an den ihm zunächst stehenden Herrn mit der Bitte zu wenden, ihm gefälligst zu sagen, wer von ihnen der Herr Silberschläger sei. Der Angeredete blickte ärgerlich von seinem Buche auf, sah den Frager etwas hochmüthig an und winkte endlich, ohne eine Sylbe zu antworten, nach einem Cabinette, zu welchem eine Glasthüre führte.

Steffenson folgte dem Winke, klopfte an, und als es nach einigem Zögern darin „Herein" rief, trat er furchtlos hinein. Da saß denn ein Mann mit grauem Haar und ehrwürdigem Wesen, der, als er in dem Eintretenden sogleich einen Prediger erkannt haben mochte, von seinem breiten Lehnstuhle aufstand, und ihn freundlich fragte, was er wünsche.

„Viel, sehr Viel!" antwortete Steffenson. „Doch zuvor bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen meine Geschichte erzählen zu dürfen."

Es giebt nun Leute, denen es gar nicht recht ist, wenn ihnen Jemand, selbst aus dringendem Bedürfnisse, seine Geschichte erzählen will; sie machen dann untröstliche Gesichter, sprechen, daß sie nicht viel Zeit haben und weisen den Erzähler mit harten Worten ab. Es mag nun wohl sein, daß Vielen wirklich die Zeit dazu mangelt; aber ich habe auch Viele kennen gelernt, denen es an Zeit dazu nicht gebrach, sintemal sie mit der vielen Zeit, die sie hatten, gar nicht wußten, was sie anfangen sollten; aber dann habe ich auch bemerkt, daß sie nur deshalb die Geschichte eines hartbedrängten Mannes nicht anhören wollten, weil sie eine gewisse Abneigung vor Unglücksgeschichten haben, und deshalb einen solchen Erzähler lieber mit etwa einem Groschen abweisen, weil sie fürchten, daß sie etwa einen Thaler geben müßten, wenn sie die Geschichte mit anhörten.

Ich lobe mir doch weltkluge, politische Leute, solche z. B., welche auf die Mission und Bibelgesellschaft ganz erschrecklich böse zu sprechen sind, und immer neue Gründe dawider haben und mit gar verständigen, aufgeklärten Worten ihre Sache führen. Das ist gar fein und politisch; denn wenn sie an der Mission und Bibelsache auch nur ein gutes Haar ließen, könnte ihre Reputation vor der Welt, an welcher doch Einem auch Etwas gelegen sein muß, sie am Ende doch Schande und Ehre halber zwingen, ein Gröschlein mit in den Gotteskasten zu werfen.

Ich lobe mir also weltkluge, politische Leute, die bringen's doch noch zu Etwas in der Welt.

Herr Silberschläger aber war noch nicht so weltklug geworden; er lud den unbekannten Mann zum Sitzen ein und forderte ihn mit den artigsten Worten zur Erzählung seiner Geschichte auf.

Steffenson begann nun also: „Ich bin der Pfarrer einer kleinen und ziemlich armen Dorfgemeinde und habe in Gemeinschaft meines treuen Weibes fünf Jahre lang die Sache des Reiches Gottes an allen Seelen zu fördern gesucht, die der Herr mir anvertraut hat. Da wollte es der Herr, daß meine getreue Martha mich verlassen und sterben sollte. Obgleich ich nun mit meinen Kindern nicht versäumt und verlassen bin, und eine brave, gottesfürchtige Matrone mein Hauswesen zum Besten verwaltet und ich selber nicht im Geringsten daran gedacht habe, mich wieder zu verheirathen, so habe ich doch aus mancherlei Vorfällen und Umständen den Willen Gottes erkennen müssen, daß es nicht gut sei, wenn ich länger ohne Gehilfin bliebe. Ja, der Herr, der alle unsere Schicksale mit allmächtiger und gnädiger Hand leitet, hat mich in meinem Drängen an ihn dessen versichert, daß ich nur in die Hauptstadt gehen möge; daselbst werde er mir schon zeigen, was er erwählt habe für mich."

„Ich komme nun hier an und erfahre weiter in meinem Herzen, daß bei meinem Ausgange auf die Straße die erste Person, die mir begegnen werde und die nach Gottes- und Menschenordnung mein Weib werden könne, für mich vom Herrn ausersehen sei. Und siehe! Ihre Jungfer Tochter ist's, die mir zuerst entgegentritt; da ich aber, — und Sie werden meine Offenheit verzeihen — aus dem ganzen Aeußern Jungfrau Katharinens wahrzunehmen wähnte, daß sie zu weltlich gesinnt sei, um die schlichte Frau eines Dorfpfarrers zu werden, wich ich ihr aus und meinte, der Herr habe mein eignes hoffärtiges Herz damit prüfen wollen. Aber ich sollte bald erfahren, daß meine Wege nicht Gottes Wege sind. Als ich in eine zweite Straße einbiege, ist Ihre Jungfer Tochter wieder die erste Person, die mir entgegentritt; und eben so darauf zum dritten Male, als ich mich zum zweiten Male dem Willen meines Gottes geweigert hatte. Da merkte ich denn nun wohl, daß Jungfer Katharina mir vom Herrn als Gehilfin bestimmt ist, und ich komme demnach, Sie um die Hand Ihrer Tochter und um Ihren väterlichen Segen zu bitten!"

Als Steffenson hier schloß, sah Herr Silberschläger ihn mit der größten Verwunderung an, schüttelte mehrmals zweifelhaft das Haupt und sagte endlich: „Nein, ich kann Ihren Worten nicht mißtrauen; Sie haben ein zu ehrliches Ansehen! Ja, ich muß glauben, daß es Ihr Ernst ist."

„Mein heiligster Ernst!" versicherte Steffenson. „Ich kann nicht anders! Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und thut ihn nicht, ist der nicht doppelter Streiche werth?"

„Gewiß, gewiß!" rief der Kaufmann aus. „Aber erlauben Sie mir nur; — die Sache ist doch zu wunderbar, — oder, da ich nicht im Geringsten an solcher Offenbarung

des göttlichen Willens zweifle, zu plötzlich, zu unerwartet, als daß ich mich sogleich darein finden könnte!"

„Das Wunderbare ist allezeit unerwartet!" sagte der Pfarrer.

„Ja, ja," versicherte Herr Silberschläger auf's Neue: „Aber, mein Herr, haben Sie denn meine Tochter schon gekannt? Oder haben sie mit ihr wenigstens schon ein Wörtlein gesprochen?"

„Keines von Beiden!" lautete die Antwort. „Aber ich weiß doch, was Jungfer Katharina thun wird; ich weiß auch, was Sie selbst, Herr Silberschläger, thun werden!"

„Nun?" fragte dieser verwundert.

„Ich weiß," fuhr nun Steffenson fort: „daß Jungfer Katharina mein Weib werden wird, und daß Sie, edler Herr, Ihren väterlichen Segen für uns schon im Herzen haben."

„Sonderbarer Mann!" rief der Kaufmann aus. „Können Sie in der Menschen Herzen lesen?"

„Nein!" entgegnete der Pfarrer lächelnd. „Aber ich weiß, daß Gott nichts halb thut, und daß er auch sicher und herrlich hinausführt, was er einmal begonnen hat. Und sind Sie, mein Herr, und Ihre Jungfer Tochter nicht eben so dem allmächtigen Willen Gottes unterthan?"

„Gewiß!" bestätigte Silberschläger und war durch die Reden und Antworten des Pfarrers fast wie verstört. „Wenn ich auch selbst, fuhr er dann fort, Ihrem Ansinnen nicht entgegen sein wollte, so widerstrebt es doch völlig meinem Herzen, meine Tochter nach meinem Willen zu zwingen!"

„Jungfer Katharina wird meinem Ansinnen auch nicht entgegen sein!" sprach Steffenson mit Bestimmtheit, doch in aller Ruhe.

„Glauben Sie das nicht zu früh!" entgegnete der Kaufherr. „Meine Katharina ist zwar ein gutes Kind und thut mir mit Wissen und Willen nichts zu Leide; aber sie ist

mein einziges Kind und da mag es wohl sein, daß ich nicht streng genug sie erzogen und sie, — es beschämt mich, daß ich's sagen muß — nicht sehr angehalten habe, ihren eignen Willen zu brechen. Dazu kommt, daß meine Tochter, nicht zu meiner Zufriedenheit, den Glanz und die Pracht der Welt mehr liebt, als sie eigentlich sollte; sie ist eben keine zu fleißige Kirchengängerin, und besucht dafür lieber die Concerte und Bälle der Residenz, und ist ihr überhaupt ein stilles, zurückgezogenes Leben völlig zuwider. Sie sehen also, mein Herr, daß Niemand weniger zu einer demüthigen Pfarrersfrau und noch dazu in einem kleinen, fast verlassenen Dorfe passet, als meine Katharina!"

„Edler Herr," sagte hierauf Steffenson: „das ist allerdings menschlich davon geredet; aber mit dem Worte Gottes dies Alles betrachtet, verschwindet jeder Zweifel. Darf ich Sie bitten, mir vorerst zu sagen, was Ihr Vaterherz zu diesem meinen Anliegen redet?"

„Herr Pfarrer!" antwortete nun Silberschläger: „Ich bin ein wohlhabender Mann, Katharina ist mein einziges Kind, meine einzige Erbin, da wird's eben nicht hoffärtig geredet sein, wenn ich Ihnen sage, daß sich schon mancher Freiersmann für mein Kind gemeldet hat. Aber Katharina hatte an Allen Etwas auszusetzen, es war ihr Keiner schön und vornehm genug; ich glaube, die Thörin wartet in ihrem hoffärtigen Herzen auf einen Grafen oder Freiherrn. Da ich nun mit einem stillen Eide vor Gott gelobt habe, mein Kind zu keiner Wahl zu zwingen, oder auch nur zu überreden, so ist sie bis heute noch ledig und frei. Ich kenne Sie nun nicht, Herr Pfarrer, ich weiß noch nicht einmal Ihren Namen, aber ich halte Sie für einen rechtschaffnen, gottesfürchtigen Mann, in dessen Herzen, wie bei Nathanael, kein Falsch ist. Ob ich es gleich nun sehr gern gesehen hätte, wenn mein Schwiegersohn ein Kaufmann gewesen wäre, wie

ich selber, so trage ich doch kein Bedenken, Ihnen mit aller Offenheit zu bekennen, daß Sie als Gatte meiner Tochter mir von Herzen lieb und angenehm sein würden. Ja, wenn einmal mein eigner und nächster Wunsch bei der Verheirathung meines Kindes unerfüllt bleiben muß, so ist es mir eben herzlich lieb, daß ich einen braven Pfarrer meinen Schwiegersohn nenne."

„Ich wußte," sagte Steffenson darauf, „Sie konnten nicht anders reden. Es wird nun das Nächste sein, mit Jungfer Katharina selber darüber zu reden."

„Nun, das thun Sie nur selber, Sie sonderbarer Freiersmann!" rief der Kaufherr mit gutmüthigem Lächeln aus, und reichte ihm dabei die Hand und drückte die dargebotene herzlich. „Wissen Sie was," fuhr er nun zutraulich fort: „Sie haben die Güte, morgen Mittag mit mir zu speisen. Ich werde meinem Kinde kein Wörtlein von unsrer Verhandlung mittheilen. Aber vergessen Sie nicht, Herr Pfarrer: ich mache Alles von dem Entschlusse meiner Tochter abhängig!"

„So soll es sein!" antwortete Steffenson. „Ich werde zur rechten Stunde morgen wiederkommen!"

Als sich Steffenson hier empfehlen wollte, begleitete ihn Silberschläger bis zur Thüre und verließ ihn mit den Worten Gamaliels: „Ist das Werk aus Gott, so wird's bestehen! Ist's aus den Menschen, so wird es untergehen!"

„Es wird bestehen!" sagte der Pfarrer mit der glücklichsten Zuversicht, und schritt dann zum Hause hinaus.

Am Mittage des folgenden Tages war, wie gewöhnlich, der Tisch mit drei Couverts bedeckt; Vater und Tochter (die Mutter war seit mehreren Jahren zur Ruhe eingegangen) und der fast siebenzigjährige Buchhalter, ein alter Junggeselle, der aus eifriger Arbeit in der Strazza und dem Contobuche

gar nicht Zeit gehabt hatte, einen andern Gedanken, als Zahlen und Ziffern, Debet und Habet, Plus und Saldo und dergleichen Buchhalterische Stereotypideen zu denken, und daher nicht bis zum Nachdenken über das Wort gekommen war: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Diese Drei machten die tägliche Familientafel im Silberschlägerschen Hause aus.

Etwa zehn Minuten vor zwölf Uhr (denn Silberschläger war von der bürgerlichen Mittagsstunde durchaus nicht abzubringen) trat er zu seiner Tochter in's Zimmer und sagte: „Mein Kind, lege doch noch ein viertes Couvert; wir werden heute einen Gast haben."

„Einen Gast?" rief Katharina verwundert aus. „Und das sagst Du mir so spät, lieber Vater? Ich bin ja gar nicht darnach gekleidet, um einen Gast zu empfangen!"

„Warum nicht, liebes Kind?" fragte der Papa. „Ich sollte doch meinen, daß Du, wie immer, ganz artig und sauber gekleidet bist. Uebrigens hättest Du es auch nicht nöthig, Dich in besondere Feierkleider zu hüllen; unser Gast ist ein sehr einfacher, schlichter Mann, der, wenn ich sonst mich nicht täusche, auf derlei Schmuck wenig Werth legt!"

„Ei, wer ist er denn?" fragte Katharina neugierig.

„Ja, wenn ich seinen Namen nur selber wüßte!" antwortete der Vater. „Doch das thut auch nichts zur Sache; in wenig Minuten wirst Du mit eignen Augen sehen und prüfen können!"

„Aber was will er denn hier?" fuhr die Tochter neugierig und etwas beklommenen Herzens fort: „Warum soll er denn mit uns speisen? Und ist er ein Fremder, oder aus der Stadt?"

„Gedulde Dich, mein Kind!" antwortete Silberschläger. „Er mag selber darüber Auskunft geben!"

Indem schlug es zwölf; und mit dem letzten Schlage

trat Herr Zittelmeier, der alte Buchhalter, herein. Seit dreißig Jahren war derselbe nicht eine Minute später oder eher in's Zimmer getreten; mit dem letzten Schlage legte er die Hand auf die Thürklinke; das war unabänderlich.

Herr Zittelmeier war ein ernster, fast finster aussehender Mann, dabei ein wenig mager und hager, und redete nicht gern viel und nicht gern über Dinge, die sich nicht mit Ziffern ausdrücken lassen. Er machte allerdings große Augen, als er ein viertes Couvert auf dem Tische sah; aber er begnügte sich mit einem fast unmerklichen Kopfschütteln und einem flüchtig fragenden Blick nach seinem Herrn Prinzipale.

„Wir werden heute einen Gast haben!" sagte nun dieser, wie vorher zur Tochter.

„Hoffentlich einen Geschäftsfreund!" sagte der Buchhalter.

„Schwerlich!" antwortete Silberschläger, und dabei klopfte es an die Thür. Katharina erschrack; es lag ja in der ganzen Angelegenheit etwas Geheimnißvolles; es war daher nicht zu verwundern, daß sie eben so neugierig als verlegen und ängstlich war. Als nun aber Steffenson hereintrat, derselbe Mann mit dem unmodisch geschnittnen schwarzen Rocke, dem sie gestern zu ihrem größten Aerger dreimal begegnet war, verzog sie ihr hübsches Gesicht in gar häßliche Mienen. Verächtlich und aller Gastfreundschaft Hohn sprechend, wandte sie dem Eintretenden den Rücken und machte sogar Miene, das Zimmer zu verlassen. Aber plötzlich schien sie sich eines Andern zu besinnen; sie wandte ihr Angesicht wieder dem Gaste zu, aber mit so spöttisch-lächelndem Ausdrucke, daß man's ihr gleich anmerken konnte, welchen Empfang und welche Behandlung sie dem armen Pfarrer in ihrem Herzen bereitet.

„Der Herr Pfarrer —" sagte nun Silberschläger und stockte, weil er den Namen nicht wußte.

Der Gast fiel deshalb ergänzend ein und sagte: „Stef-

fenson, aus dem kleinen Dörflein Helferau, zwei Stündlein von hier, nach Abend zu gelegen!"

„Meine Tochter Katharina und der Herr Buchhalter Zittelmeier!" fuhr nun der Hausherr vorstellend weiter fort. „Mein Kind, willst Du nicht das Tischgebet sprechen?"

Katharina hatte dies seit vielen Jahren gethan, und es war ihr das so geläufig und gewöhnlich geworden, daß sie ihre Lippen nur zu öffnen brauchte, und die Worte flossen, wie das rieselnde Wasser aus einem Brünnlein heraus. Ihr Herz wußte freilich wenig oder nichts davon, da sie während des Gebets mit ihren Aeuglein in der Regel die Rockknöpfe des Herrn Zittelmeier zählte, oder auch einen flüchtigen Ueberblick über sich selbst hielt, ob auch das Kleid nicht etwa falsche Falten werfe. Heute jedoch war es ganz anders; als sie die Hände, mit den vielen und blinkenden Ringen daran, gefaltet und die Lippen bereits geöffnet hatte, wollte das Brünnlein gar nicht fließen, und dabei ward sie über und über roth, als ärgere und schäme sie sich zu gleicher Zeit.

„Nun, mein Kind," sagte der Vater, „willst Du nicht beten?"

„Ich weiß nicht, wie's angeht!" antwortete sie endlich zitternd und ängstlich.

„Aller Augen warten —" half nun der Vater ein.

Und nun, da das verstopfte Brünnlein wieder seinen Lauf erhalten hatte, floß es auch so sprüdelnd schnell, daß Niemand, der diese schönen Worte aus dem Psalm nicht selber wußte, im Stande gewesen wäre, auch nur ein Wörtlein zu verstehen. Der Vater schüttelte ärgerlich den Kopf, sagte aber nichts und lud die Gäste zum Sitzen ein.

Nun war aber Katharina nicht die Person, die sich sogleich werfen ließ; es ist wahr, sie hatte sich in Gegenwart des Fremden ein wenig blamirt; aber es schien ihr dies eben recht zu sein, um desto mehr Ursache zu haben, ihre Rache

an dem armen Pfarrer auszulassen. Sie sah es ihm gleich an, daß er ein finsterer, engherziger Mensch sei, der wahrscheinlich auf das fröhliche Leben der vornehmen Stadtwelt nicht gut zu sprechen war, ja welchem das Alles gewiß wie ein Greuel in seinen Augen erschien. Daher beschloß sie, von dieser Seite aus die Geschosse ihres Aergers und Spottes auf den verhaßten Mann zu richten, der die maßlose Kühnheit gehabt hatte, ihr dreimal auf öffentlicher Straße zu begegnen.

„Herr Pastor," sagte sie nun mit ungewöhnlicher Dreistigkeit, „Sie sind gewiß in die Stadt gekommen, um in's Theater zu gehen; heute gerade spielt der Harlequin seine beste Rolle!"

„Nein!" entgegnete Steffenson ganz ruhig und arglos. „Mich dünkt, die Thorheit der Menschen kann man, wenn man sonst will, auf den Straßen und Märkten der Stadt noch besser kennen lernen, als auf dem Theater."

„Doch nicht!" fuhr Katharina eifrig und fast im Tone verletzter Selbstliebe fort: „Der Harlequin tritt wohl in zehnfach anderer Kleidung auf, und wenn er im schwarzen Rocke und dreieckigen Hute und weißem Halstuche kommt, sieht er immer am Närrischsten aus, daß man sich des Lachens nicht enthalten kann!"

„Und was spricht er dabei?" fragte Steffenson ruhig wie bisher.

„Ei, er spricht gar nicht!" antwortete die Jungfer. „Er vagirt nur mit den Händen herum, und wackelt so närrisch über die Straße, und stolzirt mit seinem großen gelben Stocke so gravitätisch einher, daß Einem vor Lachen die Thränen in die Augen kommen. Es ist auch gut, daß er nicht redet; denn es würde doch Alles nur höchst langweilig und verdrießlich sein!"

„Das ist Schade, daß er nicht spricht!" sagte nun der

Pfarrer. „Irre ich nicht, so tritt der Harlequin in solcher Kleidung, wie die Jungfer da beschrieben hat, als ein Schulmeister oder Pfarrer auf; und wenn er in solcher Rolle etwa die Worte Salomo's sagte: „Narren wissen nicht, was sie Böses thun!" so könnte es ihm selber und vielen Andern vielleicht förderlich sein."

Die Jungfer blickte den Gast mit fragenden Blicken an; es schien ihr doch gerade so, als ob der ungalante Mann ihr Etwas zum Angehör sagen wollte. Aber dieser sah so gutmüthig aus, und es war auch so wenig Spur eines erbitterten Gemüthes an ihm wahrzunehmen, daß sie irre wurde. „Er ist nur simpel, aber nicht boshaft!" sagte sie endlich still für sich und nahm sich vor, zu desto größerer Ergötzlichkeit seine Einfalt zu benutzen.

„Ich weiß nicht, Herr Pfarrer," fuhr sie fort: „ob Sie die Mode-Zeitung mit lesen; aber doch wohl. Sagen Sie mir doch, was halten Sie von der neuesten pariser Tracht; die Zusammenstellung des griechischen Geschmacks mit dem spanischen scheint mir sehr genial und geistreich zu sein!"

„Sie irren Sich, Jungfer Katharina!" antwortete Steffenson mit der arglosesten Ruhe und Freundlichkeit. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich eigentlich noch gar nicht weiß, was Sie unter Modezeitung verstehen, da ich noch keine gesehen habe. Es scheint aber, als ob darunter eine Zeitung zu verstehen sei, in welcher die menschliche Hoffart und Eitelkeit ihre Gedanken und Einfälle zu Papier bringt und die vielerlei Art und Weise versucht, auf welche sich der Mensch verkleiden und verstellen kann. Ich muß der geehrten Jungfer ehrlich gestehen, daß dergleichen thörichte, nutzlose Zeitverschwendung, die sich vor Gott auch nicht mit einem Wörtlein entschuldigen läßt, mir herzlich zuwider ist. Es ist dabei nur noch gut, daß der Mensch zwar seinen Leib, aber nicht seine

Seele, nicht sein Herz in so wechselnde Modentracht kleiden kann."

„Leider ist das auch möglich!" sagte hier Herr Silberschläger, während seine Tochter sich vor Aerger auf die Lippen biß, und mit Gabel und Messer etwas wählerisch im Gemüse herum fuhr. „Zwar kann der Mensch seine Seele nicht mit bunten Lappen behängen, aber die falschen gleißnerischen Worte, das süßfreundliche Lächeln, hinter welchem oft nur der Lug und Trug lauert, ist doch im Grunde nichts Anderes, als die Modetracht der Seele!"

„Edler Herr!" fiel hier Steffenson mit freudigem Tone und lächelnden Blicken ein: „Wie erquicken mich diese Ihre Worte. Ach, es thut überhaupt dem Herzen wohl, Jemanden ein ernstes gottesfürchtiges Wort reden zu hören; aber aus dem Munde eines bejahrten, erfahrnen Mannes wird solches Wort doppelt lieb und werth; denn es enthält das Siegel der Lebenswahrheit!"

„Scheint es doch," sagte der Kaufherr weiter: „als ob Sie, Herr Pfarrer, nicht immer ernste Worte reden hörten. Ich sollte doch glauben, daß bei Ihnen und in Ihrer Gegenwart das ganz in der Ordnung wäre!"

„Ach leider nein!" entgegnete Steffenson: „Ich muß manches eitle, unnütze, hoffärtige und sogar gottlose Wort mit anhören, selbst ohne daß ich es rügen darf oder kann. Ich habe sogar die traurige Erfahrung gemacht, daß namentlich junge Leute, die von Gott und seinem Worte wenig oder nichts wissen, mit besonderm Fleiße in Gegenwart eines Geistlichen von weltlichen Dingen reden, und ihren Spott damit treiben."

„Also wirklich, um über den Geistlichen zu spotten?" fragte Silberschläger mit Verwunderung.

„Wenn auch das eben nicht!" antwortete der Pfarrer. „Es gilt vielmehr, so sonderbar dies auch klingen mag, dem

lieben Gott selbst und seinem Worte. Leute von natürlichem, noch nicht wiedergebornem Herzen haben in der Regel eine Feindschaft gegen das Evangelium und einen Widerwillen gegen die ganze kirchliche Zucht- und Heilsordnung. Da nun der Prediger des Wortes dasselbe zu lehren, damit zu strafen und zu züchtigen hat, so lassen sie ihren Ingrimm gegen die Heilswahrheit zuerst an dem Verkündiger derselben aus. Es ist fast, setzte er mit kurzem Lächeln hinzu, als ob diese armen, unverständigen Leute durch ihre Angriffe auf den geistlichen Stand dem lieben Gott selber einen Possen thun zu können meinen."

„Entsetzlich!" rief Herr Zittelmeier aus, der mit ganz besonderer Aufmerksamkeit dem Gespräche zugehört hatte.

„Doch mehr betrübend, als entsetzlich, geehrter Herr!" sagte Steffenson. „Diese Leute wissen ja nicht, was sie thun; und Unwissende sind doch immer sehr zu beklagen. Und eben, weil ich erfahren habe, daß die Predigt nicht genug ist, um des Herzens Unverstand und natürlichen Dünkel zu brechen, und der Prediger, wenn er nur von der Kanzel oder vom Altar herab mit seiner Gemeinde redet, der einzelnen Seele immer noch zu fern bleibt, eben deshalb habe ich auch in meinem Hause besondere Versammlungsstunden geordnet, wo ich mit den Leuten in der offensten, bündigsten Sprache rede, und einem Jeden Einzelnen zu geben suche, was ihm gerade noth thut. Dies geschieht besonders des Sonntags, wenn der öffentliche Gottesdienst vorüber ist, und ich gestehe Ihnen, daß diese Stunden mir fast noch lieber sind, als der allgemeine Gottesdienst, um des besondern Segens willen, den sie stiften. Als meine liebe, selige Martha noch lebte, war sie mir dabei wie eine Diaconissin zur Seite und wußte mit den Frauen und Töchtern des Dorfes so geschickt vom Reiche Gottes zu reden, daß ich oft, ob meiner eignen nüchternen Rede, mich schämte."

„Sie sind also ein Wittwer?" fragte Katharina hier schnell und das in solchem heftigen Tone und mit so finstern, ärgerlichen Blicken, daß sie fast das Ansehen eines gestrengen Herrn Gerichtsdirectors hatte, der sich ganz übermäßig freut, den Angeklagten auf einem neuen Verbrechen ertappt zu haben.

„Gott hat es so gewollt!" antwortete Steffenson ruhig und setzte in aller Unschuld hinzu: „Nach menschlicher Ansicht möchte ich sagen, daß meine treue Helferin Martha durch Niemanden wieder ersetzt werden kann; aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Ich bin gewiß, daß der allmächtige Herr der Kirche mir eine Gehilfin zuführen wird, oder vielmehr schon zugeführt hat, die das Werk meines Amtes mit fördern wird. „Ach," fuhr Steffenson mit bewegterm Herzen fort: „Die Erde mag tausend reiche Freuden bieten, und eine getreue und fleißige Amtsführung mag überall ihren reichen Segen haben und das Herz froh machen, aber die Freude, eine Seele, die von ihrem Heiland und Erlöser nichts wußte, oder nichts wissen wollte, eine solche Seele zur Erkenntniß und zur Liebe zu Christo geführt zu haben, das ist der Freuden aller größte, und der Segen reichster!"

Der Hausherr nahm diese Worte mit ernstem zustimmenden Nicken seines grauen ehrwürdigen Hauptes auf und ließ aus seinen Blicken und Mienen erkennen, daß der Pfarrer seine ganze und herzliche Hochachtung ihm abgenommen habe. Herr Zittelmeier war heute auch wie ein ganz anderer Mensch; sonst aß er still und fast theilnahmlos und dabei in großer Eile sein Mittagsbrot; er hörte fast niemals, was Vater und Tochter mit einander redeten und zeichnete oft mit der Gabel oder dem Messer Zahlen und Ziffern auf's Tischtuch; aber heute hielt er oft mit Essen inne, legte Messer und Gabel bei Seite und blickte den Pfarrer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an. Zum Reden brachte er's freilich auch heute nicht; aber es schien, als hätte er dafür mit sei-

ner Seele einen gar eifrigen Discours. Seine magern Lippen bewegten sich oft seltsam, und ein fast zitterhaftes Nicken seines kahlen, zusammengetrockneten Hauptes verrieth Beifall und Zustimmung, Dinge, die ihm sonst ganz fremd waren.

Nur Jungfer Katharina zeigte durch ihr ganzes Benehmen, wie unbehaglich ihr zu Muthe war. Das Essen wollte ihr ebenfalls nicht recht schmecken; sie stocherte hin und her im Gemüse, nippte davon wie ein Vöglein und machte dabei ein so bitterböses Gesicht, als müsse sie, statt des gewohnten Confectes, schwarzes Haferbrot essen. Sie warf mehrmals fragende und stechende Blicke auf den Pfarrer und schien immer ärgerlicher zu werden, daß sie nichts Rechtes finden mochte, worüber sie in billigen Zorn gerathen konnte. Wenn Steffenson nur eine einzige hämische oder satyrische oder finstere Miene gemacht hätte, so wäre doch ein plausibler Grund vorhanden gewesen, mit ihm anzubinden; aber der abscheuliche Mann saß da, so arglos, so herzensfreundlich, so mild und sanft in Blick und Miene, daß sie bitterlich darüber erzürnte und zu sich selber sprach: „Ich gäbe gleich was darum, wenn er boshaft wäre, und nicht simpel."

Indeß schlug es an der großen Wanduhr im tiefen, melancholischen Tone ein Uhr; dieser Ton durchzitterte Herrn Zittelmeier's Seele. Verdrießlich stand er auf und legte seine Serviette zusammen.

„Wollen Sie heute nicht noch ein wenig bleiben?" fragte der Principal.

„Es geht nicht, Herr Silberschläger!" antwortete er, und dabei wandte er sich nach der Thür. Als er dieselbe schon geöffnet hatte, kehrte er plötzlich wieder um, ging auf Steffenson zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Herr Pfarrer, Sie sind ein Ehrenmann!" und dann verließ er rasch, in großer Verwunderung über seine ungewöhnliche Saumseligkeit das Zimmer.

„Alberner Mensch!“ zürnte Katharina schnell für sich hin.

„Ich hätte ihn nicht halten können!“ erläuterte der Hausherr. „Seit dreißig Jahren verläßt er mit dem Glokkenschlage Eins den Tisch, selbst wenn er noch nicht gesättigt wäre. Aber, Herr Pfarrer, Sie haben heute ein Wunder an ihm gethan; Sie haben ihn zu einem Urtheile und was die Hauptsache ist, zur Aussprache desselben genöthigt!“

„Er ist ein lächerlicher Pedant!“ fiel Katharina zürnend ein. „So wenig er spricht, so kann er doch nicht Alles verantworten, was er redet!“

„In Bezug auf seine Aeußerung, die mir galt, hat die Jungfer allerdings recht!“ sagte Steffenson mit aller Freundlichkeit. „Er hat mich einen Ehrenmann genannt; ich bin nun zwar kein Mann der Schande und der Unehre vor Menschen, aber wenn ich meiner Ehre vor Gott gedenke, so wird sie zu nichte; ich kann mich, wie Sanct Paulus, nur meiner Schwachheit rühmen; und ich wünschte, Herr Zittelmeier hätte mir Zeit gelassen, die mir unverdient erwiesene Ehre zurückzugeben. Es ist für die christliche Ehre schon viel gewonnen, wenn Jemand, nach dem Gebote des Evangeliums, nicht mehr von sich hält, als sich gebührt, zu halten; ein Gebot, was besonders der Jugend noch gar schwer wird, zu erfüllen!“

„Der Mann ist wahrhaft unausstehlich!“ sprach Katharina still vor sich hin und erhob sich ebenfalls von ihrem Sitze, um das Zimmer zu verlassen. Da gab der Vater Herrn Steffenson einen Wink, und dieser begann nun freundlich, und ohne sichtbare Bewegung seines Herzens also:

„Jungfer Katharina, ich wünschte sehr, daß Sie uns nicht verließen; ich habe noch eine Frage an Sie zu richten, auf welche die Antwort Ihnen nicht schwer fallen wird.“

Katharina erschrack und zitterte am ganzen Leibe. Ihr natürlicher Wille war, dem verhaßten Manne ohne Weiteres den Rücken zu kehren; aber es war, als fehle ihr der Muth

dazu! Sie legte dafür den verächtlichsten Spott in ihre Mienen und antwortete: „Ich wüßte nicht, welche Frage der Herr Pfarrer mir thun könnte, die vom geringsten Interesse für mich wäre!"

„O doch, werthe Jungfer!" entgegnete Steffenson in aller Ruhe. „Sie wissen, daß ich ein Wittwer bin, und daß ich für mein Haus und Amt eine treue, liebe Gehilfin brauche. Ich frage Sie deshalb, wollen Sie diese treue, liebe Gehilfin mir werden?"

Katharina erglühte über und über; aber es war die Gluth eines beleidigten, zürnenden Gemüthes. „Herr Pfarrer," antwortete sie heftig: „Ich bewundere Ihre Dreistigkeit! Sie haben nichts gethan, als mich mit ihren Reden gekränkt und beleidigt, Sie haben Sich über mich lustig gemacht, und mit Ihren bittern, giftigen Pfeilen mein Herz verwundet; und doch fragen Sie mich, ob ich Ihre Gattin werden will! Wahrhaftig, das ist ja wie auf dem Theater!"

„Mit ruhigem Lächeln entgegnete Steffenson: „Wie liegt doch in jedem Ihrer Worte eine große Selbsttäuschung. Das Rühmen ist mir zwar nichts nütze; aber doch darf ich sagen, daß ich kaum fähig bin, Jemanden mit Wissen und Willen zu kränken und zu beleidigen, noch viel weniger, mich über Jemanden lustig zu machen. Nur die Thorheit eines Menschen könnte dazu Veranlassung geben, aber die Thorheit fordert vielmehr zum Mitleide und zur Fürsorge für die irrende Seele auf. Und bittere, giftige Pfeile nennen Sie meine Worte? Liebe Jungfer, Sie haben ohne Zweifel nur von der sonderbaren Kraft des göttlichen Wortes reden wollen, das einem doppelschneidigen Schwerte gleicht und allerdings Seele und Leib durchdringet, aber nur, um die Wunden mit dem köstlichsten Balsam wieder zu heilen. Und dann meinten Sie, dies sei Alles so, wie auf dem Theater. Ich habe als ein unwissender, thörichter Knabe das Theater zu-

weilen besucht, und davon keine andere Erinnerung behalten, als die an Heuchelei und Verstellung und allerhand betrügerisches Wesen, mit welchem die Leute auf den Bretern sich einander übervortheilen. Ich meine es aber von Grund meines Herzens ehrlich und redlich, und kann somit nur glauben, daß Sie, liebe Jungfer, gar nicht geahnet haben, wie irrig Sie über mich urtheilen!"

Obgleich diese Widerlegung nichts weniger als geeignet schien, das zürnende Gemüth der Jungfer Katharina zu versöhnen und sie sich die Anträge eines Freiers ganz anders, und zierlicher, zärtlicher, romantischer und theatermäßiger wohl gedacht haben mochte, so lag doch auch wiederum in dem milden, arglosen Tone des sonderbaren Mannes so viel Versöhnliches und Gutmüthiges, daß ihr Ingrimm sich milderte, und sie, wenn auch noch so finster und mürrisch, doch weniger heftig antwortete:

„Ihre Anfrage ist aber doch unerhört! Ich kenne Sie nicht und Sie kennen mich nicht!"

„Das thut nichts!" entgegnete Steffenson freundlich: „Der Herr kennet uns Beide, und das reicht vollkommen aus."

„Der Herr?" fragte die Jungfer: „Welchen Herrn meinen Sie?"

„Den Einen, der allein unser Herr ist!" antwortete der Pfarrer: „Den allmächtigen Herrn, der der Menschen Herzen wie Wasserbäche leitet, der, wo Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen ist, den Herrn, der durch seinen Geist in alle Wahrheit leitet!

„Ich verstehe Sie nicht!" erwiderte Katharina, abschon mit einer Miene, die wohl annehmen ließ, daß ihr die Worte des Pfarrers nicht völlig dunkel geblieben waren.

„Doch, ehrsame Jungfer!" entgegnete der unerbittliche Tadler: „Ihr Herz sträubt sich wohl noch sehr gegen die

Wahrheit des Gotteswortes; aber Sie sind doch nicht offenbar feindlich gesinnt. Auch die Heiden wissen, daß ein Gott ist, unter dessen Regiment sie sich zu beugen haben, warum nicht eine christlich erzogene Jungfrau! Darum bitte ich Sie, mir offen und ehrlich auf meine Frage zu antworten."

Ernste, finstere Gedanken zogen über Katharina's Angesicht; ihre Seele mußte einen fast wunderlichen Kampf kämpfen, nicht zwischen Ja und Nein, sondern vielmehr zwischen der Art und Weise, in welcher sie entweder das Ja oder das Nein abgeben wollte. Endlich leuchtete es fast wie ein Spott aus ihren Blicken, als sie antwortete:

„Offen und ehrlich soll ich Ihnen antworten? Nun ja! Was sollte mich auch daran hindern! Ich wäre eine arge Lügnerin, wollte ich sagen, daß ich nur jemals die geringste Lust gehabt hätte, die Frau eines Pfarrers zu werden; und ich habe auch jetzt keine Lust dazu. Aber die Sache fängt an, um ihrer Abenteuerlichkeit willen mir zu gefallen. Es kann im Grunde mir einerlei sein, welches Standes mein Herr Gemahl ist, da ich für mich selber doch immer leben werde, wie es mir eben gefällt. Darum sage ich: Ja! Ich will mir den Namen einer Pfarrersfrau gefallen lassen; ich will, um des romantischen Verlaufes willen, sogar das Opfer bringen, mit Ihnen auf Ihr einsames, fried- und freudloses Dorf zu ziehen, aber unter drei Bedingungen. Wenn Sie mir diese mit Ihrem Worte zugestehen, so werde ich Ihre Frau; wo nicht, so nehme auch ich meine Zusage augenblicklich zurück!"

„Wenn ich es ohne Verletzung göttlicher Gebote thun kann, so gestehe ich Ihnen Alles zu, was Sie fordern!" antwortete Steffenson.

„Meine drei Bedingungen," fuhr nun Katharina fort, „sind diese: „Erstens muß ich eine besondere und mir ausschließlich eigene Equipage haben, damit ich, so oft ich will,

in's Theater, in's Concert oder sonst zu den öffentlichen Lustbarkeiten in die Stadt fahren kann. Die Farbe der Pferde habe ich am Liebsten hellbraun, und von großer ansehnlicher Gestalt; die Farbe und den Schnitt der Livrée meines Kutschers und des Domestiken behalte ich mir noch vor, zu bestimmen!"

„Kind!" rief der Vater hier fast mit Entsetzen aus: „Weißt Du auch, was Du forderst! Eine Landpredigersfrau will Kutsche und Pferde halten, um die Lustbarkeiten der Stadt zu besuchen! Nein, das ist nicht möglich, Katharina; das kann nicht Dein Ernst sein!"

„Und doch, lieber Vater!" entgegnete sie mit bestimmtem Tone: „Ich thue es nicht anders! Da ich mich nun einmal zu dem sonderbaren Handel entschlossen habe, warum soll ich den Preis nicht bestimmen, um welchen ich mich selber in den Kauf gebe?"

„Es sei so!" sagte nun Steffenson in aller Würde und Milde: „Sie sollen mit Ihrem Eintritt in mein Haus Ihre eigene Equipage haben, über die zu gebieten ich mir selber niemals erlauben werde!"

„Gut!" sprach Katharina, aber mit etwas gestörtem Leichtsinne, als sei es ihr nicht ganz recht, daß Steffenson keinerlei Widerspruch erhoben habe. „Zweitens," fuhr sie nun fort: „brauche ich einen Friseur. Daß er gerade als Domestik im Hause wohnen soll, will ich nicht verlangen; aber er muß täglich und so oft ich es will, zu meinen Diensten sein!"

„Kind!" rief der Vater auf's Neue aus und schüttelte mit schmerzlicher Miene sein graues Haupt.

„Auch diese Bedingung gehe ich ein!" sagte Steffenson mit derselben Würde und Milde im Tone.

Katharina biß sich fast ärgerlich auf die Lippen; es wurde immer klarer, daß sie mit diesen Bedingungen nur ein Spiel

treibe, um den ungebetenen und unbequemen Freier zu nöthigen, seinen Antrag zurückzunehmen. Als sie nun aber merkte, daß Steffenson in allem Ernste dies aufnahm und in allem Ernste seine Zusage gab, wurde es ihr doch ein wenig bange um's Herz. Jetzt galt es nun eine dritte Bedingung zu stellen, auf welche der Pfarrer nicht eingehen könne und werde; sie beschloß, ihn auf der empfindlichsten Seite anzugreifen, und, wie sie wohl gemerkt hatte, gerade seine liebste Hoffnung zu zerstören.

„Sie haben mir gesagt," fuhr sie nun weiter fort: „daß Sie, namentlich des Sonntags, religiöse Privatversammlungen in Ihrem Hause haben, an welchen Ihre verstorbene Frau sebstthätigen Antheil genommen hat. Ich stelle nun drittens zur Bedingung, daß von einer Theilnahme an diesen Versammlungen von meiner Seite gar nicht die Rede sein kann, und daß Sie mich weder mit Blicken, noch mit Geberden, noch mit Worten dazu auffordern. Sobald Sie es thun, werde ich Ihr Haus auf immer verlassen!"

Als Katharina diese dritte Bedingung aussprach, überzog eine leise Wehmuth das edle Angesicht des Pfarrers; die hoffärtige leichtsinnige Jungfer hatte nicht unrichtig gerechnet, daß sie mit dieser Bedingung die schönste und lieblichste Hoffnung des ihr unangenehmen Mannes vernichten würde. Steffenson blickte einige Augenblicke still vor sich hin; dann lagerte sich wieder über seine Mienen das gläubigste Vertrauen auf die Führung des Herrn und er sprach: „Es sei so: Ich gebe Ihnen, als ein ehrlicher Mann, Hand und Wort, daß ich Ihre drei Bedingungen eingehen und mit Gottes Hilfe sie halten werde!"

Das war zu viel für das leichtsinnige Mädchen! Eine Mischung von Aerger, Schmerz, Spott und Hohn und bitterer Täuschung zeigte sich in ihrem ganzen Wesen; endlich kam noch eine andere Bewegung ihres Herzens dazu; das war

der Trotz. „Nun denn," sagte sie heftig: „Ich sehe nun wohl, es soll so sein, und ich halte mein Wort! Vater!" wandte sie sich nun an diesen, indem sie dem Pfarer ihre Hand reichte: „Ich erkläre vor Dir, daß ich dieses Mannes eheliches Weib werden will. Du warst Zeuge meines und seines Wortes. Segne uns, wenn Du kannst!"

„Mein Kind!" sagte der Vater und erhob sich von seinem Stuhle: „Ich habe Dir gelobt, daß ich Deinem Willen in dieser ernsten Angelegenheit Deines Lebens nie entgegen sein werde; ich halte auch mein Wort. Ich kenne den Herrn Steffenson erst seit gestern, aber ich weiß es, er ist in Wahrheit ein Ehrenmann, wie mein alter Zittelmeier sagte. Ich lege meine Hand auf Eure beiden mit der festen Zuversicht, daß ich geschehen lasse, was Gott wohlgefällig ist, und mit meinem besten Vatersegen. Aber!" setzte er ernst und bedeutsam hinzu: „Mein Kind, irre Dich nicht! Gott läßt sich nicht spotten!"

Katharina erbleichte; aber bald gewann sie wieder frischen Muth und sagte: „Herr Steffenson, ich bin vor Gott und Menschen Eure verlobte Braut. Ich halte mein Wort, haltet Ihr auch das Eure!"

Und dabei füllten sich ihre Augen mit Thränen, die über die Röthe des Trotzes auf ihren Wangen herab liefen, und sie eilte rasch aus dem Zimmer.

„Der Herr wende Alles zum Besten!" sprach der Kaufherr und senkte dabei sein graues Haupt in tiefer Wehmuth.

„Er hat es schon gethan! Und er wird's ferner thun!" sagte Steffenson mit einer Ruhe und Freudigkeit, als wäre seine liebe, selige Martha von den Todten wieder auferstanden.

Dann ritt er heim in sein stilles Dörflein!

Zwei Monate darauf gab es auf der Pfarre zu Helferau viel ungewöhnliches Leben; seit etwa acht Tagen war die neue Pfarrfrau eingezogen und hatte eine ganz neue Ordnung

der Dinge im Hause herbeigeführt. Frau Katharina bewohnte die obern Zimmer, die bisher Steffenson mit seinen Kindern und der alten Haushälterin inne gehabt; aber weil die junge Frau erklärt hatte, daß sie nicht gewohnt sei, zu ebener Erde zu wohnen, räumte Steffenson ohne Weiteres den Platz, und überließ seiner Gattin Alles, was sie nur wünschte. Sie hatte sich eine Kammerjungfer, Namens Heliodora, mitgebracht, welche nun in der vormaligen Studirstube des Pfarrers ihre Wohnung aufschlug und ein kleines zurückgebliebenes Bücherbret auch zur Aufstellung ihrer mitgebrachten Bibliothek benutzte.

Das war nun freilich ein etwas sonderbarer Wechsel; bisher hatten auf diesem Brete neben der Bibel die Predigt-Manuscripte des Pfarrers ihren gewöhnlichen Platz gehabt; jetzt prangten darauf im zierlichen Goldschnitte die Werke ganz anderer Notabilitäten; als da sind: „Ausgewählte Ritter- und Räubergeschichten" von Spieß, Cramer, Leibrock und den übrigen großen Geistern: ferner: „Dr. Albrechts Kunst zu gefallen." „Funfzig Mittel, die Schönheit zu erhalten." „Die sechszehnte Auflage vom Complimentirbuch." „Der Briefsteller für Liebende." „Des Freiherrn von Knigge Umgang mit Menschen," der aber noch nicht gebunden und aufgeschnitten war; und daneben als eine Art Ausgleichung „Witschel's Morgen und Abendopfer„ in schwarzen Safian mit goldenen Arabesken auf dem Rücken, aber frei von allen Spuren der Benutzung.

In dem Wohnzimmer der Frau Pfarrerin, dem größten und schönsten im ganzen Hause, sah es noch ganz anders aus. Die prachtvollsten Möbel, Divans, Secretairs, zwei Spieltische von Mahagoni, mit gestickten Polstern belegte Stühle, Alles das war in gewöhnlicher Ordnung aufgestellt; weiche, buntfarbige Teppiche breiteten sich über den ganzen Boden aus; die seltensten Blumen und Gewächse prangten auf den

Fenstern; grünseidene Vorhänge fielen in malerischen Falten von der Decke an bis auf den Boden herab und bereiteten ein fast zauberhaftes Halbdunkel. Dabei herschte innerhalb dieser Räume die strengste Ordnung und Pünktlichkeit.

Früh um acht Uhr trat Heliodora, die Kammerjungfer, an das Bett der Gebieterin und fragte nach ihren Befehlen; nach eingenommenem Frühstück hatte der Friseur Zutritt, der mit seiner zarten und geschickten Hand das seidene Haar der jungen Frau in die bezauberndsten Locken zu legen wußte. Dann meldete der Domestik, daß der Kutscher angespannt habe, und nun trugen die zwei flüchtigen Rosse des Pfarrers Eheweib in die Residenz, von wo sie in der Regel mit einbrechendem Abende, oft aber auch erst gegen Mitternacht zurückkehrte.

Zuweilen brachte die besorgliche und zärtliche Katharina, in ihrer Eigenschaft als Stiefmutter, eine große Düte Bonbons und allerlei Confect mit, und Heliodora hatte den Auftrag, dieselbe unter die Kinder zu vertheilen; die junge Frau selber machte sich nicht gern mit den Kindern etwas zu schaffen und fürchtete, der kleine Heinrich besonders möge mit seinen Fingerlein ihr seidenes Kleid anrühren und Flecke darauf machen.

Und dies angenehme Leben war Sonntags und Wochentags immer dasselbe, nur mit dem Unterschiede, das Frau Katharina am Sonntage, als eine gute Christin, dem religiösen Bedürfnisse ihres Herzens auch ein Gnüge that. Zwischen der Frühstücks- und Frisirstunde las dann Heliodora eine Witschel'sche Morgenandacht mit lauter Stimme vor, und die Kammerjungfer verstand das so gut, das die Hausfrau allemal sich zu dem Ausbruche der Bewunderung getrieben fühlte: „Ach, wie schön ist das!“ Dann fragte sie, ob der Comödienzettel für heute Abend angekommen sei; und wenn das Stück ein recht hübsches war, was sich glücklicher Weise immer so fügte, ging's dann auf den Flügeln freudiger Sehnsucht in die Residenz.

Und Steffenson, was that er? Ach, wenn sein Weib in der glänzenden Carosse zum Hofthore hinausfuhr, blickte er ihr wohl mit tiefer Wehmuth nach, aber das war auch das einzige Zeichen des Mißfallens, das er sich erlaubte. Er empfing sie bei ihrer Rückkehr mit der herzlichsten Freundlichkeit; er fragte sie zwar nicht, wie es ihr gefallen habe, denn das vermochte er doch nicht; aber er äußerte auch nicht mit einem Wörtlein, daß er unzufrieden damit sei.

Bei Tische, wenn anders Katharina etwa bei ungünstigem Wetter nicht zur Stadt gefahren war, fand sich für ihn fast die einzige Gelegenheit, mit ihr etwas länger zu reden, oder vielmehr, sie länger reden zu hören. Denn sie erzählte dann von Diesem und Jenem, was sich in der Residenz Neues und Merkwürdiges begeben; sie brachte dann in der Regel auch ihre weitern Wünsche an und war so heiter und fröhlich, wie es nur ein Weib sein kann, dem alle Wünsche in Erfüllung gehen.

Steffenson dagegen hatte bei seiner Gemeinde einen etwas schweren Stand erhalten; wenn des Sonntagsnachmittags die Männer und Frauen zu ihm kamen, so klagten sie ihm mit gar schmerzlichen Worten, wie das Beispiel der Frau Pfarrerin gar verderblich auf die Leute im Dorfe wirke. Die guten Leute waren freilich gewohnt gewesen, daß die erste Gattin ihres Pfarrers, die selige Martha, nicht allein die erste und letzte mit ihnen in der Kirche war, sondern auch, daß sie bei den Sonntagsversammlungen unter ihnen weilte, und mit ihnen wie eine Herzensfreundin und wahre Seelsorgerin verkehrte. Aber Frau Katharina war noch nicht ein einziges Mal in den sechs Wochen ihrer Anwesenheit zur Kirche gekommen; der Kirchenstuhl der Frau Pfarrerin blieb verwaiset und verlassen; denn das alberne Gerede einiger alten Frauen, daß sie zu zweien Malen den Geist der seligen Frau Martha

hätten auf dem Stuhle sitzen und der Predigt zuhören sehen, war doch nichts als eine Erfindung.

Steffenson hatte alle Mühe, die Anklage der Dorfleute gegen seine Hausfrau nicht zu laut und heftig werden zu lassen. „Geduldet Euch nur, lieben Leute," sagte er dann: „Der Herr thut nichts halb. Und menget Euch nicht in sein Regiment. Des Herren Rath ist wunderbar, aber er führet es Alles herrlich hinaus. Sorget Ihr selbst, daß Ihr nicht in Anfechtung kommt. Und wenn Ihr in Eurem Gebete auch Derer gedenket, die die Welt und ihre Lust noch lieber haben, als den Herrn, nun, wollet Ihr dann auch meines Weibes gedenken, so möge Euer Gebet nicht leer zurückkommen!"

Und wieder gingen sechs Wochen dahin; das Laub auf den Bäumen fing an sein gelbrothes Herbstkleid anzuziehen und herabzufallen; in dem Küchengärtlein hinter der Pfarre blickten die großen gelb-grünen Kürbisse und Samengurken durch das welkende Laub; die Fensterschwalben waren schon seit mehrern Tagen auf ihrem Auswanderungswege nach Afrika; auf der etwas schäbig gewordenen Kirchenwiese hatte die Herstzeitlose ihre Blüthen entfaltet; ja an einigen Orten brüstete sich auch schon der kleine Enzian mit seinen Blüthenknospen. Da war eines Sonntags ein gar freundlicher Herbstmorgen aufgegangen, und viel Volk aus der Stadt, welches, seiner Angabe nach, den Gottesdienst im Freien halten wollte, aber den ganzen Tag über vor lauter Jubel nicht ein einziges Mal an Gott gedachte, viel Stadtvolk also zog auf die Dörfer hinaus, durchschnitt die Kirchwege der ungebildeten Bauern und zog unter gar kunstgerechter Absingung des schönen Liedes: „Ein freies Leben führen wir!" vor dem Gotteshause vorüber, wo Steffenson eben von der Kindschaft der Kinder Gottes redete.

Auch auf dem Pfarrhofe stand schon seit einer halben Stunde der Wagen angespannt; die beiden hellbraunen Rosse

stampften ungeduldig den Boden und überzogen ihre glänzende Brust mit dem schneeweißen Schaum der gehemmten Reiselust. Heliodora, die Kammerjungfer, wandelte mit gleicher Ungeduld vor dem Wagen auf und ab und las bereits zum fünften Male den Comödienzettel. Welcher Genuß harrte ihrer! Man hatte für heute „Röschens Aussteuer" und Kotzebue's „blinde Liebe" angekündigt. Und doch wollte die Frau Pfarrerin nicht kommen. „Gehe nur immer voraus!" hatte sie zu ihr gesagt: „Ich werde sogleich nachfolgen!" Und darüber war schon eine halbe Stunde vergangen.

Ueberhaupt, das fiel der Kammerjungfer erst jetzt auf, war seit einigen Tagen ihre Gebieterin gar nicht mehr die alte; sie saß oft stundenlang ihr gegenüber, ohne ein Wort mit ihr zu reden; und wenn Heliodora, wie gewöhnlich, das Gespräch in Gang bringen wollte, und von dem göttlichen Spiele des ersten Liebhabers erzählte, hatte sie ihr fast ärgerlich zugerufen: „Ach, schweige davon! Die dummen Possen sind doch eigentlich recht albern!" Und als Heliodora am letzten Sonntagsmorgen die wunderschöne Herbstandacht aus den Witschel'schen Opfern vorlas, wo das fallende Laub so herrlich beschrieben wird, hatte sogar Katharina die sonderbare, ganz befremdliche Aeußerung gethan: „das ist wohl Alles recht hübsch, aber ich weiß nicht, es fehlt Etwas; ich kann nicht andächtig dabei sein!" Und doch hatte Heliodora die Verse ganz richtig gelesen und nicht umsonst auf die Declamation des Herrn Klingeler, des ersten Liebhabers, Acht gegeben.

Das Alles fiel der Kammerjungfer jetzt erst auf. „Sie muß krank sein!" äußerte sie jetzt und erschrack fast des Todes, als der Bediente den Befehl brachte, wieder abzuspannen, indem die Frau Pfarrerin heute nicht in die Stadt fahren würde. Heliodora erschrack des Todes, weniger aus Besorgniß um den Gesundheitszustand ihrer Gebieterin, als vielmehr

über die so plötzliche Verkümmerung ihrer Freude. Aergerlich und verdrießlich über das Unglück, das ihr begegnet war, riß sie mit etwas unzarter Hand die eingepackten Schachteln aus dem Wagen und begab sich in das Zimmer ihrer gnädigen oder vielmehr ungnädigen Frau. Als sie daselbst ankam, fand sie dieselbe in ihrem niedlichen Reisekleide auf dem Sopha sitzen, das schöne Haupt mit den zierlich frisirten Locken in die linke Hand gestützt.

„Um Gottes willen!“ rief Heliodora aus: „Sind Sie krank geworden?“

„Nein!“ antwortete Katharina. „Es fehlt mir nichts, und doch ist mir, als ob mir Alles fehlte. Ich bin so unruhig in meinem Herzen, so traurig und betrübt, als hätte mir Jemand ein Leid gethan, und doch weiß ich nicht, wer und was!“

„Das wird wieder vergehen!“ tröstete Heliodora. „Man spielt heute die blinde Liebe, und die ist zum Todtlachen. Ich dächte doch, wir führen in die Stadt!“

„Ach, schweige mir davon!“ entgegnete die Gebieterin mißmuthig. „Die Narretheien auf dem Theater sind doch gar zu fade und armselig! Es ist heute Sonntag, und wüßte ich, daß es nicht zu spät wäre, so ginge ich wirklich noch in die Kirche. Es ist ohnedies unverzeihlich, daß ich noch nicht ein einziges Mal meinen Mann habe predigen hören!“

„Das ist für heute ganz gewiß zu spät,“ sagte Heliodora: „Und was würden die Bauern sagen, wenn wir jetzt erst kämen!“

„Ach!“ entgegnete Katharina: „Die Bauern möchten das Schlimmste denken und sagen, ich glaube, sie würden mir doch nicht Unrecht thun!“

„Laß mich allein!“ fuhr sie nach einer Weile fort; und die Kammerjungfer verließ mit ärgerlichem Kopfschütteln das Zimmer ihrer Gebieterin und trat in das ihre so verdrießlich

ein, daß sie den Fächer auf den Tisch warf, die Schleife am Hute falsch aufzog und sich dann, wie eine zürnende Göttin, auf dem Sopha niederließ. Zum Glück fiel ihr Auge auf ihre Bibliothek; da stand sie auf, prüfte lange und griff endlich nach dem schönen Buche des Herrn August Leibrock, welches den Titel führt: „Die furchtbaren Erscheinungen in der Sanct Anna-Capelle des Clarissenklosters zu Neapel!“

„Ja, wahrhaftig!“ sagte sie: „Man möchte vor lauter Aerger gleich in's Kloster gehen!“ Bald aber versöhnte sich ihr erbittertes Gemüth durch die Lectüre der göttlichen Geschichte im Nonnenkloster.

Und Frau Katharina? Nun diese blieb still und in sich gekehrt auf ihrem seidenen Divane sitzen, und fuhr sich zuweilen mit der Hand über die Stirn und über die Brust, als sei zwischen beiden kein rechtes Einverständniß. Wohl eine Stunde verbrachte sie in dieser trostlosen Einsamkeit; dann, als sie unter ihrem Fenster die Kirchleute fortgehen hörte, und somit der Gottesdienst geendigt war, faßte sie einen plötzlichen Entschluß. Sie stand auf und ging die Treppe hinab nach dem Zimmer ihres Gatten zu. Je näher sie demselben kam, desto stärker klopfte ihr Herz; und sie fühlte die Versuchung, wieder umzukehren. „Nein!“ sagte sie aber zu sich selber: „Um meines Friedens willen — ich muß mit ihm reden!“

Als sie in ihres Gatten Zimmer trat, fand sie denselben im Winkel des Kanapees sitzen und allein; Steffenson war von dem Gottesdienste etwas angegriffen und pflegte auf solche Weise sich wieder zu erholen.

„Katharina!“ rief er erstaunt aus: „Wie überrascht mich Dein Eintritt! Denke ich doch, Du bist schon längst in der Stadt!“

Zitternd stand sie da, die Augen zu Boden geschlagen, die Röthe tiefster Schaam auf ihren Wangen. „Friedrich!“

sagte sie endlich kaum hörbar und mit klopfendem Herzen: „Ich wollte Dich nur fragen, zu welcher Stunde heute die Andachtsübungen in Deinem Hause anfangen!"

„Um vier Uhr des Nachmittags!" antwortete er in großer Verwunderung: „Darf ich fragen, Katharina, warum Du solches zu wissen wünschest?"

Sie zögerte mit der Antwort; endlich sagte sie: „Ich wollte Dich um Erlaubniß bitten, der Versammlung beizuwohnen!"

Auf das Freudigste überrascht, erhob sich Steffenson; zeigte aber bald wieder eine Betrübniß seiner Seele. „Liebe Katharina," entgegnete er mild und freundlich, wie immer: „Weißt Du nicht, was Du von mir gefordert hast, und was ich Dir bewilligt habe? Muß ich nicht fürchten, daß Du mein Haus auf immer verlässest, wenn ich nur mit einem Wörtlein meine Freude darüber aussprechen wollte?"

„Friedrich," antwortete sie: „wärest Du nicht glücklicher, wenn ich Dein Haus verließe? Mußt Du es nicht wünschen, daß ich nicht länger die unwürdige Bewohnerin dieses Hauses bin! Du breitest Segen aus, und ich, Dein Weib, Deine Gehilfin, bringe Aerger und Unsegen in die Gemeinde! Friedrich," fuhr sie mit bewegter und lauterer Stimme fort: „kannst Du mich wirklich noch lieben?"

„Von ganzem Herzen!" sprach Steffenson: „Ich habe nie aufgehört, Deiner in innigster Liebe zu gedenken, und, wenn Dir das Wort nicht anstößig ist, für Dich zu beten!"

Hier konnte nun Katharina die heftigen Bewegungen ihres Herzens nicht mehr bezähmen; helle Thränen strömten aus ihren Augen, sie sank an die Brust ihres Mannes und sprach: „Friedrich, ich bin Deiner nicht werth!"

„O rede nicht so!" entgegnete Steffenson. „Weißt Du nicht: Was Gott zusammenfügt, soll und kann der Mensch

nicht scheiden! Hat nicht unser Herr im Himmel uns zusammengeführt? Wußte ich's nicht, daß es also sein müßte! Ach, liebe Katharina, die Freude der Engel im Himmel kann nicht größer sein, als die meine!"

„Du verstößest mich also nicht?" fragte sie. „Weißt Du aber auch, welch' eine Heidin Du liebst? Hast Du eine Ahnung von der maßlosen Armuth meiner Seele? Ach, weide Du mich, Du lieber Hirte, auf der Aue Deines Gottesfriedens; lehre mich glauben und Buße thun!"

Steffenson konnte nicht antworten; sein Herz war der seligen Freude zu voll. Da öffnete sich die Thüre und seine drei Kinder traten herein.

„Euch sendet Gott!" rief Katharina aus: „Ihr sollt Zeugen meiner Schmach und meiner bessern Hoffnung sein. Vor Dir, mein Friedrich, vor dem allwissenden Gott schwöre ich's Dir, ich will von heute an diesen Deinen Kindern eine treue, liebe Mutter sein!"

Und nun möchte ich nicht weiter erzählen, ich könnt's auch nicht; und sind's auch nur noch einige Dinge, die der günstige Leser etwa zu wissen Verlangen tragen mag.

Katharina kam nicht nur heute in die Sonntagsversammlung der Dorfleute, sondern alle Sonntage und nahm zu an Weisheit und Erkenntniß ihres innern Menschen, und bald sagten die Frauen und Mädchen: Gott sei Dank, nun haben wir doch wieder eine Dorfmutter! Und seitdem hat sich der prangende Blumengarten auf ihrem Haupte in ein schlichtes, weißes Häubchen verwandelt, und der Friseur seinen Abschied erhalten; Kutsche und Pferde gingen mit sammt dem Kutscher zu einem andern Besitzer über, und Heliodora, die Kammerjungfer, tröstete sich bei ihrem Abschiede theils mit Dr. Al-

berti's Complimentirbuch, theils mit der Aussicht baldiger Versorgung der durch die freundliche Unterstützung des Herrn Heirathsbureau=Directors.

Und als Herr Silberschläger das erste Mal nach dieser Umwandlung seiner Tochter auf die Pfarre kam, legte er Beider Hände noch einmal zusammen und sprach: „des Herren Rath ist wunderbar, und führet es Alles herrlich hinaus!"

Menschenrath und Gotteshilfe.

Scene aus Salzmann's Leben.

Menschenrath und Gotteshilfe.

Im Amte Reinhardsbrunn, ziemlich in der Mitte zwischen dem Inselberg, der höchsten Bergspitze des thüringer Waldes, und der Stadt Gotha liegt, von dieser etwa zwei und eine halb Stunden nach Südwest entfernt, das Rittergut Schnepfenthal. Auf einem Hügel neben dem Herrenhause stehen vier ansehnliche Häuser, deren neuere Bauart verräth, daß sie weit später als das Herrenhaus entstanden sind. Ein Wald von Obstbäumen schmückt den Hügel nach vorn, während auf der Seite stattliche Pappeln ihre weitgestreckten Gipfel gen Himmel heben. Von dem Hügel herab schaut das Auge in die Thalebene nach Gotha hin, wo Dorf an Dorf die Fruchtbarkeit des Bodens und den Fleiß der Bewohner erkennen läßt. Von der hintern Seite dieser kleinen Hügelstadt fällt der Blick auf das waldige Gebirgsland von Reinhardsbrunn, wo einst das vom thüringer Landgrafen Ludwig dem Springer gestiftete und erbaute Benedictiner Mönchskloster stand, in dessen Kirche noch heute die Grabmäler der alten Landgrafen von Thüringen sich befinden. Diese vier Häuser auf dem Hügel bilden die berühmte Erziehungsanstalt Schnepfenthal, gegründet von Christian Gotthilf Salzmann, ein Name, der in der Erziehungsgeschichte wohl nimmermehr vergessen werden kann.

Salzmann, der Sohn eines Geistlichen, geboren zu Sömmerda im Erfurtischen den ersten Juni 1744, hatte sich ebenfalls der Theologie gewidmet, und war in seinem 24. Jahre

schon Pfarrer in dem vaterländischen Dorfe Rohrborn. Schon vier Jahre darauf wurde er als Diaconus an die Andreaskirche zu Erfurt berufen und kurze Zeit darauf zum Pastor daselbst befördert. Hier wirkte er neun Jahre lang segensreich, obgleich nicht ohne Anfechtung, weil er das Christenthum mehr in einem christlichen Leben, als in einem todten Glauben suchte. So zufrieden er mit dieser seiner Wirksamkeit sein konnte, so drängte sich ihm doch immer mehr die Ueberzeugung auf, Gott habe ihn noch zu einem andern Wirkungskreise berufen; statt der erwachsenen Christen wollte er sich der Kinder annehmen. Die Kinderzucht lag ihm am Herzen. Die damalige Art der häuslichen Kindererziehung hinsichtlich der körperlichen Ausbildung lag allerdings sehr im Argen, indem durch allerhand widersinnigen Modezwang die freie Entwickelung des Körpers gehindert und geradezu eine Verkrüppelung des Leibes herbeigeführt wurde. Dazu kam der ärmliche Zustand der Schulen damaliger Zeit, wo der ganze Unterricht fast nur in Auswendiglernen der wenigen Aufgaben aus der Bibel bestand, und die Kinder keine rechte Anleitung zur Erkenntniß ihres wahren Heiles erhielten. Dabei war an eine Erziehung durch Liebe, Sanftmuth und Geduld wenig oder gar nicht zu denken, indem die körperlichen Züchtigungen das erste und letzte Mittel der Zucht waren.

Salzmann sah es an der Erziehung seiner eignen Kinder (und als er starb, standen d r e i z e h n Kinder an seinem Sarge), daß es Gottes Wille sei, auf ganz andere Weise Leib und Seele der Jugend zu bilden und er beschloß, dies als den eigentlichen Zweck seines Wirkens für die Menschheit zu betrachten und auszuführen. Nun hatte damals ein gewisser Basedow, eines Perückenmachers Sohn aus Hamburg, in Dessau mit Vergünstigung und reicher Unterstützung des Herzogs eine großartige Erziehungsanstalt gegründet, in welcher er dieselben Zwecke, wie Salzmann, zu erreichen suchte. Die Liebe zu den Kindern, seine eifrige Sorge um

deren Heil und Wohl ließen Salzmann den Entschluß fassen, sein Pfarramt niederzulegen und eine Lehrerstelle an dem Erziehungsinstitute zu Dessau anzunehmen. Aber bald merkte er, daß Basedow nicht der Mann sei, mit dessen Beihilfe er die von ihm als nothwendig erkannte Verbesserung des Schul- und Erziehungswesen erreichen könnte. Basedow war ein sonderbares Gemisch von Rechtem und Verkehrtem, von Laune und Willkühr; sein unruhiger Geist, der bald Dies bald Jenes wollte, seine Herrschsucht und der wenig christliche Ernst, der ihn leitete, selbst der Mangel einer durchgreifenden christlichen Gesinnung, wodurch er zu manchem traurigen Mißgriffe verführt wurde, konnten einen Mann, wie Salzmann, nicht befriedigen und er trug sich mit dem Gedanken, eine eigene Erziehungsanstalt zu gründen.

Aber dazu gehört viel Geld. Salzmann hatte nun allerdings durch weise Sparsamkeit und durch den Ertrag seiner zur Verbesserung der Kinderzucht herausgegebenen Schriften, insbesondere aber durch den wirthschaftlichen Sinn seiner treuen Gattin Sophie, einer Tochter des Pfarrers Schnell, mit welcher er sich als Pfarrer in Rohrborn verheirathet hatte, einen kleinen Sparpfennig zurückgelegt, aber dieser reichte freilich nicht hin. Da nun aber der Gedanke, ein eigenes Erziehungsinstitut anzulegen, ihn Tag und Nacht nicht verließ und er immer gewisser wurde, daß Gott ihn zu einem solchen Wirkungskreise berufen habe, so kam er zu der Ueberzeugung, daß Gott auch in der Ausführung dieses Planes ihn gnädig unterstützen werde. Nachdem er drei Jahre lang in Dessau unter manchen Verkümmerungen seines redlichen Eifers zugebracht hatte, beschloß er mit dem vollsten Vertrauen auf Gottes Beistand Hand an sein lang vorbereitetes Werk zu legen. Er trug dem biedern Herzoge Ernst von Gotha seinen Plan vor, und dieser treffliche Fürst, der für Alles, was eine Verbesserung des Wohles der Menschheit hoffen ließ, augenblicklich bereit war, bot ihm sogleich eines

seiner Schlösser an, wo er seine Erziehungsanstalt einrichten könne, und versprach ihm auch sonst noch jede ihm mögliche Unterstützung bei der Ausführung seines Werkes.

Aber Salzmann, der nach reiflicher Prüfung zu der Ueberzeugung kam, daß er sich dadurch mannichfach abhängig machen und somit in der freien Durchführung seines Planes beschränkt sehen würde, nahm das fürstliche Anerbieten nicht an. Wie viele andere Fürsten würden sich durch solche Zurückweisung ihrer Gnadenbezeugungen beleidigt gefühlt und ihr Versprechen zurückgenommen haben; aber Herzog Ernst bewies, daß ihm das Wohl der Menschheit wahrhaft am Herzen lag; er machte Salzmann ein Geschenk von einigen tausend Thalern und gab ihm die Versicherung, nicht allein auch fernerhin sich seiner anzunehmen, sondern auch ihm die vollste Freiheit und Unabhängigkeit in der Ausführung seines Werkes zu lassen. Und da sich zu gleicher Zeit noch viele andere Menschenfreunde erboten, ihn zu unterstützen, und ihm theils Geschenke, theils Vorschüsse an Geld zukommen ließen, so that er endlich den entscheidenden Schritt und kaufte das Rittergut Schnepfenthal, und es war am siebenten März des Jahres 1784, als er mit seiner Familie und einigen wenigen ihm anvertrauten Pfleglingen dasselbe bezog.

So war denn aus einem schlichten, von aller Hoffart freien Schullehrer und Erzieher ein Rittergutsbesitzer geworden; aber schwerlich hat es einen zweiten gegeben, der aus denselben Beweggründen und mit denselben Mitteln in den Besitz eines adligen Herrenhofes gekommen wäre. Der Segen Gottes waltete sichtbar auf seinem Unternehmen, so daß nach und nach fast aus allen Ländern Europas, besonders aus Hamburg, Lübeck, Bremen, Dänemark, Schweden, Rußland, England, der Schweiz, ja aus Frankreich und Portugal die Aeltern ihre Söhne nach Schnepfenthal schickten, und zwar ohne Rücksicht auf Stand und Religionsbekenntniß.

Da sah denn Salzmann bald, daß sein Gutsgebäude

nicht groß genug sei und auch sonst nicht die Einrichtung habe, die ihm zu seinem Plane nöthig schien. Er faßte daher den gewagten Entschluß, auf einem nahen Hügel ein größeres und den Bedürfnissen entsprechenderes Haus zu bauen. Allerdings ein gewagter Entschluß; denn es fehlte ihm dazu an dem Allernöthigsten ganz und gar, nämlich an Geld. Aber sein Vertrauen auf Gott war so groß, daß ihn diese Bedenklichkeit nicht abhielt; und genau so, wie August Hermann Francke mit sieben Gulden den Grund zu dem Waisenhause zu Halle legte, das jetzt so groß ist wie eine kleine Stadt, und eben so, wie der Fuhrmann Christoph Buchen mit nur ein paar Groschen das Waisenhaus zu Langendorf bei Weißenfels zu erbauen beschloß, und eben so, wie beide fromme Männer sich nicht verrechneten, wenn sie auf die Aushilfe des Herrn dazu rechneten, — genau so war es auch bei unserm Salzmann. Er wußte, daß ihn Gott nicht verlassen werde, da ihm zu diesem großartigen Unternehmen nicht menschliche Hoffart oder Geiz und Erwerbsucht, sondern allein die Liebe zur Menschheit antrieb.

Gleich anfangs fanden sich mehrere gute Freunde, welche ihm Geld anboten, und nicht daran dachten, sich darüber einen Schuldschein ausstellen zu lassen. Und nun ging es rasch an's Werk; es wurden Bäume gefällt, Steine herbeigeschafft, der Grund gegraben und fröhlich gearbeitet. Aber der Geldvorrath war bald aufgezehrt; und dann immer zu rechter Zeit erschienen bald von da, bald von dort neue Zusendungen, und fast immer solche, die keineswegs von ihm erbeten waren. Aber einstmals sollte sein Gottvertrauen allerdings auf die schwerste Probe gesetzt werden. Als Salzmann wie gewöhnlich am Sonnabende beim Arbeitsschlusse die Arbeiter bezahlt hatte, blieben ihm nur noch einige Thaler in der Kasse. Da ihm dies übrigens nicht zum ersten Male geschah, so machte ihn dies nicht besonders unruhig. „Gott hat ja bisher geholfen;“ sagte er, „er wird auch weiter helfen!“

Aber von der neuen Woche verstrich ein Tag nach dem andern, die leere Kasse wollte sich nicht füllen. Selbst Einiges, was ihm bereits für diese Zeit so halb und halb zugesagt war, ging nicht ein.

„Diesmal," sagte seine Frau zu ihm, „wird es uns wohl übel und traurig gehen. Wenn Du die Arbeiter nächsten Sonnabend nicht bezahlen kannst, so kommen sie am Montage nicht wieder. Und was sollten auch diese armen Leute anfangen, da sie ihre Weiber und Kinder die ganze Woche durch auf den Sonnabend vertröſten?"

„Laß Gott nur sorgen!" antwortete Salzmann ruhig und heiter. „Warum sollte er jetzt auf einmal seine Hand von mir abziehen, da er bis hierher so treulich und gnädig geholfen hat?"

Indeß der Donnerstag kam, aber von nirgends her Geldsendungen oder auch nur Anfragen und Anerbietungen; ja die wenigen Thaler, welche in voriger Woche noch in Kasse geblieben waren, fanden sich nicht mehr darin, weil sie zu andern nöthigen Dingen hatten müssen verwendet werden.

„Laß es nur gut sein Sophie!" sagte Salzmann. „Morgen wird uns geholfen werden." Aber der Freitag kam und brachte auch nicht einen Pfennig Geld in's Haus. Da wurde Salzmann doch ein wenig bedenklich, nicht aber aus Mißtrauen oder Kleinmuth; sondern weil er glaubte, er müsse doch nun wohl selber auch einmal einen entscheidenden Schritt thun.

„Wenn bis morgen früh," sagte er zu seiner Gattin, „nicht auf irgend eine Weise uns geholfen ist, so muß ich allerdings einen schweren, sauern Gang gehen."

„Und wohin?" fragte die Gattin besorgt und theilnehmend.

„Nach Gotha!" antwortete Salzmann. „Du erinnerst Dich, daß mir einer der geheimen Räthe zu wiederholten Malen das Anerbieten gemacht hat, mir zur Zeit der Noth unter die Arme zu greifen. Ich habe bis jetzt sein Anerbieten nicht angenommen, theils, weil mir Gott immer auf

andere Weise geholfen hat, theils auch, weil mich, ich gestehe es, immer eine gewisse Scheu und Bedenklichkeit abhielt, einen so vornehmen Herrn zu meinem Gläubiger zu machen. Solche Herren ändern sich oft in ihren Gesinnungen. Indeß bleibt mir nichts anders übrig. Es soll wohl so sein, daß mein Haus auch mit einer solchen Sorge mit aufgebaut wird. Doch vielleicht kommt Gottes Hilfe über Nacht."

Er ging deshalb ruhig und getrost schlafen und begrüßte den Sonnabendsmorgen mit denselben Gefühlen des Dankes und der Freude zu Gott. Aber eine Stunde schlug nach der andern, und brachte keine Hilfe.

„Nun so soll es denn sein!" sagte Salzmann und kleidete sich an. „Der Gang wird mir schwer werden; denn es ist mir, als leitete Kleinmuth meine Schritte."

Noch eine Viertelstunde wollte er warten, es konnte doch in dieser Zeit irgendwoher ein Bote kommen; aber da auch diese Verzögerung umsonst war, nahm er seinen Stab zur Hand, küßte Weib und Kinder und trat seinen Weg nach Gotha an. Der Gedanke an die Arbeiter, die des Nachmittags von ihm bezahlt sein wollten, und der Gedanke an seine besorgte Hausfrau, welche er sobald als möglich von dem Erfolge seiner Bemühungen in Kenntniß setzen wollte, beflügelte seine Schritte und er kam noch vor Mittagszeit in der Hauptstadt an.

Mit schwerem Herzen trat er in das Haus des geheimen Rathes und stieg die breiten, hellen Treppen hinan. Im Vorsaale angekommen, fand er daselbst einige andere Leute vor, welche augenscheinlich auch in ihren Anliegen mit dem gnädigen Herrn sprechen wollten. Salzmann ließ sich durch den Kammerdiener anmelden, und erhielt bald darauf die Antwort: er möge nur noch ein wenig verziehen, der gnädige Herr habe für den Augenblick Abhaltung. Wenn nun in eines Menschen Seele Furcht und Hoffnung zu gleicher Zeit sich regen, und die erste nur ein wenig die Oberhand

über die zweite gewinnt, dann sind wir nur zu gern geneigt, Alles zum Uebeln zu deuten. So auch bei Salzmann. Diese augenblickliche Abweisung erfüllte ihn mit inniger Besorgniß, weil er sie für ein Anzeichen einer zweiten zu halten geneigt war. Indessen beschwichtigte er doch seine Zweifel und setzte sich in einem Fensterwinkel auf einen Stuhl nieder. Hier lagen auf einem Tische mehrere Bücher, ohne Zweifel die Bibliothek des Kammerdieners. Salzmann nahm, um seine sorglichen Gedanken zu zerstreuen, eins dieser Bücher, und zwar, welches ihm eben zunächst lag, zur Hand; der schwarzlederne Einband, der goldene aber nun ziemlich durch vieles Umwenden ganz abgenutzte Schnitt, eine messingene Klappe, welche das Buch schloß, ließ es ihm sogleich als ein Gebet- und Erbauungsbuch erscheinen. Er schlug nun das Buch auf, wohin es eben fiel, und seine ersten Blicke fallen auf die mit ungewöhnlich großen Buchstaben gedruckte Ueberschrift einer Betrachtung:

Verlaß dich nicht auf Menschen, sondern auf Gottes Hilfe.

Wie ein Blitz traf dies Wort seine Seele. Ohne zu zögern, schlug er das Buch wieder zu, stand auf, nahm seinen Stock und Hut, ging vesten Trittes die breiten Treppen hinab, und sagte: „Komme es nun, wie es wolle! Diesmal will ich noch keine Schulden machen! Es war nicht recht, daß ich so schnell kleinmüthig ward! Des Herrn Hand ist noch nicht zu kurz geworden mir zu helfen!“ Und so verließ er die Wohnung des geheimen Raths, ohne mit diesem gesprochen oder nur dem Kammerdiener gesagt zu haben, daß er nun mit dem gnädigen Herrn nicht sprechen wolle.

Aber was sollte Salzmann nun thun? Mit leerer Tasche nach Schnepfenthal zurückgehen; dort seine Sophie mit der traurigen Nachricht niederschlagen, daß er nichts mitbringe, und die Arbeiter unbezahlt entlassen?

„Komme es, wie es wolle!" wiederholte er sich mit vester Stimme. „Heute mache ich noch keine Schulden!" Und so trat er den Rückweg an. Dieser führte ihn bei dem Postamte vorbei; schon war Salzmann ziemlich dem Hause vorüber gegangen, da fiel es ihm plötzlich ein, ob nicht etwa Briefe an ihn da lägen.

„Ein einziger," antwortete ihm der Postbeamte, „der vor einer Stunde hier angekommen ist." Salzmann nahm den Brief zur Hand und zugleich auch eine kleine schwere Rolle Papier, welche ihm der Beamte dazu gab.

„Für mich?" fragte Salzmann überrascht und sah dann auf die Adresse, welche den Zusatz enthielt: „Nebst einer Rolle in Papier: Inliegend vierzig Louisd'or."

„Mein Gott! von wem kommt mir das?" rief er verwundert und mit freudigem Herzklopfen aus. Er erbrach schnell den Brief, sah nach der Unterschrift, fand da den Namen eines alten Freundes, von welchem er aber seit längerer Zeit keine Nachricht erhalten hatte, und las nur die wenigen Worte:

Lieber Salzmann.

Anbei schicke ich Dir zweihundert Thaler in Gold, weil ich glaube, daß Du bei Deinem jetzigen Hausbaue wohl wirst Geld brauchen. Du kannst mir die Rückzahlung ganz nach Deiner Bequemlichkeit leisten. Dein alter Freund.

Aus seinen Augen fielen Thränen der Freude und des Dankes auf das Papier nieder; dann steckte er Brief und Geld zu sich, ging von dannen und sprach: „Ich wußte es doch, heute sollte ich noch keine Schulden machen!" und schritt fröhlich nach seinem Schnepfenthal zu.

Schulden hatte nun Salzmann allerdings zwar gemacht; aber es war doch etwas Anderes, Geld von einem Manne aufzunehmen, der in aller Form Rechtens einen Schuldschein

verlangt, die Interessen veststellt und den Tag der Wiederbezahlung ansetzt, — und etwas Anderes, Geld von einem Freunde anzunehmen, der weder nach einem Schuldscheine, noch nach Zinsen fragt. Als Salzmann zu seiner Gattin in's Zimmer trat und diese mit ängstlich forschendem Blicke ihn empfing, schloß er sie an sein Herz und sagte: „Sophie, Gott hat uns abermals geholfen! Laß uns künftig hin nie wieder kleinmüthig werden!"

Und so erstand denn das ganze Gebäude, ohne daß Salzmann zu dem geheimen Rathe seine Zuflucht zu nehmen brauchte, indem er immer zu rechter Zeit von unbekannten und bekannten Freunden seiner Person und seines Werkes Unterstützung und Geschenke erhielt. Und obgleich das Gebäude von einem beträchtlichen Umfang erbaut wurde, so reichte auch nach kurzer Zeit dies nicht mehr zu; es wurde bald darauf ein zweites, dann ein drittes, ja zuletzt ein viertes gebaut, bis diese kleine Hügelstadt erstand, wie sie jetzt noch zu sehen ist. Hier in diesen Gebäuden bildete sich nach und nach eine wahre Erziehungsfamilie, indem nicht allein Salzmann und seine getreue Sophie, sondern auch seine sämmtlichen Kinder, als sie erwachsen waren und die Töchter sich mit den Lehrern an der Erziehungsanstalt verheirathet hatten, somit das ganze weit verzweigte Salzmann'sche Geschlecht nur dem einen Berufe lebte — der Kindererziehung. Viele Hunderte von dankbaren Schülern sind seitdem aus Schnepfenthal wieder in ihre oft so weit entfernte Heimath zurückgekehrt, und es mögen jetzt noch Viele leben, welche das segensreiche Wort des alten ehrwürdigen Vaters Salzmann noch mit eigenen Ohren gehört und bis heute in dankbarem Herzen getragen haben. Denn Salzmann starb erst am Reformationstage des Jahres 1811 in einem Alter von 67 Jahren und 5 Monaten.

Johann Brenz.

Johann Brenz.

I.

Der Tag neigte sich schon zu Ende, als im Spätsommer des Jahres 1548 ein Mann in das Pfarrhaus zu Schwäbisch-Hall eintrat und mit dem Pfarrer wo möglich unter vier Augen zu sprechen dringend wünschte. Johann Brenz, der Pfarrer, ein Mann von etwa funfzig Jahren, führte den Fremden in sein Studirzimmer und fragte nach dessen Begehr.

„Ich stehe in den Diensten des Herzogs Christoph von Würtemberg," antwortete der Fremde; „und heiße Wolfgang Berger. Mein Auftrag ist, bei Euch anzufragen, ob Ihr, ehrwürdiger Herr, vielleicht gesonnen wäret, als Prediger der reinen evangelischen Lehre in meines gnädigsten Herzogs unmittelbare Dienste zu treten."

„Wie kommt mir solcher Antrag?" fragte der Pfarrer erstaunt. „Seit sechs und zwanzig Jahren diene ich meiner hiesigen lieben Gemeinde und gedenke, ihr bis an meinen Tod zu dienen, wenn sie selber mich meines Amtes nicht entsetzet."

„Aber," warf der Abgesandte ein: „Ihr lebt doch hier in ziemlich dürftigen Umständen! Ihr habt Weib und Kind und eine bessere Besoldung würde manche Sorge und Last von Euch nehmen."

„Es ist allerdings wahr," antwortete Brenz lächelnd, „daß ich hier keine irdischen Schätze sammeln kann. Mit

funfzig Gulden jährlicher Besoldung läßt sich nur eine sehr mäßige Wirthschaft führen. Indeß habe ich doch mit Weib und Kind bisher keine leibliche Noth gelitten und ich würde nicht allein undankbar gegen meine Gemeinde sein, wenn ich ohne alle dringliche Veranlassung mein mir anvertrautes Amt verließe, sondern ich würde selbst mich an dem Willen meines Gottes versündigen, der in dieser Zeit über so viel Segen auf mein Wort gelegt hat, und mich dadurch hat erkennen lassen, daß eben hier der Ort meines Wirkens für sein Evangelium sein soll."

„Ihr wollt ohne dringliche Veranlassung diese Stadt nicht verlassen!" sagte Berger. „Nun die dürfte wohl vorhanden sein. Ihr seid als ein heftiger Gegner des Augsburger Interim bekannt und somit ein Widersacher des Kaisers Carls V. Ihr wisset so gut, wie ich, daß der Kaiser vest entschlossen ist, diesem Interim allgemeine Geltung zu verschaffen, und daß er deshalb gegen Alle, die sich weigern, es anzunehmen, mit der größten Strenge verfährt. Euer Name, ehrwürdiger Herr, Eure Freundschaft mit dem seligen Herrn Dr. Luther, ist zu wohl bekannt, als daß nicht zu fürchten steht, daß der Kaiser sein Augenmerk auf Euch richten werde. Wenn Ihr nun vielleicht auf der Augsburgischen Confession vest und unerschütterlich zu beharren gesonnen wäret, so könnte es leicht geschehen, daß Ihr darum in große äußere Bedrängniß kämet. Dann würde der Schutz eines Herzogs doch wohl mehr Sicherheit gewähren, als Euch die Obrigkeit dieser Stadt gewähren kann."

„Lasset das Gott anheim gestellt!" erwiderte der Pfarrer. „Wenn der Kaiser gegen Alle, die das Augsburger Interim nicht annehmen wollen, mit Gewalt einschreiten wollte, so müßte er das halbe deutsche Reich bekriegen."

„Nun," entgegnete der Abgesandte achselzuckend: „auch davor würde sich der Kaiser nicht fürchten. Denket an Das,

was voriges Jahr bei Mühlberg geschehen ist, wo der ganze Schmalkaldische Bund vernichtet ward. Der edle Churfürst von Sachsen hat durch seine Standhaftigkeit für die evangelische Lehre Churhut und Freiheit verloren, und dem edlen Churfürsten von Hessen ist es nicht besser gegangen. Wenn der Kaiser mit den Fürsten also verfährt, wird er mit den Pfarrern nicht glimpflicher verfahren. Vielleicht aber würdet Ihr Euch doch noch entschließen, das Interim anzunehmen; dann wäret Ihr allerdings gerettet."

„Herr!" rief Brenz gekränkt aus. „Das könnt Ihr nicht im Ernste von mir erwarten. Selbst wenn die evangelische Lehre, wie sie in der Augsburgischen Confession vor Kaiser und Reich niedergelegt worden ist, nicht in allen Stükken die rechte christliche Wahrheit enthielte, und meinem Herzen nicht so, als es der Fall, als das wahre himmlische Kleinod eingeprägt wäre, so würde ich doch schon um des seligen Luthers willen in keinem Stücke davon weichen. Seitdem ich, es sind nun dreißig volle Jahre, in Heidelberg zuerst den herrlichen Gottesmann Luther sah und ihn dort die evangelische Wahrheit lehren und vertheidigen hörte, seitdem ist meine ganze Seele dieses von Gott gesandten Lehrers voll und mein ganzes Leben ist bestimmt, auf dem Grunde fortzubauen, den er, wenn auch nicht neugelegt, doch wiederum völlig frei gemacht hat."

„Ich bin kein Geistlicher!" sagte nach einer Pause der Abgesandte. „Und obwohl von ganzem Herzen der evangelischen Lehre zugethan, ist es mir doch nicht ganz klar, in welchen Stücken das Interim von der Augsburgischen Confession abweicht. Ich war der Meinung, daß dies kaiserliche Gebot, welches doch um Herstellung des Kirchenfriedens in Deutschland willen gegeben worden ist, den evangelischen Ständen nicht so ganz mißfallen könnte, da doch der Churfürst von Mainz, nachdem das Interim am 15. Mai dieses

Jahres in der Versammlung der Reichsstände zu Augsburg vorgelesen worden war, im Namen aller Reichsstände erklärte, dasselbe anzunehmen."

„Das hat der Churfürst gethan ohne Fug und Recht!" entgegnete Brenz schnell. „Niemand hatte ihn beauftragt, eine solche Erklärung abzugeben; und wenn er es aus eigener Machtvollkommenheit gethan hat, so beweiset das nur, daß er den evangelischen Ständen nicht beizuzählen ist. Hätte der Churfürst von Mainz mit mehr Muth den evangelischen Glauben vertheidigt und viel lieber im Namen der Reichsstände gegen das Interim protestirt, so würde es jetzt besser um uns stehen. Aber nun hat der Kaiser einen Vorwand, auf die Annahme dieses Reichsgesetzes zu dringen; und wahrlich, er ist in der Wahl eben nicht sehr gewissenhaft. Mit Drohungen und Strafen will er den Glauben in die Seelen treiben; während es den Katholischen nicht verboten ist, ihre Lehre anzupreisen und zu vertheidigen in Schrift und Wort, dürfen sich die Evangelischen in keinem Worte unterstehen, das Interim zu bekämpfen. Das ist nicht christliche, nicht evangelische Gerechtigkeit."

„Aber," warf der Abgesandte ein: „hat denn nicht der Kaiser die hauptsächlichsten Artikel der Augsburgischen Confession in diesem Interim zugestanden? Wenigstens ist mir dies von mehrern Seiten versichert worden."

„Da hat man Euch übel berichtet!" versicherte der Pfarrer. „In dem Bekenntnisse der Evangelischen wird die Rechtfertigung des sündigen Menschen vor Gott nur allein aus Gnaden gelehrt und den guten Werken ihre Seligmachung abgesprochen, weil unser Herr sagt, daß wir selbst dann, wenn wir auch Alles gethan hätten, was wir zu thun schuldig sind, dennoch unnütze Knechte bleiben, wir also des Guten zur Seligkeit nicht einmal genug, vielweniger mehr thun können. Was sagt dagegen das Interim? Der Christ kann mehr

Gutes thun, als was im Gesetze ihm geboten ist, und das wird ihm zum Verdienste angerechnet! Die Evangelischen verwerfen alle päpstliche Gewalt und Oberherrlichkeit, weil Christus allein der Herr ist, der durch den heiligen Geist seine Kirche erleuchtet und regieret. Was sagt dagegen das Interim? Um die Kirche in Einigkeit zu erhalten, müsse sie ihren obersten Bischof haben, der allen Andern mit voller Gewalt vorgesetzt sei, weil er der Nachfolger des Apostels Petrus wäre. Demnach regiere der Papst die ganze Kirche. Ist das evangelisch?"

„Gewiß nicht!" sagte der Abgesandte. „Aber steht nicht in dem Interim, daß der Papst diese Gewalt nicht zur Zerstörung, sondern zur Erbauung der Kirche verwenden soll?"

„Das steht allerdings darin!" bestätigte Brenz. „Aber das ist auch Alles. Zerstört nicht schon der Kaiser durch dieses sein Reichsgesetz die evangelische Kirche, indem er ihre Glaubenssätze antastet und verwirft? Was wird nicht erst der Papst thun, der es den Evangelischen nie wird vergeben, daß sie es gewagt haben, an seiner Oberherrlichkeit zu zweifeln? Jede Erbauung unserer Kirche von Seiten der Papisten kann nichts anders, als eine Zerstörung derselben sein. Das könnt Ihr schon daraus sehen, daß das Interim uns Evangelischen die Lehre von den sieben Sacramenten aufbürdet, da wir doch auf Grund der Schrift nur deren zwei annehmen können; auch vertheidigt das Reichsgesetz die Lehre von der wirklichen Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und Blut Christi und verlangt von uns das Meßopfer. Ist das nicht, als hätte Luther seinen Mund gar nicht aufgethan und als hätte es gar keine Augsburgische Confession gegeben? Ferner steht in dem Interim, daß die Ueberverdienste der Heiligen nicht allein diesen selbst zur Seligkeit behilflich, sondern auch uns Andern zum Schatze und zur Erlangung göttlicher Gnade nützlich seien. Deshalb müsse

man auch die Heiligen, als Fürbitter bei Gott anrufen, damit sie aus dem überreichen Schatze ihrer guten Werke uns zur Seligkeit verhälfen! Müßte sich nicht Luther in seinem Grabe umkehren, wenn wir solche Lehren, zu deren Bekämpfung er sein ganzes Leben verwendet hat, wieder annehmen wollten? Hieße das nicht den ganzen Segen der Reformation hinwegnehmen?"

„Ja wohl!" antwortete Wolfgang Berger. „Ich habe nicht gewußt, daß das Interim so sehr den Evangelischen ungünstig ist und gewissermaßen die römisch-katholische Lehre mit einem Federzuge wieder herstellen will."

„Und das ist noch nicht Alles!" fuhr der Pfarrer eifrig fort: „das Interim verlangt, daß wir Evangelische fernerhin den ganzen katholischen Gottesdienst wieder einführen sollen, wir sollen das Frohnleichnamsfest wieder feiern, wir sollen der Jungfrau Maria zu Ehren alle von uns verworfenen Feste wieder aufnehmen."

„Nun, dann ist ja uns Alles wieder genommen worden, was wir so mühsam errungen hatten!" rief der Abgesandte aus. „Ist denn den Evangelischen in diesem Interim gar nichts zugestanden?"

„Doch Etwas!" antwortete Johann Brenz lächelnd. „Manchen Priestern erlaubt das Interim die Ehe, nicht aber als ein Gebot göttlicher Ordnung, sondern nur um der sonstigen Zerrüttung willen, welche dadurch in die Familien der evangelischen Geistlichen gebracht würde, wenn sie auf einmal sich von Weib und Kind wieder trennen sollten. Auch wird der Genuß des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt uns zugestanden, jedoch mit solcher Auslegung, daß die evangelische Lehre darüber völlig vernichtet wird. Nun sollte man meinen, diese beiden Zugeständnisse wären wichtig genug, uns für die Annahme des Interim zu gewinnen; aber dem ist nicht so. Es heißt ausdrücklich darin, daß diese beiden Zu-

geständnisse nur so lange Geltung haben sollen, als bis eine allgemeine Kirchenversammlung darüber veste Bestimmungen geben wird. Das heißt aber nichts anders, als bis zu der Zeit, wo die römisch-katholische Lehre in allem ihren Umfange wieder hergestellt sein wird. Und nun sagt, kann ein getreuer evangelisch-lutherischer Christ sich zur Annahme dieses Interim verstehen, welches fast Alles wieder nimmt, was wir bisher gewonnen hatten?"

„Wie schmerzlich ist es," rief der Abgesandte aus, „daß der Kaiser entschlossen zu sein scheint, in Gutem oder in Bösem die Annahme des Reichsgesetzes zu erzwingen. Welche traurige Zeiten mögen uns noch bevorstehen?"

„Traurige?" wiederholte der Pfarrer. „Ja, insofern es tiefbetrübend ist, die Wahrheit unterdrückt zu sehen; aber es werden Zeiten der Entscheidung kommen, Zeiten der Prüfung und Läuterung und unser evangelisches Kleinod wird aus diesen Bedrückungen und Kämpfen nur desto herrlicher und glänzender hervorgehen. Das Interim soll ein christlicher Vergleich sein, weil Katholische und Evangelische es zusammen gebaut haben; aber es ist ein Vergleich, der weder den Papisten noch uns Ruhe und Frieden bringt. Die Papisten sind unzufrieden darüber, weil uns zu viel zugestanden sei, und wir möchten fast behaupten, daß uns gar nichts zugestanden worden ist; hier liegt also im Vergleiche schon der Saame der Zwietracht, und der wird unsere Kirche retten."

„So weigern sich also die Protestanten an mehrern Orten, das Interim anzunehmen?" fragte Wolfgang Berger.

„Gott sei Dank, ja!" versicherte Johann Brenz. „Der edle Markgraf Johann von Brandenburg und der glaubenstreue Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken haben ganz bestimmt erklärt, daß sie dies Interim für ihr Land nimmermehr annehmen würden. Mein theurer lieber Freund und Mitarbeiter am Evangelio, Martin Bucer in Straßburg,

der ebenfalls von Heidelberg her durch Luther selbst für die evangelische Lehre gewonnen worden ist, hat selbst dann, als der kaiserliche Minister, Cardinal Granvella Diejenigen mit dem Scheiterhaufen bedrohte, welche dem Interim entgegen sein würden, muthig erklärt, daß er dasselbe nicht annehmen werde, und seine liebe Straßburger Gemeinde hat sich ihm einstimmig angeschlossen. Eben so ist es in vielen andern deutschen Städten, besonders in Magdeburg geschehen, und ich denke doch, Gott wird auch mir und meiner Gemeinde den Muth und die Freudigkeit erhalten, von dem Grunde unsers evangelischen Bekenntnisses auch nicht um einen Schritt zu weichen. Leset, was hier steht!" fuhr der standhafte Pfarrer fort, indem er die Bibel aufschlug und dann las: „Ziehet nicht am fremden Joche mit den Ungläubigen! Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? Wie stimmet Christus mit Belial? Oder was für ein Theil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? Was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen? Ihr aber seid der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: Ich will in ihnen wohnen und in ihnen wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein. Darum gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen und euer Vater sein und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr." (2. Cor. 6, V. 14 — 18.) Seht, lieber Herr, das ist meine Stütze, meine Waffe, mein Trost. Und sollte der Kaiser in seiner Majestät sich herablassen zu mir armen geringen Manne und mich für meine Person mit allen Strafen und Martern bedrohen; ich werde das Interim nicht annehmen, und wenn meine liebe Gemeinde mir treulich beisteht, soll in dieser Stadt auch nicht eine Seele wieder an dem fremden Joche mit den Ungläubigen ziehen!"

Als Johann Brenz hier seine Rede mit begeisterten Blikken schloß, durchfuhr ein eigenthümlicher höhnisch-freudiger Zug des Abgesandten Gesicht, der aber dem Pfarrer verborgen blieb. Denn nach einer kurzen Unterbrechung sagte der Abgesandte im Tone seiner bisherigen Theilnahme für den Pfarrer und die evangelische Lehre: „Führwahr, wenn der Kaiser überall solche Weigerung findet, wie bei Euch, Herr Pfarrer, so wird er mit seinem Reichsgesetze nicht durchdringen. Aber um desto größer dürfte die Gefahr für Euch selbst werden, ehrwürdiger Herr, und erlaubet mir daher, Euch nochmals zu fragen, ob Ihr Euch entschließen könntet, Euer Amt hier aufzugeben und Euch in den Schutz eines mächtigern Herrn zu begeben, als der hiesige Rath es sein kann."

„Nimmermehr!" antwortete Johann Brenz lächelnd und mit dem Kopfe schüttelnd. „Ich weiche nur der Gewalt, oder, was Gott verhüte, dem Willen meiner Gemeinde, falls diese wollte dem Reichsgesetze lieber gehorchen, als dem Gesetze Gottes im Evangelio. Nehmt meinen Dank für Euer freundliches Anerbieten und vermeldet dem edlen Herzoge Christoph von Würtemberg meinen unterthänigsten Gruß."

Mit tiefer Verbeugung verließ der Abgesandte das Zimmer.

Am Morgen darauf in ganz früher Stunde, noch ehe der Pfarer aufgestanden war, hörte er ein leises Klopfen an seiner Hausthüre. Als er zum Fenster hinabsah, erblickte er den Syndicus der Stadt, der ihn inständigst bat, ihn augenblicklich einzulassen, da er mit ihm sprechen müsse.

Bestürzt eilte Brenz die Treppe hinab, öffnete die Thüre und ließ den Herrn des Raths ein.

„Um Gottes willen!" rief dieser aus. „Rettet Euch so schnell als möglich, Euer Leben ist in Gefahr!"

„Was giebt es denn?" fragte der Pfarrer.

„Sagt mir," fuhr der Syndicus fort: „habt Ihr gestern

Abends einen fremden Mann bei Euch aufgenommen und vielleicht mit ihm über das Interim gesprochen?"

„Allerdings," versicherte Brenz. „Es war ein Abgesandter des Herzogs, der mir den Schutz desselben anbot, und mich für dessen Dienste zu gewinnen suchte."

„O Schmach!" rief der Syndicus aus. „Wisset, der vorgebliche Abgesandte war ein kaiserlicher Spion, der in dem Dienste des Commissärs steht. Er hat Euch nur aushorchen wollen, wie Ihr über das Interim denket, und ich kann Euch die traurige Mittheilung machen, daß Euer Verderben beschlossen ist, wenn Ihr Euch nicht rettet. Ja wisset, der Commissär hat vom Kaiser den Befehl erhalten, Euch lebendig oder todt auszuliefern."

„Entsetzlich!" sagte der Pfarrer. „Das kann nicht sein."

„Und doch, doch!" setzte der Syndicus hinzu. „Gott sei Dank, daß es mir gelungen ist, von diesem schandbaren Befehle Kenntniß zu erhalten, ehe denn er ausgeführt werden konnte. In wenig Stunden wird der Commissär hier sein, und wenn er Euch hier findet, seid Ihr unrettbar verloren. Darum fliehet so schnell Ihr könnt."

„Und mein Weib und meine Kinder!" rief der Pfarrer aus. „Nein, ich bleibe. Flüchtete ich, so würde der Kaiser an ihnen Rache nehmen; lieber will ich zum Opfer fallen, als daß ich die Meinen durch eine schmachvolle Flucht in Todesgefahr bringe."

„Sorget nicht darum!" sagte der Syndicus. „Für Euer Weib und Kinder habt Ihr nichts zu fürchten. Ich habe bereits Anstalt getroffen, daß dieselben bei einem theuren Freunde und getreuen Anhänger unserer evangelischen Kirche Aufnahme und Schutz finden. Zusammen könnt Ihr nicht flüchten, ohne Euch in Gefahr zu bringen. Vertrauet mir ruhig die Eurigen an; noch ehe der Commissär eintreffen kann, werde ich sie sicher untergebracht haben. Ihr aber zögert nicht einen

Augenblick länger! Schont Euer Leben um unsertwillen, um Eures Weibes, Eurer Kinder willen! Mit Eurem Tod ist der Sache unsers Glaubens weniger gedient, als mit Eurem Leben."

Der arme Pfarrer stand wie vernichtet da, endlich fragte er: „Und ist dies auch Alles wahr, was Ihr mir berichtet habt!"

„So wahr Gott lebet, ja!" antwortete der Syndicus.

„Nun denn!" fuhr Brenz fort:" ich will thun, was Ihr verlanget. Nehmet Euch meines Weibes, meiner Kinder an!"

Dann eilte Johann Brenz in das Schlafzimmer der Seinen, weckte sie auf, theilte ihnen so schnell als möglich die drohende Gefahr mit, verwies sie auf den Schutz Gottes und die Zusage des Syndicus, küßte Weib und Kinder und schritt eilenden Fußes zur Stadt hinaus.

II.

Wenige Stunden darauf klopfte es stürmisch an die verschlossene Thüre des Pfarrhauses zu Hall, welche erst nach einigem Zögern geöffnet wurde. Da schritten vier Männer in die Hausflur, von welchen zwei mit Spießen und Schwertern bewaffnet waren. Sie fanden Niemanden als die Magd, die zitternd und bebend den Männern gegenüberstand.

„Wo ist der Pfarrer?" fragte der Eine, der eine goldene Kette am Halse trug und sonst wie ein stattlicher, vornehmer Kriegsmann gekleidet war. „Wo ist der Pfarrer, Johann Brenz?"

„Er ist nicht hier!" antwortete die Magd und setzte schüchtern hinzu: „Er ist zu einem Kranken gerufen worden."

„So früh?" rief der edle Herr aus. „Das scheint mir nicht wohl glaublich!" Wo ist der Kranke?"

„Ich weiß es nicht!" entgegnete die Magd zitternd.

„Das wollen wir bald sehen!" sagte der Kriegsmann und wandte sich dann an seinen Begleiter mit den Worten: „Berger, Ihr habt doch wohl Kenntniß in diesem Hause, führt uns! Vielleicht ist der Kranke hier im Hause selbst."

„Ich glaube es nicht!" versicherte Wolfgang Berger lächelnd. „Erlaubt mir also, edler Herr Commissarius, daß ich vorausgehe."

Berger schritt nun voraus die Treppe hinauf und führte seine Begleiter in die Studirstube des Pfarrers. „Auch hier ist er nicht!" rief er ärgerlich aus, indem er alle Winkel eifrig durchsuchte, in die Kammer ging, das Bett durchwühlte und dann mit den Worten zurückkam: „Nun im Hause giebt es noch andere Behältnisse! Der liebe Mann soll uns nicht entgehen. Doch halte ich es für gut, daß die beiden Soldaten die beiden Ausgänge des Hauses besetzen. Finde ich ihn, woran ich nicht zweifle, so werde ich seiner schon allein Herr werden."

Und nun begann die genaueste Durchsuchung des Hauses; vom Dachgiebel bis zum Keller hinab blieb auch nicht ein Plätzchen, wo der kaiserliche Spion nicht eingedrungen wäre; denn wo sich eine verschlossene Thüre fand, und der Schlüssel nicht sogleich zur Hand war, wurde dieselbe ohne Weiteres eingeschlagen. Die Durchsuchung geschah auf kaiserlichen Befehl, dagegen gab es kein Recht, keine Verweigerung, keine Verwahrung. Als aber Alles natürlich vergebens war, weil der Pfarrer und seine Familie das Haus verlassen hatten, ergriffen die rohen Soldaten die arme Magd, die sich wegen Bewachung der Ausgänge nicht hatte retten können und zwangen sie auf Befehl des Commissarius durch Schläge und Mißhandlungen endlich zu dem Geständnisse, daß

der Pfarrer vor etwa zwei Stunden allein und zu Fuß und zwar in der Richtung nach Süden hin entflohen, die Frau Pfarrerin aber und ihre Kinder erst vor einer halben Stunde von einem unbekannten Manne in einem Wagen abgeholt worden wären.

„Hier ist Verrath im Spiele!" sagte Wolfgang Berger, ohne daran zu denken, daß er selber der abscheulichste Verräther sei. Denn die Verstocktheit und Verblendung des Menschen kann allerdings so weit gehen, daß er mit der Theilnahme an einer Schandthat sogar etwas Gutes und Rechtes zu thun glaubt, wenn er dabei im Dienste eines Andern steht. Bei Berger war es aber noch weit grausiger, da er durch den Verrath an dem Pfarrer Brenz nicht allein dem Kaiser, sondern auch Gott, oder vielmehr dem Papste einen Dienst zu thun glaubte, wenn er einen ketzerischen Prediger todt oder lebendig ausliefern konnte.

Nachdem sich der Commissarius überzeugt hatte, daß durch weitere Mißhandlungen der armen Magd weitere Geständnisse nicht zu erpressen waren, weil sie in Wahrheit keine mehr zu machen hatte, gab er Befehl zum Abzug, und ließ dann von einer größern Abtheilung Soldaten den damals gegen Süden der Stadt Hall gelegenen großen Wald durchstreifen. Er that dies mit um so sicherer Hoffnung, den Flüchtling aufzufangen, als es dem lieben Wolfgang Berger gelungen war, durch falsche Freundlichkeit von einigen Kindern die Bestätigung davon zu erhalten, daß der Pfarrer wirklich diesen Weg eingeschlagen habe. Der Spion aber erhielt das Commando über die Soldaten.

Während wir nun die Soldaten ihrem Streifzuge durch den Wald überlassen, sehen wir uns lieber nach dem armen Johann Brenz um, der wie ein Verbrecher und Landesverräther flüchten mußte, weil er ein treuer, lutherischer Prediger war.

Johann Brenz hatte allerdings seine nächste Zuflucht in den nahen Wald genommen, weil er hier am Sichersten hoffte, sich verbergen zu können. Er schlug sich nach der Seite hin, wo die Bäume am Dichtesten standen. Bald hemmte aber das engverwachsene Gestrüpp von Aesten und Zweigen seinen Schritt; mit der unsäglichsten Mühe bahnte er sich einen Weg durch, zerkratzte, zerstach und zerschnitt sich Hände und Füße und durchlöcherte seine Kleider. Denn mehr, als er geglaubt hatte, war die Liebe zum Leben in ihm erwacht, und der Gedanke an die traurige Lage seines Weibes und seiner Kinder, wenn er auf so schandbare Weise um's Leben kommen sollte, spornte ihn an, jedes Hinderniß zu seiner Rettung zu besiegen. Nachdem er einige hundert Schritte weit diese mühsame und gefährliche Wanderung fortgesetzt hatte, traf er auf einen baumfreien, aber mit großen Felsenstücken bedeckten Platz. „Hier wirst du sicher sein können!“ sprach er zu sich selbst; aber bald überkam ihn eine große Angst und, obgleich schon zum Tode müde, brach er auf's Neue auf, um in der vorigen Richtung noch tiefer in den Wald zu dringen.

Etwa funfzig Schritte weit gelang ihm das, wenn auch unter neuen und größern Gefahren, als bisher. Da traf er aber auf ein so dicht verwachsenes Gestrüpp, daß er es für unmöglich hielt, weiter vorzudringen. Es blieb ihm nichts übrig, als wieder bis auf den freien Platz zurückzukehren und dort unter den Felsstücken ein Versteck aufzusuchen. Und hier hatte Gottes Hand ihm auch eine Zuflucht bereitet. Als er nämlich in der Angst seines Herzens auf einer einigermaßen zugänglichen Seite des Felsberges hinanklimmte, gewahrte er eine Oeffnung; ohne weitere Wahl stieg er da hinein und befand sich unter einem schützenden Dache, das von über einander gefallenen Felsstücken bereitet war. Hier in dieser öden Behausung beschloß er zu verharren, bis er es würde wagen können, seinen Weg weiter fortzusetzen.

Zwei Stunden vergingen, ohne daß auch nur das geringste Geräusch ihn in seiner Sicherheit aufgestört hätte, und schon glaubte er, nicht allein jeder Verfolgung sich entzogen zu haben, sondern es kam ihm sogar der Gedanke bei, daß die Gefahr, von welcher der Syndicus ihm geredet habe, gar nicht vorhanden sei. Er machte sich deshalb die bittersten Vorwürfe über seine Furcht und Schwachheit und klagte sich der Untreue in seinem Amte an.

„Was wird deine Gemeinde von dir denken!" sprach er zu sich selbst. „Muß sie sich nicht ihres Seelsorgers schämen, der schon bei einem Scheine von Gefahr wie ein Miethling seine Heerde verlässet? Hätte ich mich nicht, selbst für den Fall, daß der Kaiser mir wirklich nach dem Leben trachte, an das Wort meines Herrn halten sollen: „Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten? Ja, ich habe gesündiget an meiner Treue! Ich will mich aufmachen und zurückkehren und dem Schutze des himmlischen Vaters vertrauen."

Schon war er im Begriffe, mühsam aus seinem Verstecke hervorzukriechen, als auf einmal das laute Geräusch von knickenden Aesten und von Menschenstimmen an sein Ohr schlug.

„Um Gottes willen!" rief der Pfarrer aus. „Sollte es wirklich wahr sein, daß sie dich suchen? Nun, mein Gott, der Du mir diesen Zufluchtsort angewiesen hast, Dir befehle ich Leib, Seele und Leben. Ist es Dein Wille, daß mich meine Verfolger finden und daß ich die Treue in dem Bekenntnisse Deines Wortes mit dem Tode bezahlen soll, so wirst Du mich in dieser meiner Noth nicht verlassen und mich stärken, daß ich treulich verharre bis an's Ende. Willst Du aber, daß ich noch ferner der Verbreitung Deines Reiches dienen soll, so wirst Du die Augen meiner Verfolger halten und mich erretten aus ihren Händen! Dein heiliger Wille geschehe!"

So gestärkt und getröstet verhielt er sich ruhig in seinem steinernen Käfig, in welchen nur durch einzelne schmale Ritze ein wenig Licht hineinfiel. Die Soldaten, unter Anführung des Wolfgang Berger, waren unterdeß auf den freien Platz angekommen.

„Bis hierher,“ rief Berger aus: „haben wir die Spur richtig verfolgt. Dafür zeugen die geknickten Aeste, die uns bis hierher geführt haben und einige Stücklein des Gewandes, welches die klugen Dornen, als ständen sie in unserm Dienste, an sich gerissen haben. Auf, durchsuchet zunächst diesen Steinhaufen, so wenig es scheint, als ob hier ein Mensch sich verbergen könnte. Aber die Ketzer haben Hilfe vom Teufel und können sich wohl auch in einer Ritze verstecken.“

Während nun die Soldaten den Felsberg von allen Seiten umgingen und erstiegen, und Einer dem Orte, wo der Pfarrer versteckt war, so nahe trat, daß Brenz sich schon für verloren hielt, ertönte auf einmal die Stimme des Spions von Ferne her: „Lasset ab, kommt hierher! Hier durch das Dickicht hat er seinen Weg weiter fortgesetzt! Seht diese zerknickten Zweige, und hier, — ja wahrlich hier wieder ein Fetzen seines Kleides! Das ist sein Kleid, ich kenne es! Nicht umsonst habe ich es gestern so genau besehen.“

Auf diesen Ruf ihres Führers eilten die Soldaten nach dem bezeichneten Orte und drangen genau an der Stelle in den Wald ein, wo der Pfarrer seine weitere Flucht versucht hatte, aber wegen allzu großer Hindernisse hatte müssen wieder umkehren. Berger aber und seine Soldaten waren so eifrig und hitzig, daß sie nicht im Mindesten an dem immer mühsamern Durchbruche des Dickichts merkten, wie sie nun eigentlich die wahre Spur verloren hatten. In blinder Wuth setzten sie ihren Weg in derselben Richtung fort, wandten sich dann bald rechts, bald links, je nachdem es ihnen schien, als wäre es des Flüchtlings Spur und kamen dabei so sehr von

dem Verstecke des Pfarrers ab, daß sie, als Berger sich endlich überzeugte, die Spur völlig verloren zu haben, trotz aller Mühe nicht mehr im Stande waren, den verlassenen Platz wieder aufzufinden, und sie endlich mit einbrechendem Abende fruchtlos und ärgerlich in die Stadt zurückkehrten.

Als Brenz, nach mehrstündiger Angst, endlich sich sagen konnte, daß er für diesmal gerettet sei, weinte er laut vor Freude und Dank und fiel auf seine Kniee nieder und betete zu seinem Gott in voller Wahrheit im Verborgenen. Denn hier, auf diesem Orte, mochte wohl Niemand vor ihm seine Kniee gebeugt und ein Lob- und Dankgebet dem Helfer in aller Noth gebracht haben. Aber mit dieser Ruhe von Außen kehrte eine neue Unruhe in seine Seele zurück. Theils quälte ihn der entsetzlichste Hunger und Durst, indem er seit vier und zwanzig Stunden nicht einen Bissen Brotes noch einen Tropfen Wassers zu sich genommen hatte, so daß er zu verschmachten fürchtete, theils folterte auch der Gedanke an Weib und Kind seine Seele.

„Wie!“ rief er aus: „während du gerettet bist, sind vielleicht die Deinen in die Hände deiner Verfolger gefallen! Wenn die blutdürstigen Soldaten nun Rache nehmen an deinem Weibe, deinen Kindern!“

Diese Vorstellung quälte ihn so sehr, daß er keine Ruhe mehr fand. Entschlossen, Alles zu wagen, stieg er aus seinem Verstecke heraus, und ungewiß, wohin er sich wenden sollte, trat er in den dichten Wald, — ein armer Vater, der seine Kinder suchte!

III.

Als der arme, vertriebene Pfarrer bei dämmerndem Abende den Zufluchtsort verließ, den ihm Gott selber angewiesen, und wo er des allmächtigen Gottes Schutz so wunderbar erfahren hatte, wußte er freilich nicht, wohin er sich wenden sollte. Ohne große Wahl schritt er in den dichten Wald zurück, wo jetzt volle Finsterniß ihn umgab; denn die Nacht war eingebrochen. Nun ist es gewiß für ein schwaches Menschenherz kein Geringes, zur Nachtzeit in einem finstern Walde auf pfadlosem Wege umherzuirren, dabei in steter Gefahr, an den spitzen, halbabgebrochenen Aesten des Schwarzholzes sich in die Augen zu stoßen, oder wohl gar den lauernden Verfolgern in die Hände zu fallen. Kommt nun dazu noch, wie bei dem armen Johann Brenz, ein peinigender Hunger, wobei natürlich die leiblichen Kräfte immer mehr schwinden mußten, und was für ihn das Allerschmerzlichste war, die quälende Angst um Weib und Kind, so muß man gestehen, daß diese Lage eine sehr traurige und unheilvolle war.

Nichts desto weniger verließ den frommen Mann sein Gottvertrauen nicht. „Es soll wohl also sein!" sprach er für sich hin. „Droht nicht der Herr durch seinen Propheten: Das Land wird betrübt und der Himmel droben wird traurig sein. Alle Städte werden vor dem Geschrei der Reuter und Schützen fliehen und in die dicken Wälder laufen und in die Felsen kriechen!" (Jerem. 4, V. 28. 29.)

Indessen ward die Wanderung immer mühsamer. Brenz mußte bald rechts, bald links ausweichen, ja sogar wieder zurückgehen, um bei dem schwachen Sternenlichte einen andern Weg zu suchen, weil er es völlig unmöglich fand, weiter vor=

zubringen. Hatte er nun vorher kaum recht mehr gewußt, nach welcher Richtung er hingehe, so hatte er durch diese eingeschlagenen Kreuz- und Querwege auch die letzte Spur verloren, und er wußte jetzt gar nicht mehr, wo er war. Er wollte sich heimlich in die Stadt zurückschleichen, aber so viel Mühe er sich auch gab, er vermochte nicht die Richtung aufzufinden, wo die Stadt lag.

Da überkam ihn doch eine Schwachheit: „Soll ich denn hier einsam verschmachten?" rief er schmerzlich aus und warf sich todtmüde auf den Boden nieder. „Sollte ich Weib und Kinder nicht wiedersehen? Sollte ich als ein treuloser Hirt der Heerde auf der Flucht verschmachten? Nein, nein!" rief er dann plötzlich mit neuem Muthe aus: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele; Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Thale, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbest mein Haupt mit Oel und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebelang und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar." (Ps. 23.)

Dieser Psalm, der auch fast in jedem Worte wie eine Sprache seines eigenen Herzens in dieser Gefahr lautete, gab dem Pfarrer allen Muth und alle Freudigkeit wieder. Er raffte sich auf und sprach: „Nunmehr weiß ich, daß mein Gott und Herr mich retten wird." Und nun schritt er getrost und fröhlich weiter.

Nachdem er so einige hundert Schritte weit sich durch die Nacht des Waldes mühsam Bahn gebrochen hatte, leuchtete auf einmal ein Lichtstrahl durch die Bäume. Die Freude war so groß, daß er fürchtete, er irre sich. Aber er irrte sich

nicht; der Lichtstrahl blieb und es war ihm, als winke derselbe ihm treulich zu und spräche: „Komm nur zu mir, du armer Mann!“

„Ja, ja!“ rief nun Brenz laut in die Waldesnacht hinein: „Mein Fuß gehet richtig! Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen? Wenn sich schon ein Heer wider mich leget, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht.“

Und der Weg ward nun immer freier und breiter, und bald darauf trat Brenz aus dem Walde auf ein freies Stück Land hinaus, und vor ihm blinkte das helle Licht und leitete seinen Weg. So viel er beim schwachen Sternenschimmer erkennen konnte, war es nicht die Stadt, die vor ihm lag; ihm kam es vor, als befinde er sich in einer völlig fremden Gegend.

Da schlugen plötzlich Männerstimmen und Männertritte an sein Ohr; die Stille der Nacht trug jeden Ton deutlich an sein Ohr. „Allmächtiger Gott!“ rief er aus; „das sind meine Verfolger! Ich erkenne die Stimme des Verräthers wieder!“

Für den Augenblick gedachte Brenz wieder in den Wald zurückzuflüchten; aber seine Füße versagten ihm den Dienst. Da warf er sich zur Erde nieder und sprach: „Nun, Herr, wie Du willst.“

Und die Männer kamen näher und zogen genau des Weges, auf welchem Brenz ermattet und hilflos darnieder lag. In sein Ohr tönten deutlich und laut Flüche und Verwünschungen der Soldaten, die ihn betrafen, und wilde Ausbrüche des Aergers und Zornes, daß sie einen ganzen Tag lang vergebens im Walde umhergezogen waren. „Beruhigt Euch!“ sagte Wolfgang Berger. „Er wird uns doch nicht entrinnen. Wir haben doch seine Spur gefunden, und wir

wollen morgen früh sie auf's Neue verfolgen. Da es unserm kaiserlichen Herrn gleichviel gilt, ob wir ihn lebendig oder todt in seine Hände liefern, so ist uns die Verfolgung um gar Vieles erleichtert."

Jetzt waren die Verfolger etwa nur noch zwanzig Schritte von dem Orte entfernt, wo Brenz sich auf die Erde niedergeworfen hatte, und wenn sie ihren Weg in dieser Richtung gerade fortsetzten, so mußten sie über seinen Leib hinweggehen. Aber der Hüter Israel schläft und schlummert nicht. Brenz hörte, wie Einer der Männer heftig zur Erde niederstürzte; es war Wolfgang Berger selbst, der als Führer voranschritt. Die finstere Nacht hatte ihn einen kleinen Graben übersehen lassen, der sich quer über den Weg zog. Berger fluchte laut, stand wieder auf und bog einige Schritte links ab, um den bessern Weg aufzusuchen. Ihm folgten getreulich die Soldaten. Und so geschah es, daß die Männer etwa nur zehn Schritte seitwärts an dem Pfarrer vorüberzogen.

„Was mag das Schwarze dort sein?" rief ein Soldat jetzt aus und deutete auf Brenz hin. „Das sieht gerade aus, als hätte sich ein Mensch dort gelagert."

„Nehmt Euch in Acht!" rief ihm Wolfgang Berger zu. „Ich kenne diesen Weg; es giebt hier viele Gruben und Löcher! Lasset Euch durch mich warnen; der Fall hat mir wirklich wehgethan, ich will froh sein, wenn wir zur Stadt zurück sind. Ich hinke wie ein Lahmer."

Für den gehorsamen Soldaten war dies ein Befehl; er schritt vorüber und mit ihm die ganze Bande; und nach einigen Minuten verhallte auch der letzte Ton des Männerschrittes in des Pfarrers Ohr. Es ward wieder still um ihn, — still wie im Grabe.

Ja, wie im Grabe! Denn Brenz regte sich nicht. Was war geschehen! Warum erhob sich der Gerettete nicht mit aller Kraft, um weiter hin nach dem Lichte zu flüchten?

Mußte er nicht fürchten, daß die Soldaten wieder umkehren könnten, um den dunkeln Schatten, der wie ein Mensch aussah, genauer zu untersuchen? Hieße es nicht Gott versuchen, wenn er jetzt noch länger in dieser gefährlichen Lage liegen blieb? Oder hätte ein plötzlicher Tod dem armen Manne wirklich hier sein Grab bereitet?

Nein, Brenz lebte noch; ein doppelt starkes Leben ging durch seine Seele. Er weinte still wie ein Kind vor Freuden! Diese wunderbare Rettung hatte ihn so tief erschüttert, daß er alle Gefahr vergaß, in der er noch schwebte. Seine ganze Seele war Freude und Dank in dem Herrn! Endlich stand er auf und schritt nach dem Lichte zu, wo ihm noch eine größere Freude bereitet war.

IV.

Der arme, vertriebene Pfarrer, einem Wilde gleich, auf welches Jagd gemacht wird, konnte mit aller Mühe doch nicht entdecken, in welcher Gegend er sich eigentlich befinde. Denn das matte Licht der Sterne, das bisher seinen Weg noch einigermaßen erleuchtet hatte, war nun durch dicke, schwere Wolken völlig hinweggenommen. Es ist aber kein Kleines, in einer finstern Nacht auf unbekannten, rauhen und gefährlichen Wegen, gesucht und verfolgt von Mördern einherzuwandern, dazu das trauernde Vaterherz, das sich um die Kinder und ihre Mutter ängstigte.

„Und doch," rief er vor sich aus: „wie glücklich bin ich noch, daß ich nur in einer Nacht der Erde wandle, und daß das Wort meines Herrn: Wer des Nachts wandelt, der stößt sich, denn es ist kein Licht in ihm, nicht meine Seele trifft. Denn ich wandle im Lichte meines Got-

tes und fürchte mich nicht. Und ist nicht auch das irdische Licht dort, das mir entgegenleuchtet, wie ein himmlischer Stern über mich aufgegangen, der mir den Weg anzeigt, den ich wandeln soll?"

Zwar kam ihm auf einen Augenblick der Gedanke: „Wie, wenn dies Licht dort dich in's Verderben zöge! Wenn du dort deinen Mördern eben entgegen zögest, da du ihnen entfliehen willst?" Aber bald besiegte er seine Furcht mit der tröstlichen Zuversicht, daß Gottes Hand selbst jenes Licht vor ihm angezündet habe. „Darum," rief er mit den Worten im Psalm aus: „darum fürchte ich mich nicht! Der Herr ist mit mir, was können mir Menschen thun?"

Nach etwa einer halben Stunde der mühseligsten Wanderung stand er vor einem großen Hause, aus welchem das Licht ihm entgegen geleuchtet hatte. Nach vielfachem Umhertappen hatte er die Thüre gefunden; so wie er aber an dem Schlosse drückte, ertönte das Gekläffe eines kleinen Hundes, in welches sich bald das laute Gebelle mehrerer anderer aus dem Gehöfte mischte, die mit gieriger Eile an das Thor stürzten und den Eingang verwehrten. Brenz, obgleich froh, ein schützendes Obdach erreicht zu haben, hielt es doch bei allem seinen Vertrauen auf Gottes schützende Hand für Frevel, durch den Eintritt in den Hof sich dem Zerfleischen der Hunde auszusetzen und er war eben im Begriffe, weiter zu flüchten, als ein Fenster des obern Stockes sich öffnete und Jemand ihm zurief: „Wer ist da?"

Brenz erschrak, als er diese Stimme hörte. Das war kein fremder Ton; ein lieber, oft gehörter Klang, der tröstlich seine Seele berührte. Er faßte Muth und antwortete: „Ein armer Flüchtling, der um Schutz und um einen Bissen Brotes fleht."

„Um Gottes willen!" rief nun die Stimme oben am Fenster aus. „Das ist er selber!"

Und bald darauf wurde Lärm im Hause. Hastige Schritte näherten sich der Thüre, ein einziges Wort brachte die Hunde zum Schweigen; dann schoben sich schwere Riegel zurück, die Thüre ging auf und Jemand fragte: „Herr Pfarrer, seid Ihr es wirklich?"

„Ja, ich bin es!" antwortete er, ohne zu errathen, wer mit ihm rede. Als aber sogleich darauf ein Mann an seinem Herzen lag und ihn mit stürmischer Freude an sich drückte und ausrief: „Dem allmächtigen Gott sei Dank, daß Ihr noch lebt!" da erkannte Brenz, wer mit ihm redete; es war der edle Graf von Eberstein, ein alter, lieber Freund des Pfarrers und ein eifriger Verfechter des Evangeliums. „Hier bin ich allerdings sicher," sagte Brenz mit bewegter Stimme. „Sagt mir," fuhr er dann fort; „wisset Ihr Etwas von den Meinen?"

„Ob ich Etwas weiß?" wiederholte der Graf und konnte seiner Freude kaum Herr werden. „Ei, so kommt doch nur; wenn Ihr nicht sehet, so glaubet Ihr nicht."

„Was wollt Ihr damit sagen?" rief Brenz aus; und die Bewegung seines ahnenden Herzens war so groß, daß er kein Wort mehr vorbringen konnte, und trotz seiner Todesmattigkeit wie ein unbesiegter Held den Grafen nach sich zog und in's Haus eintrat. Und als er hier die Thüre öffnete, — nun ja, — da lag sein Weib an seinem Herzen und weinte, und seine Kinder zogen links und rechts ihn nieder und weinten vor herzinniger Freude. Es war eine heilige Stille; kein Mund wagte ein Wort laut werden zu lassen; aber in Aller Augen glänzten die Thränen maßloser Seligkeit.

„Ich wußte es doch!" sagte endlich Brenz mit gebrochener Stimme. „Der Lichtstrahl aus diesem Hause war der Stern, der über mein Bethlehem stand, wo ich die Mutter und die Kinder finden sollte. Ach, Du treuer, lieber Gott, wie bin ich's werth, daß Du so große Dinge an mir thust;

und hast mich unwürdigen Knecht errettet aus Lebens Angst und Gefahr und hast mir meinen Schatz auf Erden wiedergegeben!"

Nachdem die Freude dieses unverhofften Wiedersehens ihre stürmische Bewegung gemäßigt hatte, erfuhr nun Brenz, wie solches Alles geschehen war. Der Graf von Eberstein war zufällig, nein, nicht zufällig, auf Gottes Geheiß, in früher Morgenstunde zu dem Syndicus zu Hall gekommen und als er von diesem die Gefahr, in welcher der Pfarrer und die Seinen schwebten, vernommen, hatte er ohne alles Zögern Weib und Kinder mit sich genommen, und auf absichtlichen Umwegen dieselben hierher auf eins seiner Güter gebracht. Und Gottes Hand hatte den Weg seines treuen, frommen Knechtes in finsterer Nacht so geleitet, daß er ihn in die Arme der Seinen zurückführte. Nun erst stillte der arme und so glückliche Flüchtling seinen Hunger und wohl von keiner Familie auf Erden ist je ein innigeres Lob- und Dankgebet zu Gott emporgedrungen, als von dieser.

Für heute war nun freilich Rettung und Sicherheit da; aber damit war die Gefahr für die kommenden Tage noch nicht beseitigt. Es stand zu vermuthen, daß der kaiserliche Spion am nächsten Tage seine Nachsuchung und Verfolgung des Pfarrers fortsetzen werde, und daß dabei im Umkreise von mehreren Stunden kein Haus, keine Hütte undurchsucht bleiben würde. Darum, wenn auch im Falle der Entdeckung Weib und Kinder unter dem Schutze des edeln Grafen sicher sein konnten, weil der kaiserliche Befehl zunächst nur den Pfarrer betraf, so traute sich doch der Graf nicht die Macht zu, gegen den Kaiser den armen Brenz in Schutz zu nehmen. Es blieb also nichts übrig, als daß Brenz am folgenden Morgen weiter ziehen mußte. Eberstein und auch die Seinen riethen ihm, sich weit hinein in's würtemberger Land zu flüchten, und der Graf bot ihm nicht nur alle möglichen Be-

förderungsmittel an, sondern nannte ihm auch mehrere Orte, wo er völlig sicher sein konnte. Aber der treue Pfarrer widerstrebte Dem.

„Und wenn ich wüßte,“ sagte er, „daß ich morgen in des Kaisers Hände fallen würde, wenn ich Eurem Rathe nicht folgte, so kann ich doch nicht anders. Ich bin berufener und verordneter Pfarrer und Seelsorger der Gemeinde zu Hall; ich habe geschworen, meinen evangelischen Glauben treulich zu verkündigen, so lange ich lebe. Ich habe mit meiner lieben Gemeinde den Bund gemacht, daß wir uns in keiner Prüfung verlassen wollen. Wie ich nun schon dadurch, daß ich aus Liebe zum Leben mich verleiten ließ, zu flüchten, einem Miethling gleiche, der da fliehet, wenn der Wolf in die Heerde bricht, so will ich die Last meines Gewissens nicht noch dadurch größer machen, daß ich mich eigenmächtig und völlig von meiner Gemeinde und von meinem Amte trenne. Wenn ich auch in dem Bedenken, daß ich durch meine Flucht bisher noch nicht Verräther an meinem Glauben geworden bin, einigen Trost finden mag, so hat doch meine Gemeinde ein weiteres Recht an mich, dem ich mich nicht freiwillig entziehen darf. Wollt Ihr mir aber einen Freundesdienst erweisen, so sorgt dafür, daß ich Morgen Abends zur selben Stunde wie heute, hier wieder bei Euch eintreffen darf und daß ich den Syndicus der Stadt vorfinde, mit welchem ich, von meinem Gewissen getrieben, zu reden habe.“

Und dabei verblieb auch der gewissenhafte Mann trotz aller weitern Gegenreden. Am andern Morgen, noch ehe die Sonne aufgegangen war, küßte Brenz Weib und Kinder zum Abschiede und flüchtete sich in den Wald zurück in denselben Versteck, wo er durch Gottes allmächtige Hand im Augenblicke der größten Gefahr war gerettet und erhalten worden. Hier, in diesem steinernen Kerker, der kaum mehr Raum hatte, als ein Sarg, verweilte er bis die Nacht eingebrochen

war. Dann schlich er sich in das Haus des edlen Beschützers zurück, um sich im frohen Anblicke der Seinen für die quälende Einsamkeit am Tage zu entschädigen.

Der Syndicus war erschienen und herzlich froh, daß der liebe Pfarrherr dem kaiserlichen Spione entgangen war. Brenz aber sprach zu dem Syndicus: „Ich habe Euch hierher bitten lassen, um meinem Gewissen genug zu thun. Ich habe bis jetzt durch die Flucht zwar mein Leben gerettet, aber ich bin bereit, es für unsern evangelischen Glauben zu wagen. Ich gehe augenblicklich mit Euch in die Stadt zurück, und werde Morgen früh von der Kanzel herab predigen, daß ein guter evangelischer Christ das Interim nicht annehmen kann. Wenn meine Gemeinde es mit mir wagen will, so bin ich bereit, mit meinem letzten Hauche die gute Sache unsers evangelischen Glaubens zu vertheidigen. Wir haben die Verheißung des Herrn: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. Und auf diese Verheißung hin will ich jeder menschlichen Gewalt Trotz bieten. Mögen sie auch den Leib tödten, das Reich Gottes mögen sie uns doch nicht nehmen."

So tief bewegt auch der Syndicus von diesem Anerbieten des Pfarrers war, und so treulich er selber dem evangelischen Bekenntnisse anhing, so hatte er doch nicht den Muth, im Namen der ganzen Stadt ein solches Bündniß einzugehen. Er versprach jedoch, gleich andern Tages die Gemeinde zu berufen und sich mit ihr darüber zu berathen.

Brenz ging also am folgenden Morgen zum dritten Male in den Wald zurück und als er des Abends wieder bei dem Grafen eintrat, war auch der Syndicus wieder erschienen, um den Ausgang der Gemeindeversammlung zu berichten. „Es ist wahr," berichtete nun der Syndicus, „unsere Sache ist eine gute und gerechte vor Gott und Menschen; aber wir sind in der Gewalt des Kaisers und müssen fürchten, daß der

kaiserliche Zorn das Urtheil der Vernichtung unserer ganzen Stadt ausspreche. Wir haben aber die Hoffnung besserer Zeiten, und ohne daß wir als Schiffbrüchige an unserm Glauben erscheinen, mag es doch die Klugheit gebieten, den Zorn des Kaisers nicht zu reizen. Darum bin ich beauftragt, Euch im Namen der ganzen Gemeinde anzuzeigen, daß Ihr Eures Amtes als Pfarrer und Seelsorger der Stadt Hall von ihr entlassen seid, daß Ihr Euer Wort zurückerhaltet und demnach durch nichts mehr an uns gebunden seid, es sei denn, daß Ihr in Eurem Gebete auch ferner unserer gedenket und mit uns den Schützer und Herrn unserer Kirche anrufet, daß er die bösen Zeiten der Gefahr bald möge vorübergehen lassen."

Brenz schüttelte schmerzlich das Haupt. Indeß blieb ihm nichts übrig, als sich dem Willen seiner bisherigen Gemeinde zu fügen. Und nunmehr erst erkannte er sich für frei und ledig und durch nichts mehr in seinem Gewissen gebunden, wenn er nun weitere Schritte zur Rettung seiner und seiner Familie unternehme. Am folgenden Morgen flüchtete er sich mit Weib und Kindern und trat in die Dienste des Herzogs Christoph von Würtemberg, der sich seiner treulich annahm und ihn als Propst an der Stiftskirche zu Stuttgart anstellte, in welchem Amte er im Jahre 1570 starb, nachdem der Kaiser Carl V. bereits zwölf Jahre zuvor gestorben, und zwei Jahre lang in einem spanischen Kloster eine Beute der traurigsten Schwermuth gewesen war.

Gott allein weiß, was in der Seele dieses mächtigen Mannes vorgegangen ist*).

*) Kaum glaubhaft, und doch, wie es scheint, historisch begründet, ist die ganz neuerdings gemachte Mittheilung, daß Carl V. nur Eins in seinem Leben bereut habe, nämlich daß er Luthern nicht habe tödten lassen, als derselbe in seiner Macht gewesen sei.

Seelenwerbung.

Scene aus Gellert's Leben.

I.

Es war gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß eines Morgens in die bescheidene Wohnung eines jungen Mannes zu Leipzig ein ziemlich bejahrter Mann eintrat, auf dessen Mienen die tiefste, schmerzlichste Trauer und Besorgniß zu lesen waren. Er fand bei seinem Eintritte einen jungen, etwa achtundzwanzigjährigen Mann von mittlerer Größe und sehr hager von Gestalt; doch ließen eine hohe, freie Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogene Nase eine ungewöhnliche edle Bildung erkennen; ein Ernst, der fast in's Traurige fiel, schien für den Augenblick eine Annäherung zurückzuweisen, aber die Freundlichkeit des Blickes, welcher von einer wohlwollenden, treuherzigen und frommen Seele zeugte, flößte eben so viel Vertrauen wieder ein.

„Ich bitte um Entschuldigung!" sagte der Eintretende. „Komme ich hier recht zu Herrn Gellert?"

„Der bin ich allerdings!" antwortete der Angeredete mit aller Milde und Freundlichkeit. „Und was gibt mir die Ehre Ihres Besuches, mein Herr?"

„Mich führt," fuhr der Fremde fort, „ein tiefes Herzeleid zu Ihnen, edler Herr, und zugleich das veste Vertrauen auf Ihre bekannte Menschenfreundlichkeit, so wie die bestimmte Ueberzeugung, daß Sie allein der Mann sind, der helfen und erretten kann."

„So viel ich vermag, von ganzem Herzen!" versicherte Gellert.

Mit dem Blicke auf einen Jüngling, der an einem Tische am Fenster eifrig mit Lesen beschäftigt war, sagte der

Fremde: „Was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist zwar kein Geheimniß, doch —"

Gellert, der den Wink des Fremden sogleich verstand, unterbrach diesen und wandte sich an den Jüngling mit den Worten: „Christian, laß uns auf einige Zeit allein und warte in Deinem Stübchen, bis ich zu Dir komme. Nimm Dein Buch mit Dir und gieb mir dann Rechenschaft, wie Du diese Zeit verwendet hast." „Es ist meiner Schwester Sohn!" setzte Gellert erklärend hinzu, als der Jüngling das Zimmer verlassen hatte. „Und nun reden Sie, mein Herr; wenn Sie sagen, daß Vertrauen Sie zu mir geführet hat, so darf ich Ihnen wenigstens die Versicherung geben, daß ich mich dieses Vertrauens nicht unwerth machen werde, wenn auch Ihre auf meine Hilfe gesetzte Hoffnung das Maaß meiner Kraft zu deren Erfüllung überschreiten wird."

„Gewiß nicht!" antwortete der Fremde im Tone zuversichtlicher Ueberzeugung. „Ihnen, theurer Herr, hat Gott das Wort der Belehrung und des Trostes gegeben, wie selten Einem. Auf diese Ihre Gottesgabe baue ich meine letzte Hoffnung zur Errettung eines unglücklichen Mannes mit um so größerer Zuversicht, als Sie durch die Nennung des Jünlings, der uns eben verließ, mir ein gutes Anzeichen gestellt haben; der unglückliche Jüngling, dessen höchste Noth mich zu Ihnen treibt, steht mir gerade so nahe, als jener junge Mann Ihnen; er ist meiner armen Schwester einziger Sohn."

Der Fremde nannte hierauf Stand und Namen so wie den seines Neffen, woraus Gellert erfuhr, daß ein vornehmer, im Range hochstehender Mann seine Hilfe in Anspruch nahm. Wir werden den Fremden unter dem Namen „Wallner" auftreten lassen.

„Ich sehe mich genöthigt," sagte Wallner, „Ihnen eine kurze Lebensschilderung meines unglücklichen Neffen zu machen.

Georg ist der einzige Sohn meiner armen, unglücklichen Schwester, deren größte und einzige irdische Freude und Hoffnung in ihm verloren geht. Keine Mutter kann zärtlicher für ihr Kind besorgt sein, als sie es war; keine Mühe, kein Opfer war ihr zu groß, das sie nicht mit aller Liebe und Treue für seine leibliche und geistige Erziehung gebracht hätte. Es schien auch, als ob ihre Sorge nicht vergebens sei; Georg offenbarte ein gutes Herz, ein weiches für alle Ermahnung empfängliches Gemüth; er entwickelte reichbegabte geistige Fähigkeiten und zeichnete sich durch schnelles Auffassen des Unterrichts fast vor allen seinen Mitschülern aus. Meine Schwester, welche in diesem Sohne das theuerste Erbtheil ihres seligen Gatten erkannte, fühlte sich wahrhaft selig in der sichern Hoffnung, einst am Throne der Gerechtigkeit dies Kind an des Vaters Brust zurückführen und sagen zu können: „Siehe, den Du mir gelassen hast, ich habe ihn nicht verloren!" Aber diese Hoffnung ward auf die schmerzlichste Weise getäuscht. Als Georg in das Jünglingsalter eintrat, entwickelte sich in ihm ein fast unersättliches Verlangen nach leiblichem Wohlleben, so daß er die kleine Baarschaft, welche er als sein wöchentliches Taschengeld empfing, zu nichts weiter, als zu Näschereien verwendete. Als die zärtlichsten Bitten und dann die ernstesten Vorstellungen und Drohungen nichts fruchteten, entzog meine Schwester ihm das gewöhnliche Wochengeld in der Hoffnung, daß er mit Entziehung der Mittel sich zu einem mäßigen Leben würde gezwungen sehen. Aber sie täuschte sich; Georg fand, als Sohn einer reichen Wittwe, überall Credit und die Leute waren so wenig gewissenhaft, daß sie ihm nicht allein Waaren sondern auch baares Geld vorstreckten und dann natürlich meine Schwester um Bezahlung angingen. Diese sah sich dadurch zu dem traurigen Schritte genöthigt, eine öffentliche Warnung, ihrem Sohne nichts mehr zu borgen, ergehen zu lassen. Aber dieser Schritt zog noch traurigere

Folgen nach sich. Georg wurde zum Diebe, wenn auch nur in seinem mütterlichen Hause."

Als hier Wallner ein wenig ruhte und die mit Thränen gefüllten Augen niederschlug, als schäme er sich, dies Alles von seinem Neffen erzählen zu müssen, fragte Gellert: „Stand denn der beklagenswerthe Jüngling ganz allein ohne alle weitere Führung und Obhut? Fand sich denn kein männlicher Freund, der sich seiner annahm?"

„Ich würde diese Frage als einen gerechten Vorwurf für mich hinnehmen müssen," antwortete der alte Mann, „wenn ich, im Falle mir es nämlich möglich gewesen wäre, mich meines Neffen nicht angenommen hätte. Aber ich lebte damals, in Folge des mir gewordenen Amtes, über dreißig Meilen von ihm entfernt, und konnte nichts weiter thun, als schriftlich ihn zu einem besseren Lebenswandel aufzufordern. Eine Zeitlang schien es auch, als ob er von seinem leichtsinnigen Leben lassen würde; eine Verwandte unseres Hauses, ein edles, liebes Mädchen von Georgs Alter kam mit ihrer Mutter einige Monate lang auf Besuch zu meiner Schwester. Die Anwesenheit dieser frommen, keuschen und züchtigen Jungfrau wirkte fast bezaubernd auf Georgs Gemüth ein. Er fing an, sich seines Leichtsinns, ihr gegenüber, zu schämen und Alles hervorzusuchen, um sich ihr wohlgefällig zu machen, und ward in kurzer Zeit ein ganz anderer Mensch, so daß meine Schwester von ihrer Betrübniß wieder auflebte und ihren Sohn für gerettet hielt. Leider war es nur ein flüchtiger Hoffnungsschimmer. Kaum waren Mutter und Tochter wieder abgereist, so verfiel Georg wieder in sein voriges regelloses und leichtsinniges Leben; und nun war es, als ob der gute Geist ganz von ihm gewichen wäre. Er stürzte sich in die niedrigste Sinnenlust und zerriß dadurch das letzte Band der Schaam, das ihn bisher noch an seine unglückliche Mutter geknüpft hatte. Und hier wurde es deutlich wie die Sinnenlust die eigentliche

Erbfeindin aller Heiligung, aller Gotteserkenntniß und Gottesfurcht ist. Georg war von seiner Mutter frühzeitig zur Ehrfurcht und Liebe gegen Gott und Christus erzogen worden; er hatte bis dahin mannichfache Beweise gegeben, daß diese Saat des Wortes Gottes in seinem Herzen nicht ganz ohne Furcht geblieben war; er besuchte ziemlich regelmäßig und ohne äußeren Zwang den Gottesdienst; er nahm gern am heiligen Abendmahle Theil, und blieb nach solchem Genusse wenigstens einige Tage lang Herr seines Leichtsinns. Aber jetzt schwand Eins nach dem Andern dahin. Er kam nicht mehr zur Kirche und äußerte, wenn ihn seine Mutter darüber zur Rede setzte, solche freigeisterische Urtheile über den christlichen Glauben und über die Religion überhaupt, daß das Herz meiner armen Schwester bis zum Tode betrübt wurde."

„Ja, das ist der Weg, der zum Verderben führt!" sprach hier Gellert ernst, als der Fremde von seiner Betrübniß überwältigt inne hielt. „Der gute Geist im Menschen kann die Sünde nicht gut heißen; daher bleibt dem bösen Geiste nichts anders übrig, als die Stimme des erwachenden Gewissens zum Schweigen zu bringen. Daher muß der Glaube vernichtet werden, der Gedanke an einen allheiligen und allgerechten Gott muß hinwegdisputirt werden, und zuletzt muß selbst der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an das ewige Leben als eine Thorheit und als eine Lüge dargestellt werden, weil dies Alles mit einem sündlichen Leben sich nicht vereinigen läßt. Es kann Freigeister und Ungläubige geben, welche aus einem gewissen Stolze noch auf ihre sittliche Ehre halten, aber wer von seiner Sinnenlust zur Freigeisterei verführt wird, der reißt auch die letzten Schranken der Ehre und Schaam noch nieder, und geht unaufhaltsam seinem geistigen und leiblichen Elende entgegen."

„Ach Herr!" fiel hier Wallner mit tiefschmerzlichem Tone ein. „Wie trost- und hoffnungslos machen Sie mich mit

diesen Worten! Sie sagen: unaufhaltsam? Sprechen Sie damit nicht das Todesurtheil über meinen unglücklichen Neffen aus?"

„Ich sagte: unaufhaltsam," erläuterte Gellert mit der freundlichsten Theilnahme; „weil, wenn der Unglaube und die Sinnenlust sich in den vollen Besitz der Seele getheilt haben, sie nicht eher ruhen, als bis das leibliche Leben vernichtet ist; es sei denn, daß Gottes Gnade und Barmherzigkeit noch Eingang findet in die Nacht der Sünde und Verzweiflung."

„Und meinen Sie nicht, lieber Herr," fuhr Wallner fort; „daß dies bei meinem armen Neffen noch möglich sei? Sollte Gottes Liebe und Gnade nicht einen Menschen dazu ausersehen haben, den Unglücklichen wenigstens noch geistig zu retten? Und wenn das ist, woran mich mein Glaube nicht zweifeln läßt, sollten Sie nicht der Mann, der Freund sein, den der Herr zur Rettung des Unglücklichen ausersehen hat?"

„Ich?" fragte Gellert mit Verwunderung und setzte dann mit schmerzlichem Lächeln hinzu: „Zu sochen Werken gehört ein Größerer, denn ich bin."

„Theurer Mann!" rief Wallner aus. „Weisen Sie mit solchen Worten mich nicht von sich ab. Mir ist es zu wohl bekannt, welche Kraft Gott in Ihr Wort gelegt hat; denn ich selbst bin wohl ein giltiger Zeuge in dieser Sache, weil eben Ihr Wort, Ihre Warnung, Ihre Belehrung es waren, die mich von Zweifeln geheilt, welche über ein Menschenalter lang mich nicht zum vollen Frieden kommen ließen. Ihnen hat der Herr eine Macht gegeben, mit welcher Sie die schlummernden Seelen erwecken, die verstockten Gemüther erweichen können; Ihr Wort ist in Wahrheit wie ein doppelschneidiges Schwert und selbst der Ton Ihrer Rede ist so rührend, daß auch das finsterste Herz nicht vor Ihnen verschlossen bleiben kann. Sie sind ein Mann Gottes —"

„Halten Sie ein!“ unterbrach Gellert seinen begeisterten Lobredner mit allem Ernste eines verletzten Gemüthes. „Wissen Sie, daß jedes Ihrer Worte, mit welchem Sie mich erheben wollen, mich in tiefster Schaam zu Boden schlägt? Wer bin ich, daß ich solchen Ruhm auch nur zum geringsten Theile annehmen dürfte? Nein, mein Herr, ich weiß am Beßten, was ich sein möchte, und was ich nicht bin. Zudem will auch meine ganze äußere Stellung nicht zu dem Werke passen, das Ihr unverdientes Vertrauen mir auftragen will. Außer dem Wenigen, was ich bisher dem größeren Publikum durch den Druck zu übergeben gewagt habe, bin ich ein ganz unbekannter Mann in hiesiger Stadt; ich lebe hier ohne alle Anstellung nur der geistigen und sittlichen Ueberwachung und Erziehung des Sohnes meiner lieben Schwester. Ich habe keine Geltung weder in der Kirche, noch an der Universität, noch im Volke, ich bin Ihrem unglücklichen Neffen so gut wie völlig unbekannt und weiß nur zu gut, daß meine krankhafte Körpergestalt keinen gewinnenden Eindruck auf einen Fremden machen kann. Aber einen freundlichen Rath will ich Ihnen geben; das Werk, zu dem sie mich ausersehen haben, ist die Arbeit eines Geistlichen, eines treuen Seelsorgers, der dazu berufen und verordnet ist, die verlorenen Seelen mit dem Worte Gottes wieder zu gewinnen. Wenden Sie Sich an einen Geistlichen und sollten Sie unter diesen Niemanden kennen, dem Sie das Seelenheil Ihres Neffen anvertrauen könnten, so nenne ich Ihnen den Herrn Diaconus Eichler zu St. Nicolai; ja selbst unser hochwürdiger Superintendent Dr. Deyling würde Ihre Bitte nicht zurückweisen.“

Wallner schüttelte mit wehmüthigem Lächeln das Haupt und sagte: „Wollte Gott, ich könnte Ihren Rath befolgen! Aber soll mein unglücklicher Neffe noch gerettet werden, so darf ich bei keinem Geistlichen Hilfe suchen. Georg ist mit dem tiefsten Hasse gegen alle verordnete Diener am Worte

Gottes erfüllt, weil er diese alle als Heuchler und Betrüger erklärt. Der Eintritt eines Geistlichen würde das Uebel nur ärger machen."

„Das ist ein trauriges Geständniß, lieber Herr!" sagte Gellert.

„Und nunmehr!" fuhr Wallner fort; „wage ich auf's Neue meine Bitte: Haben Sie Mitleid mit dem Unglücklichen, nehmen Sie Sich seiner an! Ich habe die volle Ueberzeugung, daß nur Sie ihn retten können, daß Sie von Gott auserſehen sind, in ihm das Licht des Glaubens wieder anzuzünden. Es ist selbst ein durch Ihr Wort Geretteter, der vor Ihnen steht, und der bekennen muß, daß Gott selbst ihn hierher zu Ihnen geführt hat. Ja, mein lieber, theurer Herr, ich muß es Ihnen gestehen, daß ich lange Zeit mich nach einem Mann umgesehen habe, der hier helfen könnte und Niemanden finden konnte; da gab mir Gott ihren Namen ein und seitdem kann ich Sie nicht mehr aus meinen Sinnen und Gedanken bringen. Ich weiß, Gott hat Sie mir zu Rettung meines armen Georg gesendet."

Gellert senkte sein Haupt und legte die gefalteten Hände auf den Schoos; nach einigen Augenblicken tiefer Stille sagte er: „Wenn ich bis jetzt mich geweigert habe, Ihre Bitte zu erfüllen, so ist Gott mein Zeuge, daß nichts Anderes mich davon abgehalten hat, als die Ueberzeugung von meiner Schwachheit; da Sie aber so ernstlich in mich dringen, so darf ich nicht länger zögern, sei es auch nur, um mich von meiner Schwachheit auf's Neue zu überzeugen. Ja, ich will Ihren Neffen besuchen und Gott auf meinen Knieen anflehen, daß er mir den rechten Weg zu dem Herzen des Unglücklichen zeige und mir seine Worte auf meine Lippen lege. Noch heute werde ich kommen."

„Theurer, lieber Herr!" rief Wallner mit Freudenthränen aus und faßte Gellert's Hand mit Ungestüm. „Möge

Gott Sie segnen für dieses Wort! Möge mein abgelaufenes Leben noch in seinen letzten Tagen die selige Stunde haben, welche Ruhe und Frieden über mich bringt. Gott ist ja ein reicher Vergelter für jedes Wort, für jedes Werk der Heiligung, welches wir an unsern Brüdern verrichten. Ich werde dafür sorgen, daß Sie meinen Neffen allein finden, und erbitte mir nur die Erlaubniß, Sie morgen wieder besuchen zu dürfen, um von Ihnen selbst zu erfahren, ob noch Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden ist. Sei Gott mit Ihnen."

Und nachdem Wallner noch die Wohnung seines Neffen genannt hatte, verließ er mit Thränen im Auge das Zimmer. Gellert aber ging in sein Kämmerlein, um im Gebete sich Licht und Kraft von Gott zu erflehen.

II.

Noch an demselben Tage begab sich Gellert in die ihm bezeichnete Wohnung des unglücklichen jungen Mannes; Wallner hatte seinem Versprechen gemäß dafür gesorgt, das Niemand anders zugegen war; und die Pflegerin des Kranken, eine bejahrte Frau, hatte strengen Befehl erhalten, während Gellert's Anwesenheit durchaus Niemanden in's Zimmer zu lassen. So sehr Gellert sich vorher seinen Eintritt vergegenwärtigt und seinen Muth durch ein gläubiges Gebet zu Gott gestärkt hatte, so merkte er doch an den rascheren Schlägen seines Herzens, daß er, wenn auch gerade nicht mit Furcht und Zagen, doch mit einer großen Beklommenheit seinen Fuß in das Krankenzimmer setzte. Schon hier würde mancher Andere in seinem Vorsatze wankend geworden sein; denn der Eintritt in dies Krankenzimmer war eben nicht geeignet, die Lust eines Krankenbesuches zu fördern. Sonst ist es oft der Anblick des tiefsten Elendes der Armuth und der Verlassen-

heit, welcher den Seelsorger bei dem Besuche seiner Kranken niederbeugt, weil er einsieht, daß geistige Aushilfe da nur wenig Frucht bringen kann, wo zuerst die leibliche Noth entfernt werden muß und weil er sich in der Regel das traurige Geständniß machen muß, mit Petrus zu sprechen: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir."

Hier aber war dies nicht der Fall; Georg war der Sohn reicher Aeltern und Alles, was ihn umgab, zeugte von der Wohlhabenheit, in der er sich befand. Aber dagegen war die Krankheit selbst desto abschreckender; die Ausdünstung des kranken mit offenen Wunden bedeckten Leibes, der Geruch starker die Nerven angreifender Arznei, dazu die eingeschlossene Zimmerluft — dies war allerdings nicht einladend zu langem Verweilen. Aber der menschenfreundliche Gellert achtete dies Alles nicht; er war gekommen, mit Gottes Hilfe zu helfen und zu retten, und das vesteste Vertrauen auf den Beistand von Oben überwand nicht nur allen Ekel, sondern selbst die nicht unbedeutende Befürchtung einer Ansteckung, indem er sich vest an das Wort der Schrift hielt, welches Allen gilt, die im Namen des Herrn Jesu das Evangelium verkündigen: „So sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nichts schaden." Sein weiteres Bedenken, ob er auch den rechten Weg zu des Kranken Herzen finden werde, hatte er mit einer andern Verheißung des Herrn beseitigt: „Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt."

Gellert fand den Kranken im Bette bis an den Hals verhüllt, und mit dem Gesichte nach der Wand gekehrt. Sein Gruß beim Eintritte wurde von Georg ganz überhört, und allem Anscheine nach absichtlich nicht erwidert.

„Ich höre, Sie sind sehr krank, mein junger Freund!" sagte nun Gellert, leise dem Bette näher tretend. „Mein

Name ist Gellert, und ich hoffe, Sie werden sich erinnern, daß wir vor einiger Zeit uns zufällig einmal in einer Familie zusammen fanden."

Da wandte der Kranke den Kopf, warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Besucher und antwortete mit rauher, heftiger Stimme: „Was kümmert Sie das, Herr? Wer hat Ihnen erlaubt, zu mir einzutreten? Ich verlange, daß Sie augenblicklich mein Zimmer wieder verlassen!"

„Ist Ihnen denn Jemand gar so sehr verhaßt," fuhr Gellert fort, „der aus innigem Mitleide mit Ihrer traurigen Lage gekommen ist und von Grund des Herzens Ihnen ein tröstendes Wort zusprechen möchte?"

„Haha!" lachte der Kranke laut auf. „Das ist ja gar Pfaffenmanier, mit der Ihr Euch einführt! Warum habt Ihr nicht Euren langen schwarzen Rock und Eure breite Halskrause angelegt, damit man Euch besser erkennen kann."

„Ich bin kein Geistlicher!" antwortete Gellert ruhig und mild.

Fluch und Tod über Euch!" fuhr der junge Mann auf. „Ich mag nichts von Euch wissen, mögt Ihr sein, wer Ihr wollt! Wenn Ihr nicht augenblicklich mein Zimmer verlasset, so werde ich mein Hausrecht gebrauchen und Euch hinauswerfen." Bei diesen heftigen Worten hatte sich Georg gewaltsam bewegt und auf diese Weise ohne Zweifel seinem wunden Leibe die heftigsten Schmerzen bereitet; denn wie ein Wahnsinniger schrie er jetzt auf und stieß die fürchterlichsten Flüche und Gotteslästerungen aus, welche Gellert's Seele mit Schaudern erfüllten. Als der Schmerz sich ein wenig besänftigt hatte, warf Georg auf's Neue seine zornigen Blicke auf den ihm verhaßten Besucher und sagte: „Seid Ihr immer noch da? Seid Ihr gekommen, mich zu quälen? Vielleicht von der Hölle entsendet? Haha! da kommt Ihr noch zu früh! Verlasset mich, oder ich gehe Euch an's Leben."

„Ist Ihnen,“ entgegnete Gellert mit der herzgewinnendsten Freundlichkeit, „nicht so viel Glauben an die Menschheit geblieben, daß Sie ein Menschenherz nicht einmal des Mitleids mehr fähig halten? Könnte Jemand so verworfen sein, sich an dem Schmerze seines Mitmenschen zu weiden? Lieber Herr, nein — lieber Georg, so will ich Sie nennen, um Ihnen zu beweisen, daß ich Sie liebe und daß ich Alles, was ich habe und vermag, bereit bin zur Linderung Ihres entsetzlichen Leidens zu verwenden.“

„Ich mag keine Hilfe!“ erwiderte Georg finster und trotzig, obschon weniger wild als zuvor. „Mich soll Niemand bedauern; am Allerwenigsten Sie.“

„Und warum gerade ich nicht?“ fragte Gellert freundlich lächelnd. Als der Kranke ihm die Antwort schuldig blieb, fuhr er fort: „Nein, lieber Georg, Sie täuschen Sich selbst, wenn Sie sagen, daß Sie weder Hilfe noch Mitleid verlangen. Das Mitleid ist eine so freundliche Regung unserer Seele, daß es alle Herzen öffnet, wo es um Eintritt bittet. Das Mitleid steht im Dienste Gottes und —“

„Im Dienste Gottes?“ unterbrach der Kranke hier mit widerlichem Lachen. „Also im Dienste des phantastischen Gebildes, das Ihr Priester zusammen geformt habt, um Kinder zu schrecken.“

Gellert schrak selbst bei diesem Spotte zusammen und er wollte eben ein kräftiges Wort dagegen sprechen, als er sich seines Vorsatzes erinnerte, nämlich in der ersten Zeit jedes Gespräch über religiöse Gegenstände zu vermeiden, weil er der Ansicht war, daß er, wenn er mit der Religion beginne, niemals oder weit schwerer seinen Zweck erreichen werde. Vielmehr lag es für jetzt nur in seinem Plane, den Kranken überhaupt einer freundlichen Zusprache wieder zugänglich zu machen, ihn davon zu überzeugen, daß sein beklagenswerther Zustand in ihm das herzlichste Mitleid und den innigsten Wunsch

rege gemacht, das Leiden erträglicher zu machen und die Hoffnung auf leibliche Widergenesung zu erwecken, also die Liebe zum Leben hervorzurufen. Deshalb unterdrückte Gellert die ihm sich zudrängende ernste Verwarnung, und fuhr, als habe er den sündlichen Hohn überhört, fort: „Das Mitleid ist eine Dienerin der Liebe, der Menschenfreundlichkeit und des natürlichen Mitgefühles, zu welchem wir uns beim Anblick fremder Leiden zugezogen fühlen. Leiblichen und geistigen Schmerz hat doch wohl ein Jeder an sich selbst erfahren und die Erinnerung daran erregt in uns den ernsten Wunsch, die Leiden Anderer lindern zu können, und dies ist das Mitleid. Könnten Sie mir darum böse sein, lieber Freund, wenn ich von ganzem Herzen wünsche, Ihre Schmerzen erträglicher zu machen?"

„Nun denn," sagte Georg finster und spöttisch; „so geben Sie Ihre Pflaster und Tincturen heraus. Wir wollen sehen, ob Sie mehr als ein gewöhnlicher Quacksalber sind."

„Ich bin kein leiblicher Arzt!" entgegnete Gellert mild. „Die Heilmittel, welche ich Ihnen biete, wollen mit dem Herzen aufgenommen sein."

„Also sogenannten religiösen Trost!" rief der Kranke lachend aus. „Ja, ja ich kenne diese Universalmedicin, die man den Kindern eingiebt, daß sie nicht schreien sollen."

„Ich habe nicht an die Religion gedacht!" fuhr Gellert unerschütterlich in seinem Grundsatze fort: „Ich denke nur an den Gegensatz zwischen Seele und Leib, zwischen geistiger und leiblicher Herrschaft —"

„Gegensatz zwischen Leib und Seele!" unterbrach ihn der Jüngling mit seinem gewöhnlichen spöttischen Lächeln. „Das ist auch so ein tausendjähriger Betrug!"

„Nun, so will ich mich anders ausdrücken;" nahm Gellert auf's Neue mit unermüdlicher Geduld das Wort. „Ich gedachte an den Unterschied, der zwischen unsern Gedanken

und Entwürfen, zwischen unsern Gefühlen und Vorsätzen und zwischen unsern sinnlichen Empfindungen besteht, nämlich solche, welche durch unser Auge und Ohr und durch die übrigen Sinne unseres Körpers erregt werden. Denn es ist doch gewiß ein Unterschied sowohl dem Ursprunge als dem Wesen, wie dem Zwecke nach, wenn ich z. B. denke: morgen will ich einen Brief an meine liebe Mutter schreiben, weil sonst mein allzulanges Schweigen sie mit Angst um mich erfüllen würde; oder wenn ich meinen Fuß an einen Stein stoße und schlage mir eine tiefe, schmerzliche Wunde. Meinen Sie nicht, lieber Georg?"

„Sie sind gewiß ein Schulmeister?" fragte der Kranke in verächtlichem Tone.

„Auch das!" antwortete Gellert lächelnd. „Und warum nicht? Zwar bin ich dann nicht alt genug, um Sie als meinen lieben Schüler zu betrachten, und auch von meinem geringen Wissen zu sehr überzeugt, als daß ich hoffen könnte, Sie etwas Neues zu lehren. Aber durch gegenseitigen Austausch von Meinungen und Erfahrungen lernt Einer von dem Andern, darum können wir gegenseitig uns wohl zugleich Lehrer und Schüler sein. Doch ich sehe, mein Scherz mißfällt Ihnen, und das mit Recht. Ich wollte Ihnen mit meinen langen, unnöthigen Redereien nur sagen, daß der Mann eines Muthes, einer Standhaftigkeit, ja ich möchte sprechen, eines gewissen Trotzes fähig ist, mit welchem er körperliche Leiden ertragen und sich über dieselbe erheben kann."

„Halten Sie mich für ein Kind, daß Sie mich daran erinnern?" warf Georg heftig ein.

„O nein!" antwortete Gellert freundlichst. „Ich wollte damit nur sagen, daß es viel von uns abhängt, ob dieser Muth, dieser Trotz schwächer oder stärker sei, und daß es allerdings körperliche Leiden giebt, welche im Augenblicke des höchsten Schmerzes auch den muthigsten und standhaftesten

Mann überwältigen, und daß dann, wenn wir diese augenblickliche Muthlosigkeit zu lange über uns herrschen lassen, der körperliche Schmerz immer mehr hervortritt; genau so wie ein angreifender Feind, der dann, wenn der Gegner zu weichen anfängt, nur desto hitziger und entschiedener angreift und verfolgt. Es wird daher nöthig, daß wir unsern Muth sogleich wieder sammeln und dem körperlichen Schmerze — wie drücke ich mich am Beßten aus? — — eine Art stolze Verachtung entgegen setzen. Daß Solches möglich sei, wissen Sie eben so gut, wie ich, lieber Freund. Es sind mir Beispiele von verwundeten Kriegern bekannt, welche mit lachendem Muthe sich von ungeschickten Händen zerschossene Glieder abnehmen ließen und dabei ein Gespräch über ganz andere Dinge führten."

„Herr, Sie haben gut reden!" rief der Kranke ärgerlich, obgleich weniger trotzig, als vorher, aus. „Sie sind gesund und können also leicht für Kranke guten Rath geben. Ich denke auch, daß ich Schmerzen ertragen kann; aber wenn es wie mit tausend doppelhakigen Pfeilen in meinem Fleische wüthet, dann will ich Den sehen, der mit Lachen still hält."

„Gewiß, Sie haben Recht!" sagte Gellert; „aber es ist, dünkt mich, immer noch ein Unterschied zwischen Dem, der überhaupt muthlos und mit nie endender Verzweiflung seine Leiden trägt, und zwischen Dem, der nur für einen kurzen Augenblick von der Heftigkeit des Schmerzes überwältigt wird, dann sich aber schnell wieder aufrafft und daran denkt, daß er — ja — daß er ein Mann ist."

Und als sollte Gellert sich im Augenblicke überzeugen, welchen Eindruck seine Zusprache auf den Kranken gemacht habe, geschah es, daß Georg, sich selbst vergessend, plötzlich eine andere Lage annahm und dadurch sich die heftigsten Schmerzen bereitete. Mit einem brüllenden Schrei schlug der Unglückliche auf den an seinem Bette stehenden Tisch

und stieß genau, wie vorher, die fürchterlichsten Gotteslästerungen aus und verfluchte, wie Hiob, den Tag seiner Geburt. Durch diesen Lärm wurde die Wärterin herbeigerufen, welche in voller Angst auf den Kranken zueilte und ihre Hilfe anbot. Georg stieß sie aber von sich, legte das Gesicht gegen die Wand, fast als schäme er sich seines Benehmens in Gellert's Gegenwart. Dieser aber, als er sah, daß der Unglückliche durch sein ferneres Verweilen in seinem Zorne erhalten werde, fand es für das Beßte, für heute seinen Besuch zu enden. Er reichte dem Kranken mit den freundlichsten Worten die Hand und verließ dann, ohne von seinem Wiederkommen nur das Geringste zu sagen, das Zimmer.

So wenig auch Gellert seinen Zweck erreicht hatte, so konnte er sich doch nicht die Ueberzeugung nehmen, daß sein Besuch nicht ganz fruchtlos gewesen sei und er war vest entschlossen, den folgenden Tag wieder zu kommen.

„Wenn der Arme," sagte er zu sich selbst, „nur erst still geworden ist und mit mehr Selbstbeherrschung seine Schmerzen zu tragen anfängt, dann wird er sich schon zum Nachdenken führen lassen. Und ist dieser Schritt gethan, so wird Gott schon weiter helfen." Und wir werden sehen, in wie weit die Hoffnung dieses edlen Menschenfreundes sich erfüllte.

III.

Als Gellert am folgenden Tage bei seinem kranken Freunde eintrat, fand er ihn fast noch ganz in derselben Stimmung, wie gestern. Er blieb mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt und ließ den freundlichen Gruß des Eintretenden unerwidert; ja ein unverständliches Murren ließ sogar deutlich erkennen, daß der tröstende Freund nichts weniger als willkommen war. Und doch war gegen gestern Etwas gewonnen, was Gellert's Herz mit Freude und Hoffnung erfüllte; nämlich das Rohe, Wilde, Verzweiflungsvolle, was sich gestern noch in Georgs Mienen und Geberden, und in allen Worten aussprach, schien heute mehr nur in die Seele des Kranken sich zu verschließen; es war eine Art Schaam, welche aus dem wiedererwachten Bewußtsein einer geistigen und wissenschaftlichen Bildung hervorkam, und die einem Manne, wie Gellert, gegenüber, sich gewisse Grenzen des Anstandes und der Schicklichkeit setzte. Gellert suchte des Kranken Hand zu fassen, obgleich die widerliche Ausdünstung desselben nicht zu einer solchen nahen Berührung einlud.

„Will mich mein lieber Freund heute gar nicht ansehen?" fragte Gellert, als Georg hartnäckig in seiner Lage verblieb.

„Wozu das?" fragte Georg mit bitterem Tone. „Etwa um eine kindische Neugierde zu stillen, wie das Gesicht eines Kranken aussieht, dessen Eingeweide vom höllischen Gifte verzehrt werden?"

„Armer Freund!" rief Gellert im weichsten Tone seines mitleidigen Herzens aus. „Wie gern nähme ich Ihnen Ihre Schmerzen ab, wenn es durch das bloße Wort möglich wäre."

„Ja, das ist die gewöhnliche Ausrede!" sagte der Kranke. „Ueberdies verlange ich nach keinem Mitleide und nach kei-

ner Hilfe. Das Leben ist zu erbärmlich, als daß man wünschen sollte, noch länger diese Jammerwelt zu bewohnen. Es ist noch ein Glück, daß im Grabe Alles zur Ruhe kommt."

„Alles?" wollte Gellert fragen; aber er besann sich schnell, weil die Zeit zu solchen Fragen und Unterredungen noch nicht gekommen zu sein schien. Er suchte deshalb eine andere Seite des Gespräches auf und antwortete: „Das Erdenleben ist doch wohl nicht ganz so erbärmlich und jammervoll, als Sie zu glauben scheinen, lieber Freund. Und wenn ich auch von Ihnen den Einwand fürchten muß, daß ein Gesunder darüber anders denkt, als ein Kranker, so bleibt doch dem Kranken die Hoffnung der Wiedergenesung und somit die Hoffnung auf eine bessere Lebenszeit."

„Hoffnung auf Wiedergenesung?" wiederholte Georg im Tone der Aufreizung. „Wer hat diese? Ich nicht! Und ich mag sie nicht haben! Ich will nicht wieder gesund werden! Ja ich freue mich, daß es bald zu Ende geht."

„Hätten Sie wirklich keine Hoffnung auf Wiedergenesung?" fragte Gellert.

„Ich?" entgegnete Jener und lachte schmerzlich. „Da sehen Sie meinen Leib an, und meine von höllischem Feuer verkohlten Eingeweide, — da ist's aus mit der Hoffnung und der Gedanke an die Wiedergenesung ein gar zu arger Spott auf die Kunst unserer Aerzte, die ohnedies nichts werth ist."

„Nicht so schnell muthlos!" rief Gellert dem Kranken freundlich zu. „Eine einzige Stunde ändert oft Alles und gebietet der Krankheit Stillestand und legt den Grund zu einer oft schnell fortschreitenden Wiedergenesung. Dazu ist aber vor allen Dingen nöthig, daß Sie Sich an diese Hoffnung halten. Es mag Ihnen wunderbar, ja vielleicht lächerlich vorkommen, aber es ist doch unleugbar wahr, daß die veste Zuversicht des Kranken, er könne und werde wieder ge-

sund werden, ungemein viel zu seiner Wiedergenesung beiträgt. Wenn Sie aber durchaus sterben wollen, so können Sie freilich keine Hoffnung auf eine neue Gesundheit haben."

„Das Leben ist's nicht werth, daß man lebt!" wiederholte Georg trotzig.

„Nun," sagte Gellert heiter; „damit kündigen Sie den Krieg mir selbst an; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit aller Macht das Gegentheil behaupte, und da muß ich Ihnen allerdings sagen: warum! Lassen Sie mich also einen Tag aus dem Leben schildern, und zwar einen solchen, wie ich ihn etwa mir selbst für meine Zukunft zusammenstelle. Des Morgens nach einem gesunden, kräftigen Schlafe gehe ich an meinen Arbeitstisch und an meine Arbeit mit Lust und Freude; denn was ich thun will, ist zum Beßten meiner Mitmenschen, ich will ihnen helfen und förderlich sein, in Allem, was zu einem glücklichen Leben nöthig ist. Ich thue dies um so lieber, weil mich die Dankbarkeit dazu treibt, denn meine Mitmenschen arbeiten auch für mich und fördern auch mein Wohlsein. Nach einigen Stunden kommt die Zeit, wo ich mit den Meinen, mit Weib und Kind zusammen bin. Ich freue mich, daß sie alle gesund sind, ich erblicke in ihnen die Hoffnung und die Stütze meines Alters, ich bin gerührt über ihre zärtliche Liebe, mit der sie Alles hervorsuchen, um mich zu erfreuen, ich bin glücklich in dem Besitze treuer, lieber Seelen, die Niemand, denn nur der Tod, von mir nehmen kann, und ich fühle darin die Aufforderung, auch meinerseits Alles zu thun, was ich zu ihrer leiblichen und geistigen Ausbildung nur zu thun vermag. Das ist zwar eine Sorge, aber keine Last, weil die Freude darüber zu groß ist. Ich gehe dann mit neuer Lust und neuer Kraft an mein weiteres Tagewerk, und weil ich weiß, was zum wahrhaftigen Lebensglücke der Meinen noth thut, so weiß ich damit auch, was Andern nöthig ist und das bewahrt mich vor Mißgriffen und nutzlosen

Arbeiten. Ist dann die Mittagszeit vorüber, wo es eine neue Freude ist, sich, von den Seinen umgeben, an Speise und Trank zu erfrischen, und sind dann wieder einige Stunden der Arbeit vorüber, so gehe ich hinaus in die freie Natur und stärke meine Glieder an der gesunden Luft, und erfreue mein Auge mit dem Anblicke an Feld, Flur und Auen, und mein Ohr durch den Gesang der Vögel und denke dabei in meinem Herzen: „Ach, es ist doch wirklich schön und herrlich auf dieser Erde." Und wenn dann der Abend gekommen ist, so kommen die Freunde meines Hauses und wir setzen uns zusammen in einen fröhlichen Kreis glücklicher Menschen und wir erzählen uns gegenseitig, was sich begeben hat, Frohes und Trauriges und trösten und erheitern einander und erquicken uns mit der Hoffnung, daß es Alles noch besser werden wird. Und kommt Schlafenszeit, so trennen wir uns, geben uns die Hand und sprechen: Morgen auf Wiedersehn und auf Erneurung unseres fröhlichen Zusammenlebens. Dazu braucht es keines Reichthums, sondern nur eines zufriedenen Herzens. Wie gefällt Ihnen ein solcher Tag, lieber Georg?"

Dieser hatte sich schon während der Erzählung mit dem Angesichte nach Gellert umgewendet und ihm mit immer steigender Aufmerksamkeit zugehört; als Gellert mit seiner Frage schwieg, verfinsterte sich plötzlich wieder der etwas erheiterte Blick des Kranken und erst nach einer längern Weile antwortete er ärgerlich: „Leere Träumereien! Das Leben ist ganz anders!"

„Es mag bei Vielen anders sein!" sagte Gellert schnell; „aber Sie werden mir wenigstens zugeben, daß es so sein kann, wie ich es geschildert habe, und daß, wenn es nicht so ist, oft die Menschen selbst am Meisten daran Schuld sind. Wenn Ihnen nun eine solche Zukunft beschieden wäre, würden Sie Sich wirklich dagegen sträuben?"

„Die ist bei mir nicht möglich!" antwortete Georg finster.

„Und warum das nicht?“ fuhr Gellert freundlich dringend fort: „Sie sind ein Mann von Verstand und Gefühl, lieber Georg, Sie sind empfänglich für Liebe und Freundschaft, es macht Ihnen Freude, durch Ihre Arbeit Anderen nützlich zu werden, Sie haben Wohlgefallen an dem Glücke Derer, die Sie lieben und von welchen Sie wieder geliebt werden, — warum also soll eine solche Zukunft für Sie nicht möglich sein?“

„Meine Zukunft ist im Grabe!“ antwortete Georg düster, aber zum ersten Male mit einem solchen Tone, der von einer bewegten Seele zeugte und einen erwachenden Schmerz ahnen ließ. Denn er setzte noch hinzu: „Ich bin unrettbar verloren, für meinen zerrütteten Leib giebt es keine Arzenei.“

„Nicht so hoffnungslos, mein Freund!“ fuhr Gellert fort. „So wahr ich hier an Ihrem Bette sitze, so vest glaube ich an die Möglichkeit, daß Sie noch gerettet werden können. Denn was Menschen nicht möglich ist, — das ist einem Andern möglich,“ setzte er fast schüchtern hinzu.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen!“ fiel Georg schnell ein. „Ich muß Sie aber bitten, mir davon nicht zu reden.“ Diese heftig gesprochenen Worte waren mit einer Erschütterung des Leibes verbunden und regten deshalb die heftigsten Schmerzen auf. Georg stieß abermals grauenvolle Flüche und Verwünschungen aus, welche den armen Gellert mit großer Betrübniß erfüllten. Doch sollte er dafür zu seiner großen Freude entschädigt werden. Denn als die Schmerzen des Kranken wieder nachgelassen hatten, wandte sich dieser nach ihm, reichte ihm zum ersten Male die Hand und sagte: „Nehmen Sie mir meine Ungeduld nicht übel; ich hatte mir vorgenommen, wenigstens in Ihrer Gegenwart mehr Muth und Kraft zu zeigen; aber die Schmerzen sind zu heftig. Es soll aber nicht wieder geschehen.“

Gellert hätte es freilich lieber gehört, wenn Georg ihn

wegen der unchristlichen Flüche und Verwünschungen um Verzeihung gebeten hätte, aber es erfüllte ihn doch überhaupt des Kranken Benehmen mit freudiger Hoffnung, daß mit Gottes Hilfe wohl die Seele desselben gerettet werden könnte. Und diese Hoffnung erschien ihm wohlbegründet. Der arme, unglückliche Jüngling hatte sich doch für ein freundliches Wort empfänglich gezeigt und die unleugbar in ihm wieder erwachte Liebe zum Leben war jedenfalls ein gutes Anzeichen, daß nun auch bessere Gedanken in des Kranken Seele wieder erwachen würden. Die nächste Aufgabe für Gellert war freilich eine sehr schwere, nämlich in dem Kranken eine Reue über sein bisheriges Leben zu erwecken; denn sobald diese noch nicht vorhanden war, war auch eine segensreiche Wirkung religiöser Zusprache nicht zu erwarten.

Absichtlich brach nun Gellert für heute seinen Besuch schneller ab, als gestern, theils um durch zu langes Verweilen den Kranken nicht zu ermüden, theils aber und besonders, um zu sehen, ob Georg etwa sich darüber äußere und vielleicht gar ihn bäte, noch länger zu bleiben. Das geschah nun allerdings nicht; denn als Gellert ihm die Hand zum Abschiede reichte, sah ihn der Kranke zwar etwas überrascht und fast mit dem Ausdrucke des Unwillens über sein Fortgehen an, aber der Trotz des noch ungebrochenen Gemüthes ließ es nicht bis zur Bitte kommen, daß er noch bleiben möchte. Und so verließ Gellert zum zweiten Male ohne Dank und ohne Bitte des Kranken Zimmer, aber doch mit Dank zu dem Herrn, daß er bisher ihm Mittel und Wege gezeigt, wie die verlorne Seele noch zu retten sei, und mit dem Gebete zu dem Helfer in aller Noth, daß Er auch fernerhin Beistand und Segen geben möge. Und daß der Herr dies Gebet erhörte, werden wir im folgenden Abschnitte sehen.

IV.

Als Gellert am nächsten Tage in die Wohnung des kranken Freundes eintrat, kam ihm in der Hausflur die alte Wärterin entgegen und sagte: „Wie freue ich mich, daß Sie noch kommen, lieber Herr!"

„Wie so?" fragte Gellert verwundert. „Habt Ihr denn gefürchtet, daß ich nicht mehr kommen würde? Oder habe ich irgend ein Wort fallen lassen, daß ich gerade heute nicht erscheinen würde?"

„Ach nein!" antwortete die Frau. „Aber ich muß Ihnen eine Nachricht bringen, die Sie eben so freuen wird, als sie mich wahrhaft erquickt hat. Denn Sie sind ein so lieber, edler Herr, und thun für den armen jungen Mann mehr, als tausend Andere. Gott segne Sie, lieber Herr!" Und dabei küßte sie ihm fast mit Zärtlichkeit die magere Hand.

„Was ist denn vorgefallen?" fragte Gellert auf's Neue mit gesteigerter Ungeduld. „Ueber Eure Freude vergeßt Ihr ja, mir die versprochene Freude zu machen! Ist Georg vielleicht über Nacht plötzlich wieder gesund geworden?"

„Leider nein!" entgegnete die Wärterin; „und so weit meine Erfahrungen reichen, die ich an Krankenbetten seit nun dreißig Jahren gemacht habe, wird der arme junge Mann sein Schmerzenslager nur verlassen, um in den Sarg zu steigen. Aber es ist etwas Anderes. Schon gestern Abends nämlich merkte ich an meinem Kranken eine Veränderung, als ich ihn umbettete. Sonst war er dabei stets so unleidlich und stieß gar greuliche Verwünschungen und Gotteslästerungen aus, daß mir immer Leib und Seele darüber zitterten; es war das um der vielen und großen Schmerzen wegen, die er zu tragen hat, und deshalb hatte ich auch Mitleid mit

ihm und betete für ihn zu Gott, daß er ihm seine Sünden vergeben möchte. Aber gestern Abends war es zum ersten Male, daß er ruhiger dabei war. Er stieß zwar einige heftige Schmerzensschreie aus, aber doch keine so entsetzlichen Flüche; und als er doch einmal sich dazu hinreißen ließ, bat er mir es dann ab und sagte: Ich möchte nur Geduld mit ihm haben, denn die Schmerzen wären gar zu groß. Ach, lieber Herr, das that mir so wohl, daß ich vor Freude fast geweint hätte. Später fragte er mich noch, ob ich wohl glaubte, daß er noch gesund werden könnte. Da ich nun nicht so grausam sein konnte, ihm seinen Tod anzukündigen und wir doch auch nicht wissen können, was Gottes Allmacht und Gnade über ihn beschlossen hat, so sagte ich ihm, daß wohl noch Hoffnung vorhanden sei, und daß er nur auf den lieben Gott vertrauen sollte."

„Und was antwortete er darauf?" fragte Gellert schnell und in eifriger Erwartung.

„Er sah mich allerdings," berichtete die Frau, „mit einem sonderbaren Lächeln an, das nicht aus einem gläubigen Herzen kommt und sagte dann: „Also Ihr meint, was bei Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott?" „Ja wohl," antwortete ich ihm, „gerade so steht es in der heiligen Schrift." Darauf blieb er mir die Antwort schuldig und drehte sich mit dem Gesichte nach der Wand."

„Und wie ist es heute gegangen?" fragte Gellert weiter.

„Ganz gut!" sagte die Frau. „Gleich am Morgen fragte er mich, zu welcher Stunde Sie heute kommen würden, und später, gegen Mittag fragte er mich noch einmal, ob ich's auch gewiß wüßte, daß Sie heute kämen. Und als es vor einigen Minuten vier Uhr schlug, rief er mich zu sich und fragte zum dritten Male, ob jetzt nicht die Zeit da wäre, wo Sie gewöhnlich kämen. Ja, lieber Herr, der arme Mann erwartet Sie mit Schmerzen, und weil dies zum ersten Male

ist, so halte ich das für ein gutes Zeichen, und darüber freue ich mich so von ganzem Herzen! Ach, lieber Herr, wenn es Ihnen gelänge, eine verlorne Seele noch zu retten!"

„Wir wollen Gott inständigst darum anflehen!" sagte Gellert. „Er hat ja in Christo Gnade Allen zugesagt, warum nicht also auch Diesem? Doch, weil mich Georg erwartet, darf ich nicht länger zögern?" Und somit begab sich Gellert in's Krankenzimmer.

Bei seinem Eintritte fand er den Kranken in seiner gewöhnlichen Lage, mit dem Gesichte nach der Wand gekehrt; doch wandte sich Georg, so schnell es ihm bei seinen Schmerzen nur möglich war, nach seinem freundlichen Besucher um, der mit dem gewohnten treuherzigen Gruße zu ihm hintrat und ihm die Hand reichte. „Nun wie geht es Ihnen heute, lieber Georg?" fragte Gellert.

„Schlecht, sehr schlecht!" antwortete er finster und mürrisch, doch in einem milderen Tone, als gewöhnlich. „Ich sehe es nun ein, mir kann Niemand helfen; meine Schmerzen mehren sich mit jeder Stunde, und meine Kraft zu tragen nimmt ab. Ja, ich fühle es, der Wurm sitzt in meinen Eingeweiden und nagt und frißt nach Herzenslust! Gab es nicht bei den alten Griechen eine Insel, wo Jeder, der sechzig Jahre alt wurde, getödtet ward, damit er den Jüngern nicht den Platz weg nähme? Das war eine vernünftige Einrichtung, und ich hätte nichts dagegen, wenn bei uns alle Kranken, die etwa in vierzehn Tagen nicht wieder gesund werden, dem Tode geweiht würden. Ihr Gott, Herr Gellert, mag alle Vorzüge haben, aber die Liebe ist er nicht. Oder ist Menschenquälerei etwa auch ein Werk der Liebe?"

„Gewiß nicht!" versicherte Gellert. „Zuvor aber müssen wir freilich darüber einig sein, was Menschenquälerei ist. Sie, lieber Freund, scheinen dabei an Ihre leiblichen Schmerzen zu denken?"

„Und ist's nicht also?“ fuhr Georg schnell auf. „Nennen Sie mir ein Thier, das solche Schmerzen zu ertragen hätte, als der Mensch sie tragen muß; es wäre denn, daß der Mensch seine Freude daran hätte, ein Thier zu quälen.“

„Ganz recht!“ sagte Gellert. „Die Thiere haben weniger Schmerzen zu tragen, als wir; nicht aber, weil der Mensch für leibliche Schmerzen etwa empfänglicher wäre, sondern nur, weil das Thier sich mehr hütet, sich selber Schmerzen zu bereiten.“

„Wie meinen Sie das?“ rief Georg schnell aus mit allen Zeichen eines erwachenden Gewissens, welches den Sinn der Rede wohl verstanden hat. „Wollen Sie vielleicht damit sagen, daß ich meine Leiden selbst verschuldet habe? Und womit? Ich weiß, Sie denken wie mein alter schwacher Oheim, und werfen mir meine Lebensweise vor. Bin ich etwa der Einzige, der fröhlich und lustig gelebt hat? Gehen Sie hinaus auf die Straße und zählen Sie die Alten mit grauen Haaren und fragen sie, wie sie gelebt haben? Sie haben Alle nicht besser und schlechter gelebt, als ich. Warum sollte ich nun eben eine kurze Freude mit ewiglanger Pein büßen? Oder sind Sie gar ein solcher frommer Christ, daß Sie jede Freude für Teufelserfindung und Teufelslust erklären? Wollen Sie etwa unser armseliges Bischen Erdenleben auf einer wüsten Insel und mit Brot und Wasser und mit Jammer und Klagen über die schlechte Menschennatur hingebracht wissen? Soll der Mensch weniger gelten, als das Thier? Gehen Sie hinaus in Flur und Wald, und wo Sie ein Thier sehen, das hat kein anderes Leben von Früh bis Abends, als Freude! Und nur der Mensch sollte in einen finstern Kerker sich einschließen, sich kreuzigen und peinigen Tag und Nacht und dabei noch ausrufen: Ach, wie glücklich bin ich? Wer Ihren Gott und diese Lehre erdacht hat, der hat sich an der Menschheit versündigt! Ich sehe es Ihnen

an, Sie blicken mit Jammer und Mitleid auf mich! Herr, ich mag Ihr Mitleid nicht, und das erste Wort, das Sie mir von Ihrem Gotte und seiner Lehre reden, ist das letzte, was ich von Ihnen dulde."

Georg hielt hier an, weil die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er in immer gesteigertem Zorne geredet hatte, ihn so angegriffen und erschöpft hatte, daß er das empor gerichtete Haupt kraftlos auf das Kissen fallen ließ und ängstlich Athem schöpfte. Gellert dagegen stand wie vernichtet vor dem unglücklichen Jünglinge. Statt, wie er nach den Mittheilungen der Wärterin hoffen konnte, seinen Kranken ruhiger und zugänglicher zu finden, fand er ihn in einer solchen gereizten Stimmung und von seinem Unglauben so sehr überwältigt, daß er mit der tiefsten Trauer sich gestehen mußte, nichts ausrichten zu können. Dieser Schmerz, eine verlorne Seele nicht retten zu können, erfüllte so sehr sein Gemüth, daß stille Thränen aus seinen Augen fielen. Nach einigen Augenblicken völliger Ruhe faßte sich Gellert indeß wieder schnell und sagte mit wehmüthig ernster und feierlicher Stimme:

„So ist denn meine Arbeit hier vollendet! Georg, wenn Sie heute oder morgen oder wann Gott über Sie gebietet, vor dem Throne der ewigen Gerechtigkeit erscheinen und Sie Antwort geben sollen auf die Frage: „War Niemand auf Erden, der Dich noch retten wollte?" so denken Sie an Ihr entsetzliches Wort, mit welchem Sie mich von hinnen treiben. Gott aber sei Ihnen gnädig und barmherzig!"

Und mit diesen Worten nahm Gellert Hut und Stock und schritt weinend der Thüre zu. Da rief es plötzlich vom Bette her: „Nicht fort, um Gottes willen, bleiben Sie. Wenn Sie Barmherzigkeit mit einem Elenden haben, so gehen Sie nicht fort!"

„Georg!" rief Gellert aus und warf vor freudigem Schrecken Hut und Stock von sich, und eilte an des Kranken

Bette. „Georg, war das wirklich Ihre Sprache? Hätte wirklich Gottes Barmherzigkeit die entsetzlichen Fesseln Ihres bösen Geistes gesprengt? Georg, noch einmal solch ein Wort, und Sie machen mich ewig reich an Seligkeit.“

Aber Georg antwortete nicht; er konnte nicht. Mit beiden Händen bedeckte er sein Angesicht und über die blassen, abgemagerten Wangen floß ein Strom warmer Thränen.

„Lassen Sie mich weinen!“ bat der Jüngling nach einiger Zeit. „Es sind die ersten Thränen seit meiner Knabenzeit, seit jenen letzten, die mir meine unglückselige Mutter noch abtrocknete. Ja, lassen Sie mich weinen! Ich hätte nicht geglaubt, daß Thränen so glücklich machen könnten. Heißt es nicht in der Schrift: Gott wird abwischen alle Thränen von unsern Augen?“

„Ja, mein theurer, lieber Georg!“ antwortete Gellert in seiner Herzensfreude. „So heißt es, und die Hand Gottes ist nicht zu kurz geworden, auch Ihre Thränen zu trocknen. Ach, mir will das Herz vor Freude zerspringen! Georg, mein theurer, herzlieber Freund, fühlen Sie endlich, daß ich Sie liebe, wie meine Seele? Doch nein, wie hätte ich armer Mensch hier ein Recht! Fühlen Sie Georg, daß unser lieber Gott und Vater Sie liebt?“

Als Georg sich endlich etwas beruhigt hatte, reichte er seinem Freunde die Hand und sagte mit gesenkten Augen: „Ich fühle es, die Hand des Herrn ist stärker, denn ich. Mein Trotz ist gebrochen! Gott sei mir armen Sünder gnädig!“

Gellert vermochte seiner ihn beseligenden Gefühle nicht in so weit Herr zu werden, daß er im Stande war, mit ungebrochener Stimme zu sprechen; er faltete seine Hände über des Kanken Hand, die ruhig in der seinen blieb und betete still, was seine Seele empfand.

„Ach wie wohl ist mir!“ fuhr dann der Jüngling fort.

„Wie wohl bei allen Schmerzen, die mir Leib und Seele zerschneiden! Ja, ich sehe mich in meines Vaters Hause, ein glückliches Kind, von Mutterliebe besorgt und bewacht, und Hoffnungen einer bessern Zeit über mich aufgebaut! Und wie habe ich diese Hoffnungen erfüllt? Ach, wer giebt mir meine glückliche Kindheit wieder? Wer legt mich an meiner Mutter Brust, und spricht: Vergieb ihm! Ach, meine arme, arme Mutter!" Und dabei erstickten die Thränen wieder seine Stimme.

„Lebt meine Mutter noch?" fuhr er dann fort. „Ach Herr und Gott, Du bist gnädig und allmächtig, laß diese meine Hand sich noch einmal an meiner Mutter Herz legen, dann komm' und fordere meine Seele von mir und thue mir nach meinen Werken, denn ich bin nicht werth, daß ich Dein Sohn heiße."

„Gott wird Gnade geben!" sagte Gellert. „Er will ja nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe. Aber eine Freude kann ich armer Mensch Ihnen schon bereiten: Ihre Mutter lebt noch, und durch Ihren guten Oheim weiß ich's, daß sie noch heute hier ankommen wird."

Diese Nachricht wirkte so erschütternd auf den Kranken, daß sein Athem sich beengte und er kraftlos das Haupt auf die Seite fallen ließ. Gellert in Todesangst stürzte schnell zur Thüre hinaus, holte die Wärterin herbei, welche mit stärkenden Arzneien des Kranken Schläfe und Stirn wusch, und als dieser sich einige Zeit darauf wieder erholte, forderte sie Gellert auf, in aller Schnelle den Arzt herbeizurufen. Glücklicherweise wohnte dieser in der Nähe und war zu Hause, und so trat er denn wenige Minuten darauf in's Zimmer. Er verordnete schnell, was unter solchen Umständen, welche ihm Gellert so kurz als möglich erklärte, seine Kunst ihm bot; und da es Gellert selbst, um des Kranken Wohl willen, für rathsamer fand, alle weitere Unterredung für heute abzu-

brechen, reichte er seinem armen Freunde die Hand zum Abschiede.

„Wir sehen uns doch wieder?“ fragte dieser mit bittendem Tone. „Ach, ich habe Ihnen so unendlich viel zu erzählen, daß ich fürchte, mein Leben reicht dazu nicht aus. Kommen Sie morgen früh wieder, sehr früh! Verlassen Sie mich nicht, Sie Mann Gottes, dessen Namen ich in meinem letzten Gebete nennen werde. Wollen Sie morgen früh wiederkommen?“

„O gern!“ antwortete Gellert. „Von ganzem Herzen gern! Ich wäre ja gekommen, auch ohne Ihre Bitte. Doch nun fassen Sie Sich, mein theurer Freund! Werfen Sie Sich mit vollen kindlichem Vertrauen an das Vaterherz Gottes und im Glauben an unsern Erlöser Jesus Christus. Morgen früh, will es Gott, auf Wiedersehen.“

Und mit einem herzlichen Händedrucke schieden die beiden Männer; Gellert, um sich augenblicklich zu Georgs Oheim, Herrn Wallner zu begeben, theils um ihn über das Vorgefallene zu unterrichten, theils um wegen der Ankunft und des Eintrittes von Georgs Mutter das Nöthige zu besprechen.

V.

Früher, als gewöhnlich, trat Gellert am folgenden Tage den Weg zu seinem kranken Freunde an, den er wiederzusehen kaum erwarten konnte. Die Freude und der Dank zu Gott, daß endlich das harte Herz gebrochen und dem Worte des ewigen Lebens zugänglich geworden war, erfüllten Gellert's Seele dermaßen, daß er die Nacht kaum hatte schlafen können, und daß er nun mit einem Eifer, ja mit einer Hast jenem Hause zueilte, als hinge sein eigenes ewiges Glück oder

Unglück von diesem Besuche ab. Bei seinem Eintritte in's Krankenzimmer sah er eine weibliche Gestalt am Bette sitzen und wollte deshalb wieder aus dem Zimmer treten. Aber Georg rief ihm ängstlich zu: „Mein theurer Freund! Wollten Sie eben heute mich nicht sehen? Wollten Sie meiner armen Mutter nicht die Freude machen, Ihnen zu danken, daß Sie eine Seele vom Tode gerettet haben?"

„Sie sind der edle Mann?" rief nun die Frau aus, indem sie sich schnell von ihrem Sitze erhob und auf Gellert zueilte und seine Hand ergriff, und ehe es dieser noch hindern konnte, sie an ihre Lippen drückte und mit ihren Thränen benetzte. „Ich habe keinen andern Dank," fuhr die Frau mit bewegter Stimme fort; „aber die ganze wiedergewonnene Seligkeit eines Mutterherzens, meine ganze Seele, die sich wieder Gottes, meines Heilandes, freuen kann, Alles nennt Ihren Namen, Mann Gottes, und mein letztes Gebet wird mein Dank sein."

„Ich armer, armer Mensch!" rief Gellert aus, indem er nur mühsam die Thränen zurückhielt, die sich in seine Augen drängten. „Wie käme ich zu solchem großen Lohn! Nein, edle Frau, dem Herrn wollen wir danken, daß er sein Antlitz uns wieder gnädig zugewendet hat! Ja, des Herrn Rath ist wunderbar, aber er führet Alles herrlich hinaus! Und nun Du, mein Georg," wandte sich Gellert an den Kranken, — „ja mein Georg, denn Du bist mein, weil ich Dich liebe, wie meinen Bruder! Ach könntest Du in mein Herz sehen!"

„Ich kann es!" sagte Georg. „Denn sollte die Seele eines verlorenen und wiedergefundenen Sohnes nicht die Freude Dessen verstehen, der ihn, nächst Gott, gerettet hat? Ja, mein Gellert, ich habe die Minuten gezählt, wo ich Dich heute wiedersehen würde. Ach, ich habe Dir so viel zu sagen. Und Gott weiß, ob ich noch Zeit dazu habe, denn ich

bin zu glücklich, als daß ich diese Seligkeit lange genießen könnte! Setzt Euch um mein Bett, Ihr Lieben! Ich muß Euch ein Geständniß ablegen, ehe denn ich sterbe."

Und als die Beiden diesen Wunsch erfüllt hatten, begann Georg also: „Eine traurige, schreckliche Zeit liegt hinter mir, und wenn ich dabei an die unermüdliche Geduld, mit der Du mich, liebe Mutter, immer getragen hast, und an Dein herrliches Beispiel, mit welchem Du mir in aller wahren Gottesfurcht immer vorangegangen bist, gedenke und ich doch dies Alles gering achten konnte, so überfällt mich eine so tiefe schmerzliche Wehmuth, daß ich nur in der unerschöpflichen Gnade meines Gottes wieder Ruhe finden kann. Ich galt als ein Gottesleugner, als ein rasender Feind Christi und seines Wortes und Werkes, weil ich als solcher mich zeigte; aber dennoch bin ich es nie im Innern meiner Seele gewesen. Ich fiel von Gott in meinen Worten und Werken ab, weil die Lust der Welt mich gefangen nahm. Als ich, wohl auch von meiner eignen Lust, aber doch auch gereizt und gelockt von der Verführungskunst Anderer, die erste Sünde auf mein Gewissen nahm und ich in meine einsame Wohnung zurückkehrte, da erlitt ich große Qual. Mein Gewissen ließ mir keine Ruhe. Ich dachte an Dich, liebe Mutter, an Dein letztes Wort, mit welchem Du mich entlassen hattest, ich dachte an meinen seligen Vater und an die Hoffnungen, die er noch sterbend über mich ausgesprochen hatte; ich dachte an den allwissenden und allgerechten Gott und war in meiner Angst wie vernichtet. Vielleicht, wenn damals, wo die erste schwere Schuld in ihrer ganzen Größe mich zu Boden drückte, — vielleicht wenn damals ein treuer, ehrlicher Freund, wenn Du, mein Gellert, Dich meiner angenommen hättest, vielleicht wäre es nicht so weit gekommen. Doch ich bin zu tief gesunken und stehe mit zu großer Schuld beladen vor Gott, als daß

ich mit diesem „Vielleicht" mich nur im Geringsten zu trösten wagen sollte."

„Nach einer schlaflos verbrachten Nacht, wo ich in Wahrheit mein Bett mit Thränen der Reue benetzte, trat mein Freund, denn dafür hielt ich ihn, der Genosse und Theilhaber meines sündlichen Lebens bei mir ein. An meiner Niedergeschlagenheit, wohl auch an dem zerstörten und zerstreuten Ausdrucke meines ganzen Wesens merkte er, daß mich die Reue folterte. Er lachte und spottete meiner, setzte mir mit großer Geschicklichkeit auseinander, daß nicht Alles Sünde sei, was die Kirche dafür ausgebe und daß eigentlich nur Das für eine Sünde gehalten werden könne, was man selber dafür ansehe. Und als ich ihm darauf entgegnete, daß ich eben deshalb wohl Ursache hätte, das Begangene zu bereuen, weil mein Gewissen mir es als eine Sünde vorhielte, lachte er überlaut und sagte, das sei eben der heillose Einfluß der Kirche und ihrer Diener, daß sie gleich von Kindheit auf den Menschen so erziehen, daß er nur Das für wahr halten könnte, was sie ihm sagten und auf diese Weise alle selbstständige Ausbildung des Menschen unmöglich machten. Was wäre aber das für ein elendes Leben, fuhr er fort, wenn man sich jede Freude versagen sollte, wozu wir doch eigentlich erschaffen wären. Unsere Bestimmung auf Erden sei, sich zu freuen und fröhlich zu sein ohne Unterbrechung, und wenn man dabei nur nicht offenbar Andern Schaden zufüge, oder die Freude Anderer störe, so könne man vollkommen ruhig sein."

„Diese Worte machten anfangs einen widerlichen Eindruck auf mich, da ich fühlte, daß sie mich nichts weniger als ruhig machten, vielmehr meine Unruhe nur vergrößerten; aber dies dauerte leider nicht lange. Trotz meiner Reue ließ ich mich doch zu weitern Sünden verführen; mein Leichtsinn schlug immer wieder die guten aufsteigenden Gedanken in meiner Seele nieder, und als mein leichtsinniges, zügelloses Leben

mir zur Gewohnheit geworden war, begnügte ich mich nicht mehr mit den Beruhigungsgründen meines Freundes, sondern ich suchte nun selbst andere auf, um mein Gewissen vollends zu beschwichtigen. Es wurde mir nun eine wahrhafte Freude, einen Glaubenssatz nach dem andern aus mir hinweg zu disputiren und mir meine eigene Religion aufzubauen, in welcher ich statt des lieben Gottes mich und mein Erdenleben, und statt des Wortes Gottes meine Lust als Haupt- und Grundlehren hinstellte. Aber, und dies giebt mir jetzt in meinem Elende doch noch einigen Trost, ich hatte niemals rechte Freude an dieser meiner Religion, und kam nie recht zur Ruhe. Zwar lebte ich sorglos und ohne Gewissensbisse von einem Tage zum andern und genoß, so viel ich nur wollte; aber es war, als könnte ich mich nicht mehr herzlich freuen. Nicht etwa, daß eine gewisse Angst oder Furcht mich daran gehindert hätten, sondern ich erschien mir so vereinzelt, so verlassen. Jetzt erst fühle ich's, was mir damals fehlte, nämlich die Freude, sich unter Gott zu wissen."

Als hier Georg ein wenig ruhte, weil ihn das Sprechen sehr anzugreifen schien, sagte seine Mutter: „Lieber Sohn, schone Dich! Wie leicht könnte Deine Brust leiden."

„Meine Brust?" fragte Georg mit schmerzlichem Lächeln. „Nein, meine gute Mutter, aber in meinem Herzen würde ich leiden, wenn ich schweigen sollte. Ach Ihr guten Seelen könnt es gar nicht wissen, wie wohl es thut, in aufrichtiger Reue ein Geständniß von Sünden abzulegen, welche jahrelang das Gewissen belastet haben. Darum lasset mich nur vollenden; denn mir ist's, als könnte ich erst dann volle Gnade finden, wenn ich den treuesten Seelen, die ich auf Erden habe, Dir, meine theure, liebe Mutter, und Dir, mein Gellert, mein lang verschlossenes Herz geöffnet habe. Es war nur die gerechte nnd natürliche Folge meines sündlichen, schwel-

gerischen Lebens, daß ich meine gesunden Leibeskräfte immer mehr schwächte und zerrüttete und sich der Giftstoff schauerlicher Krankheiten in meinen Gliedern ausbreitete. Ich siechte lange umher, ehe ich mich auf's Krankenbette legte; denn ohne mir es zu gestehen, hatte ich doch eine Art Furcht vor dem Tode und je matter und kraftloser ich mich fühlte, desto mehr kehrte die Liebe zum Leben zurück, das mir vorher um jeden flüchtigen Genuß feil gewesen war. Mein Oheim, Dein guter Bruder, liebe Mutter, hatte, ich weiß nicht wie, meine Wohnung ausgekundschaftet, obgleich ich Alles angewendet hatte, unbekannt und unentdeckt zu bleiben. Als er zu mir eintrat, erschrak ich wie ein Sünder vor seinem Richter; ich hatte erwartet, daß er mich mit bittern Vorwürfen begrüßen würde, — aber er sprach nur das tiefste Mitleid über mich aus. Dies erbitterte mich; ich hätte es eher ertragen können, gehaßt und verabscheut zu werden, ja selbst gegen mich ausgesprochene Flüche und Verwünschungen hätte ich mit lachendem Muthe hingenommen; aber der Gegenstand des Mitleids zu sein, das empörte mich und rief allen meinen Trotz und meinen Unglauben wieder hervor. Ich wollte nicht bemitleidet sein; das Mitleid ist nur für Unglückliche und Elende, und da mir, trotz meiner Ansicht vom Leben, doch mein Gewissen einredete, daß alle Die, welche mich bemitleideten, mir selbst die alleinige Schuld meines Elendes beimessen mußten und mich somit als einen Sünder und Gotteslästerer betrachteten, so meinte ich, wenn ich das Mitleid zurückwiese, auch mich vor ihnen gerechtfertigt zu haben."

„Da kamst Du, mein Gellert, als ein Engel der Barmherzigkeit Gottes zu mir. Gleich das erste Wort, mit welchem Du mich anredetest, drang mir wie ein Pfeil in Seele und Leib; und als mich dann der milde, liebreiche Blick Deiner Augen traf, da war mir's, als ginge meine Seele

auseinander. Aber Dein Blick, Dein Wort war Mitleid mit mir, die mir verhaßteste Empfindung des menschlichen Herzens und ich schwur mir's zu, Dir den härtesten Trotz, den wahnsinnigen Stolz eines Verbrechers entgegen zu setzen. Meine körperlichen Schmerzen, die ich dabei litt, waren namenlos, ja als wollte mich Gott seine strafende Hand recht erkennbar fühlen lassen, — so oft ein solcher wahnsinniger Trotz durch meine Seele ging, durchbohrte er mir, wie ein glühender Pfeil Mark und Gebein. Und doch freute ich mich, das heißt ich lachte laut auf, als Du mich das erste Mal verließest, es war das höhnische Lächeln eines errungenen Sieges über Dich, denn ich hoffte, Du würdest nicht wiederkommen. Aber Du kamst, mein Gellert, kamst wieder mit dem rührenden, eindringenden Tone Deiner Stimme, kamst wieder mit dem Blicke Deiner Augen, der bis auf den Grund des Herzens niederdringt. Ich hoffte nun, Du würdest über Gott und Unsterblichkeit, über die Erlösung durch Christum, über die Gnade gegen gefallene und reuige Sünder mit mir reden; und ich hatte mich darauf vorbereitet, Dich mit den stärksten Waffen meines Unglaubens anzugreifen und zu schlagen. Aber gerade davon schwiegst Du und schwächtest auf diese Weise meine vermeintliche Uebermacht."

„Dafür aber griffst Du mich auf der schwächsten und empfindlichsten Seite an. Ja, ich muß es Euch gestehen, Ihr Lieben, obgleich ich in allen meinen Worten eine Gleichgiltigkeit gegen das Leben, ja eine Verachtung desselben heuchelte und mir Mühe gab, mir den Tod als das Letzte aller Dinge vorzustellen, so glühte doch in der Tiefe meiner Seele eine Lust am Leben, die um so größer wurde, je mehr ich mir selbst sagen mußte, daß ich unrettbar dem Tode verfallen sei. Wenn ich Dir, mein Gellert, mit meinen Lippen sagte: ich mag nicht leben, so riefen tausend Stimmen in mir: ach

ja, leben um jeden Preis, nur noch ein Jahr leben; ja ich ging in meiner Verzweiflung und in dem entsetzlichen Zwiespalte zwischen Glauben und Unglauben so weit, daß ich dem lieben Gott anbot, mich zu ihm zu bekehren, wenn er mir nur noch ein Jahr Leben zugestehen wollte. Hättest Du mir, mein Gellert, die Süßigkeit des Todes vorgestellt, wie er mit einem Male von aller Qual erlöse, so hätte ich doch wohl zuletzt mich darein gefunden; aber dadurch, daß Du mir die Süßigkeit des Lebens schildertest, tratest Du mit dem heftigsten und geheimsten Verlangen meiner Seele selbst in den Bund, und diesem Angriffe war ich mit meiner Weisheit zu schwach zu widerstehen."

„Als Du nach jenem Gespräche mich verließest, war es zum ersten Male, daß ich in stiller, einsamer Nacht, die mir völlig schlaflos verstrich, Gott innigst und flehentlichst um Wiedergenesung bat. Schon diese Bitte, das erste Gebet nach vielen, vielen Jahren brachte mir unaussprechlichen Frieden. Ich nahm mir nun vor, wie ich Dich am nächsten Tage empfangen wollte; ich wünschte mir im Voraus die heftigsten Schmerzen in Deiner Gegenwart, um Dir zu zeigen, daß ich sie geduldiger und muthiger tragen könnte. Ich wollte Dich fragen, ob ich leiblich und geistig noch gerettet werden könnte, ja ich wollte Dich bitten, für mich zu beten, weil die Bitte eines frommen Herzens bei Gott mächtiger sein muß, als der Noth- und Angstschrei eines so tief gefallenen Sünders. Ich konnte es nicht erwarten, bis Du kamst und fragte meine Wärterin wohl zehnmal, ob Du nicht schon da seist."

„Endlich, endlich kamst Du und mein Herz wollte in seinen Schlägen mich zersprengen, als ich Deine Stimme vor der Thüre hörte. Da aber, als Du eintratest, und mich der Blick Deines Auges traf, und Mitleid und Freude mir

daraus entgegen kam, — da packte mich zum letzten Male mein böser Geist. „Schäme Dich Deiner Nachgiebigkeit, redete der mir ein. Jetzt gilt's zu zeigen, daß der Mensch mehr gilt, als sein vermeintlicher Gott." Darum raffte ich mich auf, waffnete mich mit Hohn und Spott; denn gerade Dir, mein Gellert, wollte ich Dein Spiel verderben; gerade Du, weil Du am Tiefsten mich verwundet hattest, gerade Du solltest mit Deiner Kunst an mir zu Schanden werden; gerade Dir, von dem ich wußte, daß Du ein wahrhaft frommer Mann bist, gerade Dir wollte ich auf recht empfindliche Weise darthun, daß es mit Deinem Gottesworte nichts sei; aber ich hatte meine Kraft zu hoch gespannt. Ohne daß Du es wußtest, zerbrach mir Dein Wort, Dein Blick eine Waffe nach der andern, bis die letzte mir entfiel. Mein Trotz war gebrochen, und durch meine Seele lief ein Schmerz, eine Wehmuth, wie ich sie noch niemals empfunden hatte. Es waren die Thränen des von der Allmacht des Herrn niedergeschmetterten Sünders, der mit allen Kräften seines verzweifelnden Herzens ausruft: Gnade, Gnade!"

Bei diesen Worten sank Georg erschöpft in das Kissen zurück und todtenbleich. Seine Mutter stürzte auf ihn ein und rief nach Hilfe. „Er stirbt!" schrie sie laut und legte sich weinend über ihn; und Gellert stand dabei mit gefalteten Händen und hob das thränenvolle Auge gen Himmel auf. Aber es war nur die Erschöpfung in Folge der heftigen Gemüthsbewegung, in welche Georg durch die letzten Geständnisse gekommen war. Bald darauf erholte er sich wieder und sprach, obwohl mit matter, fast tonloser Stimme: „Fürchtet Euch nicht, betet lieber für mich und laßt mir meine Thränen; es ist der Friedensengel meines Gottes, der sie mir in die Augen legt. Ach, mir thut Weinen so wohl!"

Als darauf eine Stille eintrat, welche Niemand zu stö-

ren wagte, wandte sich Georg nach seiner Mutter und sagte: „Mutter, ich bin nicht werth, daß ich Dein Sohn heiße! Ich habe Dir Deine Liebe und Treue schlecht vergolten; kannst Du mir vergeben? Wirst Du nicht vor Gottes Thron treten und sprechen: „Den Du mir gegeben hattest, den habe ich verloren?" Mutter, hast Du noch ein Segenswort für Deinen armen, armen Georg?"

Die Mutter aber konnte nicht antworten; Thränen des tiefsten Herzeleides, Thränen trauernder und doch seliger Liebe erstickten ihre Stimme. Sie konnte nichts hervorbringen als: „mein Sohn, — mein Sohn!" dann legte sie ihr Angesicht auf die bleichen Wangen Georgs und weinte laut. Georg faßte sich zuerst wieder, indem er versuchte, mit der Hand unter sein Kopfkissen zu langen; aber seine Kraft war zu schwach.

„Mutter," sagte er nun, „gieb mir doch das kleine Buch, das Du unter meinem Haupte finden wirst."

Als die Mutter diesen Wunsch erfüllte und ein kleines Buch mit schwarzem Einbande und kleinem silbernen Schlosse hervorzog, schrak sie heftig zusammen.

„Kennst Du das Buch noch, liebe Mutter?" fragte Georg. „Als ich Dich verließ, gabst Du mir das Büchlein mit den Worten: „Bete fleißig daraus und laß es niemals aus Deinen Händen kommen." Das Erste habe ich nie gethan, aber das Zweite habe ich gehalten. Wie oft, wenn der Uebermuth und der Stolz meines Unglaubens mich packten, wollte ich, Gott zum Trotze, dies Büchlein in einen Feuerbrand werfen; aber ich vermochte es nicht. Und wenn ich niemals Deiner gedachte, meine gute Mutter, so stand doch allemal in jenen Augenblicken Dein Bild vor meiner Seele, und es war, als riefe mir eine Stimme zu: „Deine Mutter hat es gut

mit Dir gemeint, warum willst Du ihr so Uebels thun?" Und dies Buch wanderte mit mir, obgleich ich es niemals aufschlug, ja sogar eine Scheu mich abhielt, es zu öffnen. Aber heute will ich zum ersten Male daraus beten, weil ich es diesen Morgen zum ersten Male geöffnet und mich ein guter Geist bald finden ließ, was für mich geschrieben ist."

Er nahm hierauf das Büchlein zur Hand, schlug es an der schon bezeichneten Stelle auf und wollte laut lesen; aber er stockte plötzlich und sagte dann: „Meine Augen sind zu dunkel; Du sollst mit mir beten, mein Gellert; hier, lies und mische Dein Gebet mit dem meinem und dem meiner guten Mutter."

Gellert nahm das Buch, welches er sogleich als „Arnd's Paradiesgärtlein" erkannte, und während Georg seine gefalteten Hände über die Brust legte, und auch seine Mutter in tiefster Andacht sich auf ihre Kniee vor dem Bette ihres Sohnes niederließ, betete Gellert mit seiner ganzen Seele und sprach: „Allmächtiger Gott, ein Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, erbarme Dich mein, wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet. Gedenke an das theure Wort, das Du gesagt hast: „Meine Barmherzigkeit ist groß." Gedenke, daß Dein lieber Sohn Jesus Christus auch um meinetwillen ist Mensch geworden! Gedenke, daß Du die Welt also geliebet hast, daß Du Deinen einigen Sohn hast gegeben, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. In diesem Glauben kommt meine Seele zu Dir und bringet mit sich Deinen lieben Sohn Jesum Christum, welchen Du mir geschenket hast; um Desselben willen wollest Du an mich gedenken und mich zu Gnaden annehmen. Dir befehle ich meine Seele, laß mich Dein liebes Kind, ewiglich in Deiner Gnade bleiben und thue Barmherzigkeit an mir, weil ich noch lebe; und

wenn ich sterbe, um Deines lieben Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi willen!"

„Amen!" sagte Georg mit schwacher Stimme, winkte aber seinem Gellert mit freundlichem Lächeln zu, weiter zu lesen. Dieser that es also:

„Herr Jesu Christe, mein einziger Trost und Hilfe, der Du meine Krankheit hast getragen, Du bist um meiner Sünde willen verwundet; Du Lamm Gottes, der Du trägst die Sünde der Welt, sei Du meine Gerechtigkeit, meine Heiligung und meine Erlösung. Heile meine Schmerzen durch Deine Wunden, laß Dein unschuldiges Blut an mir nicht verloren sein, nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir! Verlaß mich nicht in meiner letzten Noth, sondern hilf mir bald hindurch zum ewigen Leben. Weide mich auch in meinem Sterben, Du mein getreuer Hirte und laß mich auch Dein Angesicht und Deine Herrlichkeit sehen. Amen."

„Amen, Amen!" wiederholte Georg und auf seinem Angesichte ruhte der Friede eines erhörten Gebetes. Noch ein freundlicher Blick fiel auf Gellert, wie eine stumme, letzte Bitte. Gellert verstand ihn und betete weiter: „O Gott heiliger Geist, Du einiger Trost aller Betrübten, stärke und tröste mein kleinmüthiges und trauriges Herz! Bewahre meinen Glauben, den Du in mir wirkest, und laß den glimmenden Docht nicht auslöschen. Behüte mich vor des bösen Feindes Anfechtungen! Laß mein Herz vor dem Tode nicht erschrecken noch verzagen; wehre aller Ungeduld, und mache mich willig, Gott, meinem Herrn, gehorsam zu sein! Hilf mir mein Leben selig und fröhlich beschließen, bewahre mein Herz und meine Sinne in dem Frieden meines Herrn Jesu Christi. Und wenn ich nicht mehr reden kann, so bewahre und versiegele das Gedächtniß des heiligen Namens Jesu

Christi in meinem Herzen und laß mich in demselben selig entschlafen. Amen."

„Amen!" hauchte Georg mit kaum hörbarer Stimme und schloß die Augen.

Und als die Mutter und Gellert seine Hände faßten, waren sie kalt.

Georg hatte seinen Erdenlauf vollendet!

Ein Gastmahl Luthers.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Georg [illegible]

Ein Gastmahl Luthers.

Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehre.
1. Cor. 10, v. 31.

Am Tage Martini des Jahres 1533 hatte Luther, wie er immer zu Ehren seiner einstigen Taufe zu thun pflegte, zum Mittagsessen eine größere Anzahl Gäste gebeten, als sonst sein spärlicher Jahresgehalt, zweihundert Gulden, mit welchen Frau Katharina den ganzen Haushalt bestreiten mußte, ihm zu beherbergen erlaubte. Das nicht zu große Zimmer seiner Wohnung in Wittenberg, im Augustinerkloster, konnte nur mühsam die lieben Gäste fassen; denn es waren zugegen Philipp Melanchthon, Caspar Creutziger, Justus Jonas, Paulus Eberus, Johann Bugenhagen, Johann Förster und des Doctors getreuer Famulus, Veit Dieterich. Dazu er selbst und seine liebe Käthe und seine Kinder alle; denn selbst sein Lieblingstöchterchen, die dreijährige Magdalena, welche er in ihrem dreizehnten Jahre, drei Jahre vor seinem eignen Tode, zu verlieren den Schmerz hatte, durfte nicht fehlen, und war an der Hand der Mutter erschienen. Nachdem Alle ihre Hände gefaltet hatten und um den Tisch ein Jedes an seinen Platz sich gestellet, betete Luther und sprach: „Aller Augen warten auf Dich, Herr, und Du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust Deine Hand auf und sättigest Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.“ Und als darauf sein Sohn Johannes das Vaterunser gebetet hatte, schloß er das Tischgebet noch

mit diesen Worten: „Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese Deine Gaben, die wir von Deiner milden Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum unsern Herrn, Amen!“

Darauf nahmen Alle ihre Plätze ein, und es war Keiner unter ihnen, dem nicht die herzlichste Fröhlichkeit auf dem Angesichte hätte abgesehn werden können. „So habt Ihr also, lieber Herr Doctor,“ sagte Melanchthon, „nunmehr mit Gottes Hilfe das halbe Jahrhundert hinter Euch; möge Euch nun Gott die andere Hälfte auch durchleben lassen.“

„Nicht also, mein lieber Philippus!“ antwortete Luther. „Ich merke, daß ich alt werde, und das Alter taugt nun einmal nicht zum Streite.“

„Ja, da habt Ihr Recht!“ fuhr dann Jener fort. „Zu herrlichen Thaten gehöret ein großer Muth, den nur die Jugend hat. Es ist mir überall in den Historien der Griechen und Römer auffällig gewesen, daß von alten Leuten keine großen, sonderlichen Thaten je geschehen sind; des großen Alexander und Sanct Augustini Alter, nur das that Sonderliches *). Ist man darüber hinaus, so wird man zu weise; alte Leute nehmen ein Ding zu bedächtig vor, ehe sie es thun.“

„Ihr jungen Gesellen!“ rief nun Luther aus, indem er sich an die Jüngsten in der Tischgesellschaft wandte. „Wenn Ihr eben so klug wäret, als Ihr muthig seid, so könnte der Teufel nicht mit Euch auskommen. Weil Ihr es aber nicht seid, so bedürfet Ihr unserer auch, die wir nun alt sind. Unser Herr Gott thut nichts Großes mit Gewalt, wie man sagt: Wenn das Alter stark und die Jungen klug wären, das wäre viel Geldes werth. Die Rottengeister sind alle

*) Ersterer starb 32 Jahre, Letzterer 49 Jahre alt.

junge Leute, die, wie Icarus, in den Lüften flattern; sind Gemsensteiger oben an und nirgends aus, die zwölf Kegel an dem Boßleich umschieben, da ihrer nur neun darauf stehen. Wunderliche Leute!"

„Und doch, lieber Herr Doctor," fiel Justus Jonas ein, „möchte ich wohl wünschen, noch recht alt zu werden, und zwar um Zeit zu haben, das Wort Gottes auszulernen."

„Meinet Ihr, mein Jonas?" fragte Luther. „Und wenn Ihr tausend Jahr alt würdet, Ihr würdet die heilige Schrift nie auslernen; denn das Wort Gottes ist unerforschlich. Ja, ich sage, ein einziges Wort in der heiligen Schrift zu ergründen und in seiner Tiefe zu erfassen, ist unmöglich, trotz aller Gelehrten und Theologen. Denn es sind des heiligen Geistes Worte, und darum den Menschen zu hoch; die neugeborenen Christen haben nur die Erstlinge, und nicht den Zehnten. Ich habe etliche Male gedacht, den zehn Geboten nachzutrachten und sie von Grund aus zu verstehen; wenn ich aber nur an dem ersten Worte angefangen hatte, das da lautet: „Ich bin der Herr, dein Gott," so bin ich schon in dem Wörtlein: „Ich" verblieben, und kann das Ich noch nicht verstehen. Darum, wer auch nur ein einziges Wort Gottes vor sich hätte, und könnte nicht eine Predigt daraus machen, der soll auch nimmermehr ein Prediger sein. Ich lasse mir daran genügen, daß ich ein wenig weiß, was Gottes Wort ist, und hüte mich davor, daß ich Nichts anfechte, noch mich darwider setze."

„Aber lieber Herr," warf hier Frau Katharina ein, „wie wisset Ihr doch so lieblich und erbaulich uns die Schrift zu erklären, daß Jedermann sagen muß, Ihr habt Gottes Wort gar wohl verstanden."

„Ja, wie Du das nimmst, liebe Käthe!" antwortete Luther. „Aber wie wohl ich ein alter Doctor der heiligen

Schrift bin, so bin ich doch noch nicht aus der Kinderlehre heraus, und verstehe die zehn Gebote Gottes, den Glauben und das Vaterunser noch nicht recht; ich kann's nicht ausstudiren, noch auslernen; aber ich lerne noch täglich daran und bete, wie Du weißt, den Catechismus mit unsern Kindern. Denn saget mir, liebe Herren," wandte er sich hier wieder zu seinen Gästen, „wer verstehet denn durchaus gründlich das erste Wort im Vaterunser, nämlich wenn wir sagen: „der du bist im Himmel." Denn wenn ich diese wenigen Worte ganz und gar verstände, und könnte es in meinem Glauben ganz und gar begreifen, daß der Gott, der Himmel und Erde und alle Creaturen geschaffen und sie alle in seiner Hand und Gewalt hat, mein Vater sei, so schlösse ich gewiß dann bei mir selbst, daß ich auch ein Herr Himmels und der Erde wäre; ferner würde ich dann sicherlich Christum für meinen Bruder halten, und denken, Alles sei mein, und Gabriel müßte mein Knecht und alle Engel müßten meine Diener sein, weil sie mir in meinen Nöthen von meinem himmlischen Vater zugegeben wären, daß sie mich auf meinen Wegen behüteten, daß ich nicht irgend einen Fuß an einen Stein stoßen möchte. Ich kann aber dies Alles niemals verstehen und wissen, sondern nur glauben."

„Demnach heißet wohl auch Lucas am Achten das Reich Gottes ein Geheimniß?" fragte der Famulus Veit Dieterich.

„Allerdings!" entgegnete Luther. „Es heißt ein Geheimniß, weil es heimlich und geistlich ist, und der Vernunft auch heimlich und verborgen bleibet, wenn es der heilige Geist nicht offenbaret. Denn obgleich Viele sind, die es hören und sehen, so vernehmen sie es doch nicht, wie es denn jetzt gar Viele giebt, die Christum predigen und viel von ihm hören, wie er sei für uns gegeben in den Tod. Aber solches Alles ist noch auf der Zunge, und nicht im Herzen; denn sie glauben es selber nicht, und fühlen es auch nicht, wie Sanct

Paulus spricht: der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes!"

„Wie traurig," sagte hier Bugenhagen, „muß das Leben Derer sein, die nichts vom Geiste Gottes vernehmen! Sie sind wie ein Schifflein auf dem weiten Meere, ohne Steuer, ohne Compaß; fahren hin und her, wie der Sturm sie treibet, und wissen weder woher, noch wohin."

„Ihr thut wohl, mein lieber Doctor Pommer," äußerte nun der Hausherr, „wenn Ihr unser Leben überhaupt mit einer Schifffahrt vergleichet. Denn gleichwie die Schiffleute einen Hafen haben, nach und zu welchem sie ihre Fahrt richten, und wo sie, wenn sie ihn erlanget haben, sicher und aus aller Gefahr sind, also ist uns die Verheißung des ewigen Lebens auch deshalb geschehen und gethan, daß wir in derselben, wie in einem Hafen, fein sanft und sicher ruhen sollen. Weil aber das Schiff, in welchem wir geführet werden, schwach ist, und dennoch große, gewaltige, gefährliche, ungestüme Winde, Wetter und Wellen zu und auf uns einfallen und uns gern bedecken wollten, so bedürfen wir wahrlich wohl eines verständigen, geschickten Schiffsmanns und Patrons, der das Schiff mit seinem Rathe und Verstande also regiere und führe, daß es nicht irgend entweder an einer Steinklippe anstoße, oder gar scheitere und untergehe."

„Und wer ist dieser Schiffherr, lieber Vater?" fragte sein ältester Sohn Johannes.

„Mein Kind," antwortete der Vater, „unser Schiffherr und Patron ist allein Gott; nur Er kann und will das Schiff regieren und erhalten, auf daß es, obgleich von ungestümen Wellen und Sturmwinden hin und her beweget und überfallen, gleichwohl unversehrt an's Ufer und in den Hafen kommen möge. Er hat aber verheißen, daß er uns will beistehen, wenn wir ihn nur um Regierung und Hilfe,

Schutz und Schirm fleißig bitten und mit Ernst anrufen. Und so lange wir diesen Schiffherrn bei uns haben und behalten, so lange hat es keine Noth, und wir kommen aus allem Unglück, daß uns die grausamen Winde und Wellen nicht schaden, noch bedecken können. Wenn aber Die, welche im Schiffe sind, in der größten Gefahr den Schiffherrn und Regenten muthwillig aus dem Schiffe werfen, der sie doch durch seine Gegenwart und durch seinen Rath erhalten könnte, so muß das Schiff umkommen und verderben. Und man siehet dann klar, daß der Schiffbruch geschehen ist, nicht aus Verwahrlosung und Schuld des Schiffherrn, sondern aus Muthwillen und Unsinnigkeit Derer, welche im Schiffe gewesen sind."

Als Luther hier schwieg, ertönte auf einmal ein kleines, zartes Stimmchen, das freilich ziemlich ungeschickt irgend eine Melodie zu singen schien. Die kleine Magdalene war's, welche unbekümmert um die vielen Männer sich ihre eigne Tischfreude und ihr eigenes Tischgespräch machte. Als aber jetzt die sämmtlichen Gäste auf sie blickten, brach sie plötzlich ihr Liedchen ab, ward roth und verbarg sich an der Mutter Brust.

„Ei singe doch, Lenchen!" redete ihr die Mutter zu. „Dein Vater wird nicht böse sein, und die andern lieben Herren auch nicht."

Als aber das Kind durchaus nicht zu bewegen war, und Frau Käthe doch fast einen Ehrenpunkt daraus zu machen schien, die Tochter zum Singen zu bewegen, fiel ihr Luther in's Wort und sagte: „Lasse's nur gut sein, liebe Käthe! Es thut nicht gut die Kindlein, die noch unverständigen Herzens sind, zu zwingen. Da siehst Du es wiederum, aus den Werken des Gesetzes geschiehet doch nichts Gutes, wenn nicht die Gnade dazu kommt. Was man gezwungen thun muß, das

gehet doch nicht vom Herzen, ist auch nicht angenehm. Denn unter Moses thut man doch nichts, als Murren, und will ihn allewege steinigen."

„Aber, lieber Herr," warf ihm die Hausfrau ein; „Ihr wisset doch, daß Euer Lenchen sonst nicht so scheu und schüchtern ist. Kommt sie mit ihrem Brüderlein Hans zusammen, so giebt's ein Zanken und Hadern, daß man sich ihrer Dreistigkeit verwundern muß."

„Das ist der Kinder Art!" antwortete Luther. „Sie zanken und hadern mit einander eigentlich nur, um sich dann besser wieder mit einander zu vertragen und zu versöhnen. Lieber Herr Gott, wie gefällt mir doch solcher Kinder Leben und Spielen! Ja alle ihre Sünden sind nichts, denn Vergebung der Sünden."

„Lieber Herr Doctor," sagte jetzt Johann Förster: „ich habe vorhin über Euer Töchterlein Magdalena, die doch erst im vierten Jahre steht, meine wahre Herzensfreude gehabt. Sie redete mit so fröhlicher Zuversicht von Christo, von den lieben Engeln, von ewiger Freude im Himmel, wie kaum ein erwachsener Mensch anders sprechen kann."

„Nein, nicht einmal so!" entgegnete der Doctor Martin. „Die Kinder sind mit Gott am Beßten daran, ihres Lebens und Glaubens halber. Wir alten Narren plagen uns selbst und haben viel Herzeleid mit unserm Disputiren über das Wort, ob's auch wahr sei. Die Kinder hingegen nehmen das Wort mit reinem, einfältigen Glauben hin und zweifeln nicht daran. Ja, wer es nur Alles vest g l a u b e n könnte!"

Die kleine Magdalena sah darauf den Vater ganz ernst und bedächtig an und fragte: „Lieber Vater, glaubet Ihr's denn nicht?"

„O Ihr lieben Kindlein!" antwortete Luther und herzte sein Lenchen. „Wie lebt Ihr doch in Unschuld, wisset von

keiner Sünde, lebt ohne Neid, ohne Geiz, ohne Unglauben, seid deshalb fröhlich, und habt ein gutes Gewissen, und fürchter Euch vor keiner Gefahr, es sei Krieg, Pestilenz oder Tod, Ihr nehmt in guter Zuversicht einen Apfel für einen Groschen. Und was Ihr höret von Christo, vom zukünftigen Leben, das glaubt Ihr einfältig ohne allen Zweifel und redet fröhlich davon. Fühlet Ihr's nicht, liebe Herren, wie uns Alten deshalb Christus die Kinder zum Exempel hinstellt, da er spricht: Es sei denn, daß Ihr Euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet Ihr in's Himmelreich nicht kommen."

„Sollen denn aber," fragte hier Paulus Eberus, „nicht unsere Werke davon zeugen, daß wir einen rechten, wahrhaftigen Glauben haben?"

„Ja gewiß!" versicherte Luther. „Doch dürfen wir nicht wähnen, daß die Gerechtigkeit unserer Werke in Anfechtungen und in Todesnöthen bestehe; ja sie leget Denen, die sich darauf verlassen, sogar das Herzeleid an. Nichts auf Erden, es heiße nun Werke oder gleich gar Gerechtigkeit des Gesetzes Gottes, noch weniger Heiligkeit aus menschlicher Andacht oder Gutdünken, nichts macht den Menschen gewiß, daß Sünde vergeben sei und nicht zugerecht werde, nichts denn nur allein das Erkenntniß Christi; dadurch allein empfänget der Mensch Trost und Stärke des Glaubens in allen Trübsalen und Todesnöthen. Ohne dieses Erkenntniß Christi kann ich gar kein Gewissen leiden; ja der Teufel treibt mich durch eine Sünde, daß mir die Welt zu enge wird, bis mich das Erkenntniß Christi wieder aufrichtet, mich zufrieden stellt und mich erhält."

„Demnach meint Ihr," sagte Caspar Creutziger, „daß der rechte wahrhaftige Glaube sich an Christum hält, und nicht an seine Werke?"

„Ohne Zweifel!" antwortete Luther schnell. „Es ist

des rechtschaffenen Glaubens an Christum Art und Gewohnheit nicht, daß er viel Disputirens und Fragens davon macht, ob er viel guter Werke gethan habe, durch welche er möge gerecht werden. Eben so wenig fragt der rechtschaffene Christ darnach, ob er viel Sünden habe, durch welche er möge verdammet werden; sondern er soll in seinem Herzen also schließen und auf das Gewissteste daran halten: „Wenn du gleich viele gute Werke gethan hast, so bist du deswegen doch nicht vor Gott gerecht. Und wiederum: Wenn du gleich große Sünde zu bereuen hast, so bist du deswegen doch nicht verdammet.“

„Bedenket Ihr auch, lieber Herr Doctor,“ warf Melanchthon ein, „welche Gefahr der Mißdeutung in diesen Worten lieget?“

„Mi Philippe,“ antwortete Luther lächelnd, „ich weiß wohl, wie Ihr das meinet. Aber fürchtet nichts! Ich will die guten Werke weder verlästern noch verunehren, will sie weder verboten noch verworfen haben, am Allerwenigsten will ich die Sünde loben. Sondern das sage ich: Wer vor dem Gerichte Gottes bestehen will, und als ein Kind der Gnade will erfunden werden, der soll und muß allein darauf mit allem Fleiße achten, wie er Christum durch den Glauben ergreifen und erhalten möge, auf daß es ihm nicht unnütz würde, wenn er sich unterstände, durch das Gesetz gerecht, fromm und selig zu werden. Denn Christus allein macht mich gerecht, ohne aller meiner Werken Zuthun, und ohne aller meiner Sünden Verhinderung. Wenn ich nun von Christo also denke und glaube und halte, so habe ich den rechten Christum gefasset und behalte ihn. Wenn ich aber halte, er fordere von mir, daß ich die Werke des Gesetzes halten soll, und zwar in der Meinung, daß ich dadurch sollte gerecht werden vor Gott, so ist mir Christus schon al-

lerdings unnütz geworden, ja ich habe Christum schon gar verloren."

„Woher aber mag es kommen," fragte Bugenhagen, „daß diese Erkenntniß Christi so schwer Eingang findet?"

„Daher," antwortete der Doctor, „daß die Welt einen Gott, der menschliche Natur an sich genommen hat, geboren ist, gepredigt hat, gar nicht haben, und weder sehen noch hören will, sondern verfolgt und lästert ihn und schlägt ihn endlich todt, als einen Aufrührer, Gotteslästerer und Mörder. Dagegen sucht die Welt mit höchstem Fleiße, Unkosten, Mühe und Arbeit und durch andere unzählige Wege den unsichtbaren, in seiner Majestät unbegreiflichen Gott auf, bauet ihm große, herrliche Tempel, stiftet ihm auch zu Ehren viel schönere Gottesdienste. Aber je mehr sie sich untersteht, ihn zu finden, je weiter fehlet sie seiner. Denn es ist nun einmal im Rathe Gottes beschlossen, daß kein Mensch durch selbsterwählte Geistlichkeit, durch eigends erdachte Demuth, so schön und köstlich sie auch in die Augen fallen mag, und selbst durch die höchste menschliche Weisheit nimmermehr erkennen kann. Wer Gott erkennen soll und will, der kommt durch kein anderes Mittel dazu, als daß er höre und mit Glauben annehme die Predigt vom gekreuzigten Christo, deren sich freilich jene Alle ärgern, welche Alles durch ihre eigenen Werke erzwingen wollen. Der große Haufe hält deshalb die Predigt von Christo für eine Thorheit; den Gläubigen aber ist sie eine göttliche Weisheit und Kraft, wodurch sie selig werden."

Als Luther hier schwieg, gab ihm seine Hausfrau durch ein Zeichen zu verstehen, daß es nun wohl Zeit sei, aufzustehen, und rückte dabei zugleich in Etwas mit dem Stuhle. „Liebe Herren," sagte darauf Luther mit freundlichem Lächeln; „meine Frau Käthe hält dafür, daß wir unser Mahl

beschließen. Weiber sollen nun eigentlich nicht das Regiment haben; weil aber des Mahles Anfang und Ende zur Zeit der Haushaltung und Hausordnung gehört, und zu solchem Amte das Weib geordnet ist, so müssen wir doch wohl gehorchen. Merket Euch das, lieber Dieterich," wandte er sich dabei gegen seinen Famulus, „wenn Ihr bald, wie es scheinet, Euren eigenen Haushalt führen werdet. Vom Haushalte reden die Weiber wohl, eine jede als eine Meisterin, mit Holdseligkeit und Lieblichkeit der Stimmen, also daß sie darin den beredtesten Redner, Cicero, übertreffen. Und was sie mit Wohlredenheit nicht können zuwege bringen, das erlangen sie mit Weinen. Zu solcher Wohlredenheit sind sie geboren!"

„Weil nun die Hausfrau bei diesen letzten Worten etwas erröthete und fast schmerzlichen Blickes die Augen niederschlug, setzte Luther hinzu: „Gräme Dich darum nicht, liebe Käthe, weißt Du doch, daß ich Dich theurer achte, als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft, darum, daß mir Gott in Dir ein frommes Weib geschenket und gegeben hat. Meinet Ihr nicht, liebe Herren, ein frommes Weib soll darum geliebet und geehret werden: Zum Ersten, daß sie Gottes Gabe und Geschenk ist, und zum Andern: daß Gott einem Weibe herrliche, große Tugenden verliehen, wodurch einige andere geringere Mängel und Gebrechen weit übertroffen werden, sonderlich wo sie Zucht, Treue und Glauben halten. Doch lasset uns dem Herrn danken."

Bei diesen Worten erhoben sich Alle von ihren Sitzen, falteten die Hände und Luther betete und sprach: „Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Der allem Fleische Speise giebt, der dem Vieh sein Futter giebt, den jungen Raben die Ihn anrufen. Er hat nicht Lust, an der Stärke des Rosses noch Gefallen an

Jemandes Beinen. Der Herr hat Gefallen an Denen, die ihn fürchten und die auf seine Güte warten."

Und als Johannes darauf abermals das Vaterunser gebetet hatte, schloß Luther mit diesen Worten: „Wir danken Dir, Herr Gott himmlischer Vater, durch Jesum Christum unsern Herrn, für alle Deine Wohlthat, der Du lebest und regierest in Ewigkeit, Amen!"

Der Pflegesohn.

Der Pflegesohn.

22. October 1782.

Wieder einmal Herbstanfang! Und das so lieblich, daß man sich fast freuen möchte, wie das Jahr so schnell alt geworden ist. Hier bei uns in Alberswied scheint überhaupt der liebe treue Herr Gott das Jahr zu einem ganz absonderlichen Zeugnisse seiner Huld und Gnade gemacht zu haben. Man könnte, wie der König David, auf den Bergen stehen und über das ganze Baierland, so weit der Himmel darüber blauet, ausrufen: „Gott, Du suchest das Land heim und wässerst es und machst es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wasser die Fülle, Du lässest ihr Getreide wohl gerathen: denn also bauest Du das Land, Du tränkest seine Furchen und feuchtest sein Gepflügtes, mit Regen machst Du es weich und segnest sein Gewächs. Du krönst das Jahr mit Deinem Gute, und Deine Fußtapfen triefen vom Fette!" — Ich weiß nicht, warum der liebe Herr Gott nicht endlich einmal müde wird, und es nicht für besser hält, uns Menschen ein wenig zu züchtigen. Wenn ich in unserem Marktflecken von Haus zu Haus gehe, so finde ich eigentlich nicht Einen, der so recht ein Mann wäre nach dem Herzen Gottes, so ein rechter Israelite, in welchem kein Falsch ist, und der Schulmeister Gruber ist davon ganz und gar nicht ausgenommen. Ja gerade dieser Schulmeister Gruber sollte hier bei diesen Zeilen eine doppelte Notabene für sich selber setzen, etwa zwei Kreuze, das eine seiner Hoffart wegen, das andere

seiner Thorheit willen, obgleich wohl Beides zuletzt einerlei sein mag. Denn ist's nicht sündliche Eitelkeit und Hoffart daß ich in meiner Schule wie ein König dasitze und regiere wie Einer, der Alles weiß und alle Dinge bis auf den letzten Grund versteht, während ich doch ein gar armseliger Mensch bin, und vor Gott weniger gelte als das kleinste meiner unschuldigen Kindlein! Und heißt es nicht in der ganzen Gemeinde, wenn ich an den Häusern vorübergehe: Seht den Schulmeister Gruber, das ist doch ein Ehrenmann! Du lieber Gott! Ich, ein Ehrenmann! Nun ja, ich wüßte nicht, wem ich absichtlich wohl oder übel gethan hätte, ich habe auch in meinem ganzen Leben noch vor keinem Gerichte gestanden, ich lasse mich in der Regel von allen Bettlern, Vagabunden und dergleichen Leute betrügen, weil ich Niemanden Lug und Trug zutraue, — aber bin ich deshalb ein Ehrenmann? Bin ich nicht schon deshalb ein elender, schwacher, eitler Mensch, daß ich solche Redensarten über mich dulde, und darüber mich im Stillen freue, während ich den Leuten sagen sollte: „Ihr irrt Euch, ich bin ein armer, sündlicher Mensch!"

Und das andere Kreuz möchte ich um meiner Thorheit willen setzen. Ich bin vor acht Tagen funfzig Jahre alt geworden, und habe somit wohl auch meinen Lebensherbst angetreten, aber freilich nicht so lieblich als der liebe Herr Gott draußen gemacht hat. Draußen freut sich jeder Baum; denn er ist nicht allein, und trägt seine lieben Kindlein, die goldenen Früchte, auf seinen Zweigen; und die Aeste unter einander sind wie Familienglieder die mit einander reden, mit einander Frucht bringen, mit einander leiden und sterben. Von dem Allem ist bei mir nichts zu finden! Ich stehe allein auf Gottes weiter Welt, habe weder Weib noch Kind, weder Bruder noch Schwester, und so sehr mich meine Schulkinder lieben mögen, so freuen sie sich doch alle, wenn die Schule aus ist und laufen fort, ein Jedes zu Vater und Mutter und

Geschwister, und ich bleibe der alte verlassene Junggeselle! Ist's nicht eine große Thorheit, daß ich um einiger Grillen willen einen häuslichen Heerd mir nicht aufbaute? Fühle ich's nicht täglich mehr, daß ich einsam und verlassen stehe in der Welt? Und das eben um meiner Thorheit willen, die mich nun jetzt kreuziget, da ich sie früher nicht gekreuziget habe! — Doch ich will den freundlichen reichen Herbst da draußen nicht mit Klageliedern begrüßen, so sehr sie mir sonst zum Nutzen gereichen; ich will vielmehr meinen Gott loben und preisen und mit in das allgemeine Herbstlied einstimmen: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich!

25. October.

Wir begruben heute Nachbar Friedhofer's siebzehnjährige Tochter, die ganz plötzlich, in Folge eines tödlichen Schreckens, gestorben war. Als ich die Mutter am Grabe stehen und weinen sah, wurde auch mein altes Herz, das doch an Grabesthränen gewöhnt ist, etwas unruhig. Mich dauerte die arme Mutter, die noch vor wenig Tagen in ihrem Töchterlein eine sichere Stütze ihres Alters gehabt hat, und nun kinderlos zur Grube fahren wird. Mein Gott, wird mir's denn anders gehen? Wer wird an meinem Grabe stehn und weinen? Niemand, denn ich habe ja Niemanden! Als wir den Vers sangen:

Ach, wie flüchtig, ach wie nichtig,
Sind der Menschen Sachen.
Alles, Alles, was wir sehen,
Das muß fallen und vergehen.
Wer Gott fürcht't, bleibt ewig stehen.

war es mir, als führte Jemand meine ganze Kindheit und Jugend, Vater und Mutter und Geschwister und Gespielen vor meinen Augen vorüber. Ach sie sind alle weggegangen

und haben mich allein übrig gelassen, als wäre ich so recht eigentlich dazu geschaffen, Andere zu beweinen. Wer Gott fürchtet, bleibt ewig stehen, — nun das ist wohl wahr; aber das muß schon eine rechte Gottesfurcht sein, die nicht fällt. Auch Trauern und Klagen ist ja nichts Anderes als: Fallen. Schäme dich also, Gruber, daß du klagest, wie eine verlassene Wittwe. Sagte doch der Pfarrer heute ganz richtig, daß alle Klagen über die Mühseligkeiten und Hinfälligkeiten des menschlichen Lebens, wenn sie das Herz zuletzt nicht getrost und fröhlich machten, nur ein Zeugniß davon wären, daß wir noch nicht reich genug in Gott sind! Von heute an will ich nun aber auch ein anderer Mensch werden! Wer Gott fürchtet, bleibt ewig stehen, — es wäre doch an einem Schulmeister, der die Kindlein lehren will, Gott zu fürchten, gar zu traurig, wenn seine eigene Gottesfurcht immer zusammenbrechen wollte!

26. October.

Wie wunderbar sind doch Gottes Wege! Da habe ich denn auf einmal Vatersorge auf meinem Herzen, und damit wohl auch Hoffnung auf Vaterfreude. Mein kleines Stübchen kommt mir ganz anders vor, als wäre es gar nicht mehr meine alte Wohnung. Und wenn der kleine Jakob dort nicht in seinem Bettlein schliefe, ich glaubte gar nicht, daß es Wahrheit wäre. Ich muß mir schon das ganze Ereigniß aufschreiben, und sollte Mitternacht darüber herankommen.

Da stand ich denn heute nach beendigten Schulstunden auf dem Gottesacker und wollte die Inschrift auf dem alten, halb in die Erde versunkenen Leichenstein entziffern, als sich die kleine Seitenthüre aufthut und ein Weib mit drei Kindern hereintritt. Du lieber Gott, welch ein Anblick! das arme Weib war, im vollen Sinne des Wortes, in Lumpen gehüllt, Gram und Sorge in dem abgemagerten Angesichte,

daß Einem das Herz wehe that, sie anzusehen. Auf dem Rücken trug sie ein Kind, welches in einem alten, schmutzigen Tuche lag, das sie sich um den Hals geschlungen hatte, an jeder Hand führte sie einen Knaben, von welchen der eine nichts als ein zerrissenes Hemd, der andere eine Jacke an hatte, die ihm viel zu groß und zu weit war, und einen lächerlichen, schmerzlichen Anblick gewährte, und dazu noch ein viertes Kind unter dem Herzen. Ich habe in meinem Leben die Mühen und Sorgen der Erde noch nicht so sichtbar, als eine Last, welche den Menschen zu Boden zieht, ausgedrückt gesehen. Ich wußte sogleich, daß das Weib nichts wollte als betteln, und ich gab vor innigem Herzeleide Alles was ich bei mir trug. Da fiel mir der Knabe in der großen Jacke auf, deren Aermel fast bis zur Erde reichten. Welch eine gesunde, blühende Gesichtsfarbe, welch frisches Leben in den muntern Augen, wie zart das blonde, gekräuselte Haar auf dem Engelsköpfchen, — der Knabe zog mich an wie ein Magnet.

„Wie heißt der Knabe?" fragte ich, und schlug den einen Riesenärmel zurück, um die kleine Hand zu fassen.

„Jakob heißt er!" antwortete das Weib.

„Und wie alt ist er?" fragte ich weiter.

„So genau weiß ich das nicht," antwortete die Frau gleichgültig; „zur Heuernte wird er wohl acht Jahre alt werden."

„Wie?" fragte ich verwundert, „das wißt Ihr nicht genau? seid Ihr denn nicht des Kindes Mutter?"

„Ja wohl, das bin ich," sagte sie, „aber unser Eins hat mehr zu thun, als zu merken, wie alt die Rangen sind. Denket Ihr denn, daß ich den Jungen dazu bringe, sich allein sein Brot zu suchen? Wie eine Klette hängt er an mir, und läßt sich füttern, wie ein kleines Kind!"

„Aber, liebe Frau," sagte ich erstaunt, „wie könnt Ihr denn verlangen, daß der arme Kleine ganz allein in der Welt herumlaufen soll und vor den Thüren betteln? Das arme Kind kann ja tausend Mal in Lebensgefahr kommen!"

„Ach, das wüßte ich nicht," rief die Mutter lachend aus, daß mir's die Seele zerschnitt. „Unkraut verdirbt nicht. Herr, Ihr solltet nur wissen, was es für eine Last ist, sich Tag für Tag, von früh bis Abends mit den Kindern herumschleppen und für vier Mäuler betteln gehn!"

„Aber," warf ich ein, „sorgt denn nicht auch Euer Mann mit?"

„Ich habe keinen Mann," erwiderte das Weib finster und ärgerlich.

Mir stockte das Blut in den Adern. Ich war im Begriffe, ihr eine tüchtige Sittenpredigt zu halten, aber das Mitleid übermannte mich, — mir erstarb das Strafwort auf der Zunge. „Wo seid Ihr denn her?" fragte ich nun.

Die Frau sah mich mit zweifelhaften Blicken an, als schöpfe sie Verdacht gegen mein Ausfragen; ein Beweis, daß wohl allerdings das Auge der Polizei hier nicht zu tief forschen durfte, um auf Straffälligkeiten zu stoßen. „Ihr braucht Euch nicht vor mir zu fürchten," setzte ich nun hinzu, „ich habe nichts Böses gegen Euch im Sinne, und möchte vielmehr zur Erleichterung Eurer Last Etwas beitragen!" — Ich sagte das, weil ich im Sinne hatte, für das arme, unglückliche Weib — obgleich sie, wie es schien, nur die Schuld und Strafe ihres sündhaften Lebens trug — milde Gaben zu sammeln, und sie ihr später auszuhändigen. Endlich nannte sie mir, auf meine wiederholte Frage, den Namen eines Dorfes, das etwa vier bis fünf Stunden von hier entfernt liegen soll; ein Name, der mir noch nicht vorgekommen war, und den ich leider auch wieder vergessen habe.

Während dessen hatte sich der kleine Jakob von der Hand

seiner Mutter losgemacht und sprang zwischen den Gräbern umher, und warf dabei so unbefangene, zutrauliche Blicke auf mich, daß mich der kleine Bettler immer fester an sich zog. Da weiß nun Gott, wie mir der Gedanke in's Herz kam, den Knaben an mich zu nehmen. Es war, das glaube ich, Anfangs mir gar nicht so rechter Ernst damit, denn was sollte mir in meiner Junggesellenwirthschaft ein Kind! Kurz, ich fragte die Frau mehr scherzhaft als ernsthaft: „Wie wär's, wollt Ihr mir den Krauskopf da nicht abtreten?"

„O, ganz gern!" antwortete das Weib schnell und so gleichgültig, als handle es sich nur um ein paar alte Schuhe.

Jetzt erst fühlte ich, daß ich einen albernen Spaß gemacht hatte, aber ich fühlte auch, daß ich aus ihm Ernst machen mußte. „Ich frage Euch ernstlich," wiederholte ich nun, „wollt Ihr mir Euer Söhnlein Jakob überlassen?"

„Ich sagte es Euch ja," sprach sie, „ganz gern. Es kann mir ja nur lieb sein, wenn ich einen Brotesser weniger bei mir habe!"

„Wird Euch denn aber das so leicht?" fragte ich tief verwundert und verletzt über ein so gefühlloses Mutterherz.

„Herr," antwortete das Weib, fast beleidigt über meine Frage; „Ihr habt gut reden, Ihr habt, was Ihr braucht, und auch wohl noch etwas mehr. Wenn Ihr hungrig seid, so schließt Ihr Euren Brotschrank auf, und nehmt heraus, wie viel Ihr wollt, und wenn Ihr müde seid, legt Ihr Euch auf Euer gutes Bett, und wenn Euch Etwas fehlt, so bringen es Euch die Leute in's Haus, oder Ihr lasset es holen. Bei mir ist es etwas Anderes. Wenn ich früh aufstehe, habe ich für mich und die Kinder Nichts, und wenn ich auch todtmüde oder todtkrank wäre, ich muß doch fort, um zu betteln; denn mir bringt Niemand einen Knochen, viel weniger ein Stück Brod. Und wenn ich Abends schlafen will, muß ich erst Laub oder Heu oder Stroh zusammenlesen, wenn ich nicht

auf der bloßen Erde liegen will. Wenn Ihr zu den Leuten in's Haus tretet, so lachen sie Euch an und heißen Euch willkommen; wo ich eintrete, fahren die Hunde auf mich zu, und wollen mich zerreißen; und Flüche und Verwünschungen folgen mir nach, als wäre ich die leibhaftige Pestilenz; Herr, da ist man froh, wenn die Last etwas kleiner wird!"

Ja, das sagte das Weib zu mir, und ich stand vor ihr, als hätte ich ihr ein großes Unrecht gethan, und müßte es ihr wieder abbitten. Ich wußte, oder es war doch wenigstens sehr wahrscheinlich, daß diese Frau nur ihrer Sünden Strafe trug, daß ihr leichtsinniges, gottvergessenes Herz sie immer tiefer in das grausigste Elend des Lebens hinabzog, — und doch überwog das Mitleid in meiner Seele. Sag' mir Einer nur noch einmal, daß der größte Sünder nicht der größte Unglückliche sei, der mehr Barmherzigkeit und Hülfe, als Strafe und Vorwurf verdient, so will ich ihm die Geschichte dieses Bettelweibes erzählen. Wie tiefergreifend, wie glorreich steht nun das Wort des Herrn hier: „Ich bin gekommen, selig zu machen, was verloren ist!" Ich sehe immer mehr ein, daß nun einer der größten Vorzüge des Christenthums darin besteht, daß es so streng und so allseitig gebietet, sich der Armen und Elenden anzunehmen und zunächst das Loos der Unglücklichen zu verbessern. Spricht das nicht unser Herr aus in den Worten: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken." Und: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen." Und konnte Er, unser theurer, lieber Herr, auf die Frage des Täufers Johannes eine bessere und bezeichnendere Antwort geben, als die: „den Armen wird das Evangelium gepredigt!?" Sind nicht die Armen und Verachteten überall die größere Zahl, und müssen nicht diese zuerst gerettet werden, wenn es besser auf Erden werden soll? O wie

sehr, wie traurig verkennt ein Geistlicher sein eigentliches Amt, wenn er gegen die Armen und Elenden aller Art in seiner Gemeinde nicht ganz besonders freundlich ist, und nicht ganz besonders für ihre Seele sorgt. Ja, ihr mächtigen und reichen Herren, die ihr auf Ordnung und Recht im Lande haltet und das Gesetz handhabt mit eiserner Hand, nehmt erst die Armuth aus dem Lande hinweg, und ihr werdet das Verbrechen auch mit hinwegnehmen. Wenn ihr nicht Aerzte der Kranken, nicht Helfer der Elenden und Unglücklichen sein wollt, so ist alles Andere nichts was ihr thut, und die Seele eines Armen und Unglücklichen retten, gefällt Gott mehr, als hundert Reiche und Vornehme in ihrem Besitzthume schützen. Wenn ich nur nicht ein armer Schulmeister, sondern ein reicher und mächtiger Herr im Lande wäre, da sollte mir doch mehr Christenthum in's Landesgesetz und in's Amt kommen.

Doch ich vergesse ja ganz meinen kleinen Jakob und seine unglückliche Mutter. Als ich nun sah, daß es der Frau wirklich lieb war, eines ihrer Kinder aus dem Brote — wenn auch nur aus dem Bettelbrote — zu bringen, war ich auch sogleich von Herzen willig und bereit, den Knaben als meinen Sohn auf- und anzunehmen. Es war mir also nur noch darum zu thun, den Knaben selbst für mich zu gewinnen.

„Höre, mein kleiner Jakob," sagte ich zu ihm und hob ihm am Kinne das freundliche Gesichtchen in die Höhe, „willst Du bei mir bleiben, bei mir essen und trinken und schlafen und etwas Tüchtiges lernen?"

„Ja!" antwortete der Knabe sogleich und lachte vor Freude dazu.

„Du wirst also," fuhr ich fort, „nicht traurig sein, wenn die Mutter und Deine Geschwister fortgehen, und Dich allein hier lassen?"

„Nein, nein!" versicherte das Kind.

Als ich diese fröhliche Antwort des Knaben vernahm, dachte ich wirklich, die Mutter werde sich bei aller Gleichgültigkeit doch darüber grämen; denn ich bildete mir ein, ein Mutterherz könne nicht so weit verhärtet sein, daß es in der Trennungsstunde nicht von den natürlichen Gefühlen der Mutterliebe überwältigt würde. Aber ich irrte mich, das Weib behielt ihre gleichgültige Miene bei, nickte zuweilen mit dem Kopfe, sprach zu dem Kinde: „Ich werde recht bald wieder kommen und Dich besuchen" — und ging dann zur Thüre hinaus, — ohne den Knaben noch einmal an's Herz zu drücken, ohne ihm eine Hand zu geben, ohne ein Segenswort für ihren Sohn auszusprechen! Ach, wie sollte das unglückliche Weib Andere segnen, da der ganze Fluch der Sünde und des Elends auf ihr lag! So tief mich diese Fühllosigkeit schmerzte, so war sie mir doch auch wieder eben recht; denn ich hatte mich vor der Abschiedsscene gefürchtet, und war nun tausendmal froh, daß dies Alles so schnell und so leicht vorübergegangen war.

Ich nahm nun den kleinen Jakob an die Hand und führte ihn in's Haus. Da merkte ich denn erst meine Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit! Jetzt erst fiel mir's schwer auf's Herz, mich zum Vater und Erzieher eines Kindes gemacht zu haben, ohne weibliche Pflege und Unterstützung. Ich wußte ja kaum, was ich nur mit dem Knaben anfangen sollte! Zum großen Glück kam eben die alte Wagnern zu mir, die mir mein Bischen Hauswesen in Ordnung hält. Die alte Frau schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen, als ich ihr sagte, was geschehen war. Ich war nur froh, daß sie nicht den Muth haben durfte, mich darüber auszuschelten, bat sie aber so herzlich als möglich, mir zu sagen was nun zu thun sei. Da merkte ich denn abermals, daß ohne eines Weibes Sorge und Arbeit ein Hauswesen gar nicht bestehen kann, weil dem Weibe Alles

wie vorräthige Hilfsmittel in der Seele liegt, die es nur anzuwenden braucht, während der Mann sich lange erst den Kopf darüber zerbrechen könnte, und zuletzt doch entweder Nichts oder sicherlich etwas Falsches oder gar Lächerliches auffindet. Kurz, Ihr Hausväter und Hausherren, wenn Ihr wissen wollt, was Ihr an einem treuen Weibe habt, so fragt nur einen alten Junggesellen; denn was Einem fehlt; kann man viel richtiger, ergreifender und erquicklicher schildern, als wenn man es hat.

Die alte Wagnern nahm aus meinem Wäschvorrathe ein Hemd, schnitt die Aermel bis zum Dritttheil ab, nähete und schnitt wieder und maß, und schnitt und nähete abermals wieder; und noch war kein Stündchen vergangen, so brachte sie eine Wanne herein, füllte sie mit Wasser, zog den kleinen Jakob aus, hob ihn in's Bad, wusch, und strich und bürstete und kämmte ihn; dann zog sie ihm das neue Hemdchen an, hüllte den Knaben in meinen alten Pelz, trug ihn in den Winkel des Kanapee, gab ihm eine tüchtige Butterschnitte in die Hand, und eilte dann fort, um eine Bettstelle aufzutreiben; denn an den nöthigen Betten fehlte es mir glücklicher Weise nicht. Und als ich nun den kleinen Krauskopf mir recht besehe, finde ich, daß der Bube noch tausendmal hübscher und freundlicher geworden ist, und mit seinen blitzenden Augen so wohlgefällig und gebieterisch um sich schaut, als wäre er Herr im Hause, und nicht ich.

Die Nachbarin Spannhauer hat mir, wie die alte Wagnern versichert, recht gern eine Kinderbettstelle geliehen, so lange, bis ich eine eigene werde angeschafft haben. Sämmtliche Kleidungsstücke des kleinen Jakob, deren freilich nur zwei waren, ein Hemde, das gar keine Aermel hatte, und sonst noch gar sehr mangelhaft war, und die große Tuchjacke mit den Riesenärmeln, — also sämmtliche Kleidungsstücke vergrub die Frau Wagnern in ein tiefes, tiefes Loch im Hofe. Ich

war darüber eigentlich böse, denn ich wollte Beides zum Andenken aufheben und freute mich schon auf die Stunde, in welcher ich einst meinem Jakob würde gesagt haben: „Siehst Du, das war Dein Reichthum, Dein Erbtheil, Dein Alles.“ — Aber die alte Wirthschafterin versicherte, es thäte sehr noth, daß die Kleider vergraben würden. Nun, da habe ich's denn zugelassen; denn das sehe ich schon, im Hauswesen kommt der Mann mit seiner Stimme gar nicht durch.

Dort liegt nun der kleine Jakob und schläft so lächelnd und fröhlich, als wäre es der große biblische Jakob, und sähe die lieben Engel auf der Himmelsleiter auf- und absteigen. — Und ich — nun was will ich denn mehr? ich habe nun einen Sohn, einen Erben, einen Träger meines Namens, einen Nachfolger im Amte, — und was will ich sonst noch?

Doch nun genug! Ich könnte heute schwatzen und plaudern die ganze Nacht durch, aber Mitternacht ist schon vorüber und der Docht in der Lampe verzehrt eben seinen letzten Tropfen Oel. Da wird es wohl Zeit, daß auch ich mein Lager suche und so süß und friedlich schlafe wie der kleine Jakob.

Herr, mein Gott! Wie wunderbar sind doch alle Deine Wege!“

* * *

27. October.

Erst heute, nachdem die gestrige ungewöhnliche Aufregung meiner Seele sich beruhigt hat, fange ich an, ernstlicher zu bedenken, was ich gethan habe. Nicht etwa, daß ich bereute, einen armen Knaben dem leiblichen und geistigen Elende entrissen zu haben, oder daß ich vor den Opfern bangte, die ich nun fortan an Geld und Gut werde bringen müssen; — nein, vor solcher Sünde wird mich mein lieber Herr Gott bewahren. Ich könnte ja dem kleinen Jakob mein letztes

Hemd geben, so sehr ist er mir schon an's Herz gewachsen; aber eben in dieser Liebe zu dem lieben Kleinen liegt der Grund meiner Sorge. Was habe ich gethan? Ich habe dadurch, daß ich einen Bettelknaben seiner gefühllosen, sittlich völlig gesunkenen Mutter entriß, die heilige Verpflichtung auf mich genommen, des Kindes Leib und Seele zu retten! Welch eine Aufgabe, nicht allein auf die Zeit des ganzen Erdenlebens, sondern über die Grenzen des Todes und Grabes hinaus, die Sorge für eine Seele auf sich zu nehmen, verantwortlich zu sein für jedes Wort, für jedes Werk, mit welchen man als ein Beispiel und Vorbild vor das Kind tritt! Wie qualvoll muß es nicht werden, sich für dies oder jenes Erziehungsmittel zu entscheiden! Ja, ja, jetzt fühle ich's erst — ein Schulmeister ist noch kein Erzieher; es ist viel leichter, hundert Kinder lesen, schreiben und rechnen zu lehren und sie im Christenthume zu unterrichten, als ein einziges Kind früh und spät zu bewachen, zu beschützen, und für das Wachsthum seiner Seele, für das rechte, gedeihliche Aufblühen des innern Menschen zu sorgen! Ach, was mag Alles auf einem treuen Vaterherzen ruhen und oft gar schwer drücken! Nun, ich müßte ja auch verzagen, wollte ich das Alles aus mir selber thun; weiß ich doch, wo Licht und Kraft zu holen ist, und Er selber, der einst als Kind zunahm an Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen, unser lieber Herr und Heiland, wird mich durch Seinen heiligen Geist berufen, sammeln, erleuchten und im rechten Glauben und Vertrauen erhalten.

31. October.

Es ist nun geschehen! Ich habe vor Gericht erklärt, daß ich den kleinen Jakob als meinen Sohn auf- und annehme, und er wird nun also Jakob Gruber heißen. Wußte ich doch ohnedies nicht, wie sein Vater und seine Mutter hießen, weil

ich ganz und gar vergessen hatte, darnach zu fragen, und Jakob selber wußte noch weniger als ich. Es ist nun schon heute der fünfte Tag, daß der Krauskopf mein Sohn ist, — und seine Mutter hat noch nicht nach ihm gefragt, und sich überhaupt in unserem Orte noch nicht wieder sehen lassen. Ich weiß nicht, soll ich mich darüber freuen oder betrüben, daß auch Jakob noch nicht ein einziges Mal nach seiner Mutter oder seinen Geschwistern gefragt hat; lieb ist mir's, denn wenn der Junge etwa klagte und weinte, ich wüßte wahrlich nicht, wie ich ihn trösten sollte. Ich schäme mich sogar oft vor mir selber, wenn ich plötzlich den Vater spiele und denke, der Jakob müsse mir's sogleich anmerken, daß ich so gar ungeschickt verfahre. Lieb ist mir's aber auch nicht; denn wo in eines Kindes Herzen das Andenken an Mutter und Geschwister so schnell verwischt werden kann, da muß doch wenig Liebe und Sorge vorhanden gewesen sein. Nun, wenn Gott Gnade giebt, soll Jakob einst mich nicht so schnell vergessen.

4. November.

Ich habe mich in den Anlagen meines Söhnleins doch nicht getäuscht! Jakob ist der aufmerksamste Schüler, den ich je gehabt habe. Er sitzt mir zur Seite und liest ein jedes Wort von den Lippen, ich habe ordentlich Mühe, ihn zu bewegen, sich auch zuweilen mit Spielen und Herumlaufen seine leibliche Gesundheit zu erhalten und zu stärken. Den tiefsten Eindruck macht es auf ihn, wenn ich ihm von Gott und seinen Werken erzähle. Das arme Kind hat bisher schlimmer als ein Heide gelebt, und von Gott auch gar nichts gewußt. Als ich ihm heute sagte, daß der liebe Gott im Himmel der Vater und Ernährer aller Menschen sei, wurde sein Auge groß und weit; es mochte die unermeßliche Größe und Allmacht Gottes seine Seele mit dem ersten Verständnisse berühren. Es schien mir, als hätte er den ersten Blick in

die große, heilige Tiefe der Gottheit gethan. Dann sagte ich ihm auch, daß Jesus Christus unser bester Freund im Himmel sei, und wie derselbe, als er auf Erden gelebt, die Kinder ganz besonders lieb gehabt, und sie zu sich gerufen und gesegnet habe. Da fragte mich Jakob, was das heiße: segnen. Ich sagte ihm, das heiße: Jemanden von ganzem Herzen alles Gute wünschen, und alles Gute thun und für ihn treulich und täglich besorgt sein, daß es ihm recht wohl gehe. Da sah er mich mit seinen freundlichen Augen an und sagte: „Da segnest Du mich wohl auch, lieber Vater?“ Da traten mir albernem Menschen die Thränen in die Augen; ich wollte ihm wohl viel darauf antworten und besonders sagen, daß Das, was ich an ihm thäte, nichts, gar nichts sei gegen Das, was der liebe Vater im Himmel ihm und Allen thue, und daß ich selber von der großen Schuld, welche ich täglich bei Gott mache, nicht den tausendsten Theil an Andere wieder abtrage, — aber ich war so weich geworden, daß ich nichts sagen konnte, als: „ja, mein Sohn, Gott weiß es, daß ich Dich segne!“ — und nichts Anders thun konnte, als ihn an mein Herz drücken! Ach, wie selig muß der liebe Vater im Himmel sein, der alle Menschen als seine Kinder an seinem Herzen trägt, wenn die Sorge und Liebe um ein einziges Kind schon so selig macht! —

26. November.

Es ist heute ein Monat, daß Jakob bei mir ist. Wenn ihn seine Mutter heute wieder sähe, sie würde ihn kaum wieder erkennen, so sehr ist der Knabe umgewandelt. Und Gott sei ewig Dank, daß ich sagen kann — zu seinem Besten! Mir war bange, in Jakobs Seele den Hang zur Lüge, oder wohl gar zu kleinen Betrügereien zu finden. Denn leider sind Lug und Trug die gewöhnlichen Sünden der Bettelkinder. Aber Gottes heiliger Geist muß das liebe Kind unter

seiner besondern Obhut gehalten haben. Nicht eine Spur von dieser Sünde habe ich bis jetzt in dem Knaben aufgefunden. Er scheint die Unwahrheit gar nicht zu kennen, und nunmehr begreife ich's auch, warum die Mutter ihn nicht dazu bewegen konnte, auf seine eigene Gefahr und Rechnung in die Welt hinauszugehen und zu betteln. Es war wohl weniger die Furcht und Angst und Scheu vor Menschen, die ihn davon abhielten, als vielmehr die Kraft aus der Höhe, welche ihn vor der Gefahr, in Sünde und Verbrechen zu fallen, schützte. Ach wie armselig ist doch des Menschen ganze Kraft und treueste Sorge, wenn Gott selbst nicht sorgt und wacht. Ja ja, wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachen die Wächter umsonst! —

9. December.

Wenn das so fortgeht, so wird der Schüler bald über seinen Meister sein! Jakob fängt schon an zu lesen und zu schreiben und fast auf alle Fragen, die ich an die Kinder richte, giebt er die erste Antwort. Mir ist's machmal, als müßte ich mich vor dem kleinen Krauskopfe mehr als vor allen Andern zusammen nehmen, als wäre er im Stande, mich sogleich zu corrigiren, wenn ich einen Fehler mache. Die Geschichte ist sein wahres Leben. Wenn ich ihm aus der Bibel oder sonst woher Etwas erzähle, so wird seine ganze Seele wie Feuer und Flamme; sein Athem wird kurz, seine Blicke gehen blitzschnell hin und her; oft verläßt er seinen Sitz, kommt auf mich zu, hält mich am Arme fest und sieht mir mit der gespanntesten Ungeduld in die Augen. Wie freut mich aber dann sein unverdorbenes, sittliches Gefühl! Erzählt die Geschichte eine böse, gottlose Handlung, so drücken sich Abscheu, Aerger, Verachtung in seinen Zügen aus; ja diesen Morgen als ich ihm den Brudermord Kains erzählte, ballten

sich vor Ingrimm über die schandbare That seine kleinen Hände! Und dagegen ist er doch auch wieder so weich, daß nicht viel dazu gehört, seine Augen mit Thränen zu füllen. Züge von Großmuth, von dankbarer Liebe, von herzlichem Gebete zu Gott in großer Angst und Gefahr rühren ihn ganz besonders; und wenn dann in seine lieben freundlichen Augen die hellen Thränenperlen treten und sich die herzinnigste Wehmuth über sein ganzes Angesicht ausbreitet, kommt mir der Knabe immer wie ein kleiner Engel vor, der sich über die Leiden der Menschheit betrübt. Ach, erst jetzt verstehe ich's, wie groß und schwer Vatersorge auf dem Herzen liegt, und wie viel in die Hand der Eltern und Erzieher gegeben ist. Wie leicht wäre es, ein so schnell erregbares Gemüth mit einer falschen Gluth zu erfüllen, die einst nur zerstörte und nicht aufbaute! Wie leicht wiederum, dieses Kindes Herz und Seele nur einseitig zu entwickeln, und den Knaben entweder zu einem leidenschaftlichen, wuthentbrannten Kämpfer und Streiter zu erziehen, der einst unter zehn Großthaten, die er für Wahrheit und Recht zu thun meinte, neun zählte, die nicht recht vor Gott sind, oder in seine Seele so viel Trauer und Wehmuth zu legen, daß er einst zu einem ernstlichen Kampfe mit der Welt, Feindschaft und Ungerechtigkeit und zur männlich-christlichen Ertragung der Leiden und Schicksale dieser Zeit ganz unfähig wird. Käme dazu nun noch eine blinde Liebe, welche nicht allein des Knaben Wünsche unbedingt erfüllte, sondern neue unbekannte Wünsche noch rege macht, nur um des Kindes Leben angenehm zu machen, so wäre in des Knaben Seele die Saat leiblichen und geistigen Verderbens ausgestreut! Ach mein Gott und Herr, wenn ich das Alles so recht überlege, welche Verantwortung ich einst vor Gott haben werde, so möchte ich mich bitter tadeln, daß ich so vorschnell solche Lasten auf mich genommen habe. Ich wäre untröstlich, wenn nicht die Ueberzeugung, daß es Dein

heiliger Wille war, mein Gott, mir dies arme verlassene Kind an's Herz zu legen, mich in der zuversichtlichen Hoffnung stärkte, Du werdest mir erleuchtete Augen des Verständnisses geben, damit ich immer mehr erkenne, was zu des Knaben Frieden dient. Wehe den Eltern, die ohne Gottes Beistand ihre Kinder aufziehen wollen! Nur welche Seele in der Furcht und Vermahnung zum Herrn aufwächst, die wird wohl gedeihen! —

26. December.

Ich bin mit dem Kinde ein Kind geworden, nun wer mag mich darum schelten! Es war zwar ein tolles Ding, daß ich gestern Abends noch so spät in den Wald hinaus ging und bis über die Kniee im Schnee watete und mehr als einmal in Gefahr kam, in tiefe Schneegruben zu versinken, aber ich mußte doch dem kleinen Hexenmeister Jakob, der mich um so mehr zwingt, ihm Alles zu geben, was ich nur vermag, je weniger er von mir verlangt, ein frisches Christbäumchen holen. Und als er schlief, habe ich dann die Lichter aufgesteckt und allerhand kleine Sächelchen daran gehängt, deren Auswahl zu meiner Freude die alte Wagnern besorgt hat; denn hätte ich das müssen allein besorgen, ich wäre sicherlich auf die albernsten, nichtsnutzigsten Dinge gefallen. Und diesen Morgen, als es den Christmorgen läutete, weckte ich den kleinen Schläfer auf, und führte ihn in's warme Stübchen; und als er die vielen brennenden Lichter sah, wurde er wie verzaubert. Das hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen! Und wonach griff der Junge zuerst? Alle Spielsachen und Kleidungsstücke ließ er unbeachtet und langte nach einem kleinen Büchlein, das einige, nicht eben hübsche Bilder enthält, und die Geburt Jesu Christi erzählt. Und nun hatte ich freilich eine volle Stunde lang nichts Anders zu thun, als von den Hirten auf dem Felde und den himmlischen Heerschaaren und den drei Königen aus dem Morgenlande zu erzählen. Nenne

mir Einer des Kindes Herz, welches von solchen Erzählungen nicht wahrhaft beseligt würde! Ich habe in meinem Schulmeisterleben doch schon an tausend Kinder unterrichtet; aber ich wüßte nicht eines, das von der Geschichte und Geburt unseres Heilandes nicht herzlich und gerührt worden wäre. Liegt nicht in diesem Zauber, welchen des Heilandes Menschwerdung schon über das kindliche Gemüth ausbreitet, eine noch unbewußte Vorempfindung des wahren, ewigen Heils, dessen die Seele einst theilhaftig werden soll? Liegt dies nicht auch in den Worten Davids: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du, Gott, eine Macht zugerichtet!“ Und deuten darauf nicht auch die Worte des Herrn selbst: „Ich preise Dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß Du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbart!“ Und gebietet nicht der Herr: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes!“ — Wie schwer fällt uns das Wort auf die Seele: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in's Himmelreich kommen!“ — Ach, Du mein Herr und Gott, laß auch mich ein solches Kind werden! —

4. April 1783.

Wenn ich jetzt wollte meinen kleinen Jacob zu Willen leben, so käme ich von früh bis Abends nicht in's Haus zurück. Der Knabe will nichts als auf den Feldern und Wiesen mit mir spazieren gehen und bergauf bergab klettern. Und das Alles, um die Blumen zu sehen, die der junge Frühling schon überall hervorsprießen läßt. Seitdem ich ihm eine einzige Pflanze mit Namen genannt und ihre Lebensgeschichte erzählt habe, bleibt er vor jeder neuen Blume stehen, die er auffindet, und will wissen, wie sie heißt, und zu was sie nütze ist und was sie sonst für Eigenthümlichkeiten hat. Der Junge setzt mich ordentlich in Verlegenheit und ich muß jetzt

förmlich Botanik studiren, nur um die Wißbegierde des kleinen Naturforschers zu stillen. Kommen wir auf einem Hügel an, so setzt er sich hin und schaut links und rechts, und will alle Dörfer wissen, die man sehen kann, und fragt nach dem Ursprunge und dem Laufe jedes Bächleins. Und ist es zur Abendzeit, wo die Sonne untergeht, da ist er nun gar nicht in's Haus zurückzubringen, bis das letzte Abendroth erloschen ist. Fragte mich doch der Junge gestern, wie es käme, daß des Nachts auch der ganze Himmel über uns dunkel sei; denn, meinte er daß es auf Erden finster sei, das könne er begreifen, weil die Sonne von der Erde verdeckt werde, aber da die Erde so klein und die Sonne so viele, viele tausendmal größer sei, als die Erde, so müsse doch das Licht der Sonne in den ganzen Himmel hinausleuchten, und wir müßten des Nachts doch wenigstens einen von der Sonne erleuchteten Himmel über uns sehen. Was sollte ich nun darauf antworten? — Nichts, denn ich wußte selber nichts, und ich schämte mich wie ein Kind. Denn wenn ich's ernstlich betrachte, hat Jakob gar nicht so dumm gefragt! Nun, ihr Gelehrten, helft mir aus der Verlegenheit! Ihr seid also noch nicht so weise und klug geworden, daß nicht ein Kind auch eine Frage vorlegen könnte, worauf ihr die Antwort schuldig bleiben müßt. Wenn ich da nur an manche Menschen denke, welche die Offenbarung Gottes so gering achten, daß sie meinen, sie könnten Alles aus sich selber finden, da wird mir's wahrhaft wehmüthig zu Herzen, wie sehr der Mensch vor Gott hoffärtig werden kann. „Ihr Heuchler," spricht ja auch der Herr: „Des Himmels Gestalt könnt ihr beurtheilen, könnt ihr nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?" —

7. Mai.

Mein kleiner Jakob kann nun fertig lesen und auch schon recht hübsch schreiben. Dem Knaben wird Alles leicht, nicht

nur weil er überaus gute Anlagen dazu hat, sondern auch weil seine Lust und Liebe zum Lernen in Wahrheit unermüdlich ist. Er hat außerdem schon die gewöhlichen Rechnungsarten begriffen und ich bin entschlossen, ihn in den höheren mathematischen Kenntnissen zu unterrichten. Ich kann ihn sogar schon als meinen Gehülfen brauchen. Er weiß den Kleinen das ABC so trefflich beizubringen, daß sie sich von ihm lieber auffagen lassen, als von mir. Aber was das Erfreulichste dabei ist — Jakob hilft mir sogar die Kinder mit erziehen. Er läßt keine Lüge und kein Unrecht durch; er übt selbst auf größere Knaben und Mädchen eine solche geistige Uebermacht aus, daß sie sich vor ihm fürchten und in seiner Gegenwart sich keine Ungezogenheit erlauben. Ja noch mehr — Jakob ist dabei nichts weniger als ein Angeber und Verräther, der sich etwa eine Freude daraus macht, Andere zu verklagen und zur Strafe zu ziehen; nur dann, wenn ich ihn auffordere, mir über irgend einen Vorfall die Wahrheit zu berichten, thut er's, und wahrlich nicht mit Schadenfreude, sondern sichtbar mit betrübter Seele. Ich habe mich oft schon gefragt, wie es möglich war, daß sich eine Kindesseele so rein und unverdorben erhalten konnte. Wenn ich bedenke, wie Jakob doch wohl eigentlich ohne alle bessere Pflege und Wartung aufgewachsen, und vielleicht schon von seinem ersten Lebensjahre an mit der Mutter bettelnd herum gezogen ist, wie er aus seiner Mutter Mund auch wohl leider nicht ein Wort herzinniger Liebe oder gläubigen Gebets zu Gott gehört hat, wie er dagegen wohl allzuoft Zeuge gewesen sein mag von rohen Ausbrüchen hartherziger, mitleidloser Menschen, so muß ich es für ein wahres Wunder halten, daß seine Seele nicht von dem Gifte der Sittenlosigkeit und den schreckbaren Auswüchsen der Verwilderung angesteckt worden ist. Jakobs Kindheitsleben macht mir alle meine Erfahrungen zu Schanden. Ich hatte bisher immer geglaubt, daß alles sitt-

liche Elend seinen ersten und hauptsächlichsten Grund in einer schlechten, gewissenlosen Erziehung, in dem bösen Beispiele gottvergessener Eltern habe, aber dies trifft ja eben bei Jakob nicht ein. Entweder muß des Knaben Mutter besser sein, als sie mir erschienen ist, oder Gottes Engel haben aus ganz besonderer göttlicher Gnade ihre Flügel über des Kindes Leib, Seele und Leben breiten müssen. Ist das aber der Fall, warum stehen nicht alle Kinder gewissenloser Eltern unter solchem besondern Engelsschutze? Wie viele andere Kinder, in gleich armseligen Verhältnissen, wie Jakob, sind schon in zartem Alter vollendete Lügner und Betrüger? Sollte Gott wirklich seine Auserwählten unter den Menschen auch in dem Sinne haben, daß er sie, auch ohne ihre Bitte und Gebet, ohne Erkenntniß, ohne Reue und Buße vor dem Abgrund des leiblichen und geistigen Elendes bewahret? Ach, wer hilft mir aus diesen Zweifeln und Bedenken! Es kann ja Alles nur ein Weg der Liebe und Gnade sein, auf welchem der himmlische Vater alle seine Kinder führt. Doch halt! Wer bürgt mir denn dafür, daß die böse Saat, welche in des Knaben Seele durch Jahre hindurch ausgestreut worden ist, doch nicht Grund und Boden gewonnen habe, und nur jetzt durch den Reiz der Neuheit zurückgehalten wird, um zu einer spätern Zeit desto mächtiger und verderblicher hervorzubrechen! Doch nein, nein! Wenn in meines Jakobs Seele das Verbrechen schliefe, dann müßte ich ja an aller Herzenseinfalt verzweifeln! Ach, mein lieber Herr Gott, laß meine Hoffnung nicht zu Schanden werden. Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen! Sind nicht seine Wege lauter Weisheit und Liebe? Führt er nicht Alles herrlich hinaus?

26. October.

Heute ist es ein Jahr, daß Jakob in mein Haus und in mein Herz eingetreten ist, — und noch hat seine Mutter

nicht nach ihm gefragt. Ich habe mehrere Male in jener Gegend, die sie mir als ihre Heimath bezeichnete, Nachforschungen anstellen lassen — aber Alles vergebens. Nicht eine Spur ist von dem unglücklichen Weibe wieder aufzufinden gewesen. Ist es möglich, daß ein Mutterherz so ganz und gar ersterben kann? Und wenn sie nicht selber kommen konnte, mußte sie denn nicht wenigstens einen Boten schicken, der sich nach ihrem Kinde erkundigte? Es ist nicht anders möglich, als daß die unglückselige Mutter nicht mehr am Leben ist; Kummer und Elend haben sie aufgerieben, und sie ist vielleicht wohl gar unbußfertigen Herzens mitten in ihren Sünden vom Herrn abgerufen worden. Jetzt erst fällt mir's schwer auf's Herz, daß ich nicht alle drei Kinder ihr abnahm. Ich weiß es, es war meine Pflicht, diese Kinder zu retten, — ich weiß es, Gott hat das Weib zu mir gesandt, um wenigstens die unschuldigen Würmlein dem Verderben zu entreißen. Und warum that ich's nicht? Wenn auch allerdings meine Mittel und sonstigen Verhältnisse mir selber nicht erlaubt hätten, alle drei Kinder aufzunehmen, wäre es nicht möglich gewesen, die zwei übrigen anderwärts unterzubringen? Sollte es in ganz Alberswied nicht noch zwei Seelen gegeben haben, die, gleich mir, sich der armen und verlassenen Kleinen angenommen hätten! Ach, wohin ich auch sehe — entdecke ich meine große Schuld. Aber Gott ist mein Zeuge, es ist mir dies heute vor einem Jahre nicht in den Sinn gekommen! Der kleine Jakob hatte mir's mit einem Male so sehr angethan, mich dermaßen verblendet und eingenommen, daß ich nur an ihn dachte. Laß mir, o Gott, in meiner Seelenbedrängniß wenigstens den Trost, daß Du die Kindlein andern mitleidigen Seelen wirst zugeführt haben, Deine Wege sind ja wunderbar!

Anmerkung des Herausgebers. Obgleich der Schulmeister Gruber nicht unterließ, von Zeit zu Zeit theils Erfahrungen seines eigenen

innern Menschen, theils die bedeutsamsten Fortschritte in der leiblichen und geistigen Entwickelung seines Adoptivsohnes in sein Tagebuch niederzuschreiben, so können wir doch hier mehrere Jahre übergehen, und uns lieber zu solchen Ereignissen wenden, welche für den Zweck unserer Geschichte weit wirksamer sein dürften. Im Allgemeinen nur die Mittheilung, daß Jakob fortfuhr, zu wachsen und zuzunehmen, nicht allein an Alter und Jahren, sondern auch an Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Jakob hatte freilich den Vortheil vor allen andern Schülern, daß er nicht nur die allgemeine Lehrstunde mit ihnen theilte, sondern auch außer der Schulzeit in stetem Umgange mit seinem Lehrer und Pflegevater allerlei nützliche Kenntnisse sammelte, und auf diese Weise bis zur Zeit seiner Confirmation so reich an menschlicher und göttlicher Weisheit ausgestattet war, wie es nur selten der Fall sein mag. Da war es denn allerdings kein Wunder, daß der ehemalige arme Bettelknabe bald der Gegenstand theils der Nacheifrung, theils des Neides für viele Kinder reicher und vornehmer Eltern wurde; aber fast ein Wunder war es zu nennen, daß Jakob durch diese Anerkennung seiner Vorzüge auch nicht im Geringsten in seiner Demuth und Bescheidenheit wankend wurde. Ja, je älter er wurde und je mehr er seine ehemaligen traurigen und armseligen Lebensverhältnisse zu würdigen wußte, desto demüthiger wurde er. Er mochte es fühlen, wie Großes die Gnade Gottes an ihm gethan habe; und alle Seelen, die dies von Herzen fühlen, sind auch von Herzen demüthig. Und nur das Eine sei noch bemerkt, daß von Jakobs Mutter sich auch nicht die geringste Spur gezeigt hatte; sie war und blieb mit ihren übrigen Kindern verschollen.

Und nunmehr möge der alte Schulmeister wieder selber erzählen.

16. Februar 1789.

Was soll ich thun! Da ist heute der Herr Pfarrer bei mir gewesen, und hat mir gesagt, daß die gnädige Herrschaft in Bodelingen einen Bedienten suche, daß er meinen Jakob dazu empfohlen habe, und daß die Herrschaft mit Freuden willig sei, ihn in ihre Dienste zu nehmen. Ja, das will ich glauben! Es giebt nicht viel solche Jakobe in der Welt. Aber was soll nun aus mir und meinen Hoffnungen werden? Habe ich nur deshalb so viel Zeit und Mühe an den Knaben verwendet, damit er als ein Bedienter sein tägliches Brot verdiene? Was sollen ihm nun seine schönen Kenntnisse in

der Mathematik, in der Physik, in der Naturgeschichte und sonst noch in vielen andern Fächern? Mir thut das Herz weh, denke ich mir die tägliche Wirksamkeit Jakobs als ein Bedientenleben, dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau und den gnädigen Junkern und den gnädigen Fräuleins aufzuwarten von Früh bis Abends, bei Tische hinterm Stuhle zu stehen, oder die Teller zu wechseln, auf den Spazierwegen wie ein folgsames Hündchen hintendrein zu gehen und Strickbeutel, Tücher und Regenschirme zu tragen! Nein, und das sollte Einer thun, der im Schreiben, Lesen und Rechnen seines Gleichen sucht, der vor Jahren schon den pythagoräischen Lehrsatz wie ein kleines Rechenexempel zu expliciren wußte, der die Lebensgeschichte jeder Pflanze kennt, welche in unserer Umgegend wächst, der ein zehnmal besserer Schulmeister sein würde, als ich selber, und der obendrein noch Bibel und Gesangbuch nicht allein in der Memorie, sondern auch im treuen Herzen trägt und ein rechter Israelite ist, in dem ich wenigstens kein Falsch entdecken kann! Ich weiß nicht, was der Herr Pfarrer für Gedanken gehabt haben muß – mein Jakob ein Bedienter! Nein, wahrlich das geht nicht. Gott ist mein Zeuge, daß ich gern Jedermanns Knecht bin, und Hoffart nicht in meine Seele kommt; ein armer Schulmeister ist ohnedies Jedermanns Knecht, weil's die Leute fast um Gotteswillen und aus Mitleid thun, wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken, und wöchentlich die wenigen Pfennige Schulgeld bezahlen. Es ist freilich eine Schande, daß der Unterricht in Gottes Wort nur als so eine Art entbehrliches Nebending betrachtet wird, und ich kenne Leute, die den Schulmeister für eine völlig unnütze Person halten würden, wenn er nicht auch Schreiben, Lesen und Rechnen lehrte, — drei Dinge, mit welchen sich allerdings etwas Geld verdienen läßt, oder mit dem man, wie sie es nennen, besser fortkommt in der Welt. Ein wenig Religion mag so nebenbei mit in

Kauf gehen! — Gott verzeihe mir altem Manne meine Sünde, daß ich solche Dinge niederschreibe, aber ist es denn anders? Ich sagte also, daß ein Schulmeister, der auf seine Arbeit stolz sein wollte, sich gar possierlich ausnehmen müßte — und daß ich in meinem ganzen Leben, Gott sei innig Dank, mit dem Hoffartsteufel wenig oder gar keine Kämpfe zu bestehen gehabt habe. Aber trotzdem, daß mein Sohn, mein Jakob, — wenn auch nicht mein Fleisch und Blut, doch meines Herzens Theil und Freude, — daß der liebe Jakob nichts weiter als ein Bedienter werden soll, — nein, Herr Pfarrer und gnädige Herrschaft von Bodelingen, das will doch nicht gehen.

Ja, ja, der Bursche gefällt euch! Er ist erst im funfzehnten Jahre, aber groß und stark und kräftig, wie David, als er gegen den Philister stritt, — und ein hübscher Junge ist er auch mit seinem Lockenkopfe, seinen milden blauen Augen, und ein gutes Herz hat er auch, — er wird sich keiner Arbeit schämen, und wird Alles thun, was ihr nur wollt, und wird sich auch Alles gefallen lassen, und nicht wieder schelten, wenn er gescholten wird; er wird auch nicht ein Körnlein Salz nehmen, er hätte denn Erlaubniß dazu, — ja, ja, meine gnädigen Herrschaften, — und wenn ihr einmal Langeweile habt, so könnt ihr den Jakob auch kommen lassen, und er kann euch Viel erzählen, was ihr vielleicht noch nicht wißt, und kann euch zugleich schöne Bücher vorlesen, und euern Briefsteller machen und die Rechnung führen! Ja, ja, das wäre so ein Fang, nicht wahr, ihr gnädigen Herrschaften? Und der alte Gruber, der bald auf der Grube gehen wird, säße dann wieder allein in seinem Stübchen und ließe sich von der alten Wagner, die ohnedies täglich sprachseliger wird, Tag für Tag erzählen, wie sie einst eines gewissen Bettelknaben Hemdlein und Riesenweste in dem Hofe tief vergraben hat, und wie der alte Gruber dabei stand und

nicht wußte, ob er weinen oder sich freuen sollte. Nein, daraus wird nichts! — — —

Pfui, Gruber, über dich! Was ist das für eine trotzige Sprache! Wenn es nun aber Gottes Wille wäre, daß es also kommen sollte, und du wolltest dich dem widersetzen; wäre das nicht eine Schande vor Gott und Menschen? Der Herr Pfarrer hat's gewiß nicht so ohne Weiteres gethan, und daß die Bodelinger Herrschaft gerade jetzt, wo sich Jakobs Zukunft entscheiden muß, einen Bedienten sucht und meinen Sohn haben will, das kommt gewiß auch nicht so von ungefähr. Nun denn, ich werde die Sache meinem lieben Herr Gott vorlegen, der mag in seiner Gnade und Weisheit entscheiden, und in Jakobs Seele seinen heiligen Willen niederlegen. Noch weiß Jakob nichts von allem dem, was geschehen ist. Morgen früh werde ich's ihm sagen, — dann mag er selber thun und wählen, was Gott ihm beschieden hat. Und mit diesem Troste will ich ruhig und geduldig mich auf mein Lager legen.

17. Februar, um Mitternacht.

Das Loos ist gefallen! Und wenn ich auch nicht mit David hinzusetzen kann: auf's Liebliche — sondern für heute und wohl eine lange Zeit hin: auf's Schmerzliche, — so will ich doch still sein in meinem Gott, und mich beugen unter seinen heiligen Willen. Jakob will Bedienter werden! Als ich ihn diesen Morgen zu mir rief, und ihm die Sache vorstellte, fürchtete ich einen Augenblick, er werde sich über ein solches Anerbieten beleidigt fühlen; aber es zeigte sich abermals, daß Jakob demüthiger war, als ich selber. Er sah mir mild und freundlich in's Auge und sprach: „Lieber Vater, wenn Du nichts dagegen hast, so nehme ich die Stelle an."

„Wie?" rief ich aus, „Du wolltest wirklich ein Bedienter werden?"

„O, gern!" antwortete er in aller Freundlichkeit. „Muß nicht der Bettelknabe Gott innigst dafür danken, daß Er ihm das Zutrauen fremder Menschen so ohne Weiteres erworben hat? Und warum sollte ich nicht gern und freudig Anderen dienen, da wir uns doch Alle untereinander dienen sollen, ein Jeder mit der Gabe, die er empfangen hat?"

„Aber Deine Kenntnisse?" rief ich aus, „Deine Bildung?"

„Es ist damit nicht so weit her, lieber Vater!" entgegnete er lächelnd. „Und wäre es auch, wie Du meinst, — können nicht auch einem Bedienten einige wenige Kenntnisse nützlich werden? Und was wäre ich denn geworden ohne Dich, mein theurer Vater! Hätte ich nicht zuletzt leiblich und geistig verkümmern müssen, wenn Du Dich nicht über mich erbarmt hättest? Ist es nicht für einen heimathlosen Bettelknaben eine gar große Ehre, wenn er als Bedienter in ein so vornehmes Haus treten darf. Die Armuth, und die Bettlerarmuth besonders, hat wenig Vertrauen bei den Menschen, — wie Großes widerfährt mir nun, wenn die gnädige Herrschaft in Bodelingen es nicht verschmäht, mich unter ihr Dach aufzunehmen, und mir doch wohl Dies oder Jenes anzuvertrauen? Und das Alles nur, weil Du, lieber Vater, es einst nicht verschmähtest, dem armen Bettelkinde die rettende Hand zu reichen!"

„Nicht ich," — das war meine einzige Antwort, die ich geben konnte; denn ich konnte vor Rührung Nichts weiter sagen. Du Gott und Vater im Himmel wirst es schon gehört und gnädig aufgenommen haben, wie mein ganzes Herz Dir die Ehre gab. Denn es ist ja Alles nur Dein Werk! Und so mag es denn sein, wie Gott es geordnet hat. Ich kenne nun freilich einen alten Schulmeister, der nun wieder sein altes Junggesellenleben wird anfangen müssen, und der, wenn er spazieren geht, wieder allein und einsam seine Straße

zieht. Es wird doch dem alten, armen Manne ein wenig zu Herzen gehen, und er hätte sich's wohl in seinem Leben nie eingebildet, daß ein Bettelknabe ihm solches Herzeleid bereiten könnte! Aber getrost, mein alter Gruber, solche Kinder, wie der Jakob ist, legen doppelt heilenden Balsam auf die Wunde. Liegt doch Bodelingen nicht aus der Welt, — Jakob kommt zuweilen herüber, ich zuweilen hinüber, nun, was hat's denn da für Noth! Und wenn wir uns dann wiedersehen, dann sind wir ja desto glücklicher! Also wieder einmal der Berg überstanden, — und eine liebliche Aussicht liegt an meinen Füßen. Wie lieblich mag erst die Aussicht in's himmlische Jerusalem sein, wenn wir den letzten Berg, worüber alle Sterbenden gehen, werden erstiegen haben!

20. April.

So wäre denn auch die häßliche Abschiedsstunde überstanden, vor welcher ich mich schon seit Wochen gefürchtet habe. Jakob ist diesen Morgen nach Bodelingen abgereist. Der gute Junge weinte wie ein Kind, und ich alter Schulmeister, der ich doch schon manche Kindesthräne kalt und ruhig habe fließen sehen, bin noch schlimmer als ein Kind gewesen. Sieben und ein halbes Jahr lang habe ich mit dem Knaben mein tägliches Brot getheilt, und Gott weiß es, wie gern! Von nun an habe ich doch zum Danke ein paar Festtage im Jahre mehr, die Festtage des Wiedersehens, die ich im Kalender roth und grün anstreichen werde; roth wegen der herzlichen Freude und der väterlichen Liebe, und grün wegen der Hoffnung, ihn noch recht oft wiederzusehen. Die alte Wagnern, welche sonst weder um Frage noch um Antwort verlegen ist, und immer noch etwas zu reden hat, wenn alle Welt schweigt, selbst die alte Wagnern ließ sich beim Abschiede die Worte abkaufen; und als Jakob die Wiesengasse hinaufging, guckten links und rechts

die Leute aus den Fenstern und sahen ihm nach und wünschten glückliche Reise und alles Wohlergehen. Der Junge hat es uns Allen angethan! Wenn es nur seine Herrschaft einsieht, was sie an ihm hat, und ihn fein ordentlich hält. Erführe ich nur das Geringste, womit sie dem Jungen ein Leid thäten, wahrlich ich führte ihn mit eigener Hand wieder zurück. Aber das werden sie nicht, — sie werden den Jakob schon warm halten; denn so einen Edelstein unter den Bedienten findet man nicht alle Tage!

Nun so sei Gott mit dir, mein gutes, liebes Kind! Er nehme dich in seinen heiligen Schutz, und führe dich durch seinen heiligen Geist auf ebener Bahn. Er erleuchte deine Seele immer mehr mit seinem Wort, und stärke dich in jeder Stunde der Versuchung, damit ich dich rein und unverdorben wieder an mein Herz drücken kann.

1. Mai.

Heute endlich habe ich den sehnlichst erwarteten Brief erhalten; zwar den zweiten schon, aber da mein Jakob im ersten nur seine glückliche Ankunft und freundliche Aufnahme mit wenig Worten anzeigte und mich auf den nächsten Brief vertröstete, kann ich erst jetzt sagen, daß ich weiß, was ich wissen will. Also es gehet ihm wohl — die Herrschaft ist ihm geneigt, sie fordert nicht zu viel von ihm und erspart ihm manche Dienste, die ihm eigentlich zukämen. Wenn er — so schreibt er — nach Alberswied dächte, und das thäte er außer Früh und Abends vor seinem Gebete noch etliche Male des Tages über, so wäre es ihm, als griffe dabei Jemand an sein Herz, und drücke es etwas Weniges zusammen, wobei zuweilen das Auge feucht würde; — nun, mein Junge, das geht mir ja nicht anders. Die Leute nennen Das Heimweh; das Wort passet bei Dir, aber bei mir ist es eine ganz andere Heimweh; ich möchte es lieber Jakobsweh nennen. Es ist nur noch gut, daß die Briefschreibekunst

erfunden ist, das ist doch eine kleine Entschädigung. Ich glaube auch wirklich, daß das Briefschreiben von einem Vater erfunden worden ist, der mit seinem Kinde auch in der Ferne hat reden wollen. Ja, ja, die Liebe, die Seelengemeinschaft hat das Briefschreiben erfunden. Ich hätte doch in meinem Leben nicht geglaubt, daß ich der wohllöblichen Postanstalt noch eine Lobrede halten würde.

25. Mai.

Das will mir nicht recht gefallen! Da schreibt mir heute Jakob, daß seine Herrschaft in den ersten Tagen des nächsten Monats auf ihre Güter am linken Rheinufer abreisen, und daß er sie natürlich begleiten werde. Der Herbst werde da wohl herankommen, ehe an eine Rückkehr gedacht werden würde. Da ist nun freilich meine Freude auf ein baldiges Wiedersehen in den Brunnen gefallen; denn zu einem Spaziergange an den Rhein wird es wohl schwerlich kommen. Dem Jakob gönne ich's wohl, daß er die Wunder Gottes auch in jener Gegend mit eigenen Augen schaue, zumal da alle Reisende von dort sich über die Herrlichkeit derselben nicht satt rühmen können; auch kommt im Ganzen, da wir einmal getrennt sind, wenig darauf an, ob zwanzig oder dreißig Meilen mehr oder weniger zwischen uns liegen. Aber ich weiß nicht, warum ich mich nicht recht darüber freuen kann. Es ist mir, als ginge Jakob in die neue Welt und käme nicht wieder. Gott möge gnädig alles Unheil von ihm abwenden, und mir die süße Hoffnung, mein liebes Kind noch einmal an mein Herz zu drücken ehe denn ich sterbe, nicht zu Schanden werden lassen.

20. October.

Das sind ja schreckliche Nachrichten, die aus Frankreich herüberkommen! Das empörte Volk hat die Bastille erobert und zerstört, und den König mit Gewalt von Versailles nach

Paris zurückgeführt. Ganz Frankreich soll in Aufruhr sein. Und Jakob ist dem Heerde des Verderbens so nahe! Ach, wenn er doch bald zurückkäme!

26. October 1790.

Heute vor acht Jahren trat Jakob in mein Haus und machte mich zu einem glücklichen Vater; heute bin ich ein alter, verlassener Mann. Es ist fast ein Jahr, daß ich nichts mehr von ihm weiß. Seine Herrschaft ist ohne ihn zurückgekommen, und weiß weiter nichts von ihm, als daß er eines Tages spurlos verschwunden ist! Ich weiß es, daß er todt ist; denn daß er mich so ganz und gar vergessen und nicht mit einer Zeile eine Nachricht von sich geben könnte, das ist bei ihm unmöglich. Mein Sohn ist todt, — die Menschenschlachterei in Frankreich hat auch ihn zu ihren Opfern ausgesucht. Mein Herr Gott, ich will nicht jammern und klagen. Wer weiß, wie nahe mein Ende ist, und der Herr wird mir gnädig sein und uns Beide dort im Schauen bei ihm wieder zusammenführen, da wir doch hier im Glauben in Ihm Eins gewesen sind. Herr, gehe mit Deinem Knechte nicht in's Gericht!

Anmerkung des Herausgebers. Wir können abermals in dem Tagebuche unseres Schulmeisters mehrere Jahre überschlagen, — allerdings ein großer Zeitraum in dem irdischen Dasein eines Mannes, der das siebzigste Lebensjahr überschritten hat, und der, dem Grabe nahe, auf Jahre hinaus nicht mehr rechnen kann. Die Zeit, in welcher die für unsere Geschichte wichtigen Vorfälle sich ereigneten, fällt in das vierte und fünfte Jahr dieses Jahrhunderts, also in das zwei- und dreiundsiebenzigste Lebensjahr des alten Gruber, und es schließen sich zugleich mit den Notizen über diese Vorfälle, die Aufzeichnungen in seinem Tagebuche.

Zum Verständnisse des Ganzen und zugleich zur Ergänzung der geschichtlichen Entwickelung unserer Erzählung sind aber folgende Angaben nöthig. Im Herbste des Jahres 1789 hatte Jakob das letzte Mal von sich Nachricht gegeben, und zwar mit der für Vater und Sohn so erquicklichen Vertröstung, in wenig Wochen mit seiner Herrschaft nach Bodelingen zurückzukehren. Wir haben aber gesehen, daß diese Hoffnung

getäuscht wurde. Alles was die Herrschaft selbst später über dieses spurlose Verschwinden des treuen und werthgehaltenen Dieners mitzutheilen vermochte, war dies: Jakob erhielt von seiner Herrschaft eines Morgens den Auftrag, zu der etwa zwei kleine Stunden entfernt lebenden Familie eines dem Hause befreundeten Grafen zu gehen, und dieselbe durch Ueberreichung eines Briefes zur Theilnahme an einem Familienfeste einzuladen. Bis Mittag konnte Jakob recht gut zurück sein; er kam aber nicht, und bis Abends und den folgenden Tag nicht, und überhaupt gar nicht wieder. Die um seinetwillen geängstigte Herrschaft ließ auf alle Weise Erkundigungen einziehen, ohne den geringsten Erfolg. Jakob war gar nicht bis zu dem Orte seiner Bestimmung gelangt, der Brief also gar nicht übergeben worden. Bis zum nächsten, eine starke Stunde entfernten Dörfchen hatte man Jakobs Spur verfolgt; dann aber wußte Niemand mehr Etwas von ihm. So unmöglich es nun schien, daß ein so treuer und gottesfürchtiger Diener wie Jakob, irgend einem bösen Gedanken zum Opfer gefallen sein konnte, und so schnell auch seine Herrschaft daran ging, eine nähere Untersuchung darauf einzuleiten, so brachte doch auch dies nicht einen Strahl Licht in die Finsterniß. Es konnte auch nicht Eine Seele gegen Jakob etwas Nachtheiliges erzählen; selbst nicht ein Verdacht war aufzubringen, und da selbst ein auf Jakobs Entdeckung ausgesetzter Preis ohne alle Wirkung blieb, sah man sich zu der Annahme genöthigt, daß dem armen Diener irgend ein Unglück begegnet sei. Denn selbst die Annahme, daß Jakob, seiner Dinstverhältnisse überdrüssig, und zu gutmüthig um dies einzugestehen und seinen Abschied zu verlangen, durch die Flucht sich am schnellsten befreit und die drückenden Bande gelöst hätte, entbehrte um deswillen alles Stützpunktes, als er noch niemals auch nicht mit dem leisesten Wort seine Unzufriedenheit ausgesprochen hatte; vielmehr zeugten seine Briefe an seinen Pflegevater von der herzinnigen Zufriedenheit mit seinem Loose. Auch war es geradezu unmöglich, daß ein Kind und Schüler wie Jakob alle Dankbarkeit gegen seinen Vater und Lehrer so ganz und gar vergessen konnte, daß er selbst gegen diesen nicht wenigstens seinen Aufenthaltsort verrathen hätte.

Dieser eine, in Jakobs Character höchst wichtige und entscheidende Umstand reichte denn auch für den armen, alten Schulmeister zu der sichern Annahme hin, daß sein theurer Sohn todt sei. Wir brauchen nicht besonders zu erwähnen, daß dieses Schicksal auf den alten Gruber sehr niederdrückend wirkte. In den wenigen Notizen, die er im Verlauf von vierzehn Jahren über sein Leben niederschrieb, sprach sich aus Allem die tiefste Trauer seiner Seele aus. Kein Vater kann über sein leibliches

Kind größeren und anhaltenderen Schmerz empfinden, als hier ein Pflegevater über seinen Pflegesohn. Besonders drückend für ihn war es, wenn er das muthmaßliche traurige Schicksal Jakobs vom religiösen Standpunkte aus betrachtete.

Gruber durfte sich sagen, daß er den Bettelknaben vom geistigen und leiblichen Elende gerettet habe. Denn wenn er auch, wie sich von einem wahren und rechten Christen von selbst versteht, Gott dem Herrn allein die Ehre gab, so war doch soviel sicher, daß er das Werkzeug in Gottes Hand gewesen war, und daß es unzweifelhaft als Gottes Rathschluß und Wille angesehen werden mußte, daß der arme Bettelknabe dem drohenden zeitlichen und ewigen Verderben entrissen werden sollte. Und da nun Jakob so gedeihliche Fortschritte machte, und in Wahrheit zunahm an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, so hatte Gruber in diesem Wachsthum und Gedeihen seines Pflegekindes die Bürgschaft erkannt, daß Gott diesen armen Knaben zu einer besonderen Arbeit auf Erden berufen habe. War es nun aber wahr, daß Jakob in einem Alter von funfzehn Jahren, wo doch die wahre Wirksamkeit für den Herrn und sein Reich, sei es in dieser oder jener Weise, noch gar nicht einmal hatte beginnen können, bereits dem Tode verfallen, und vielleicht gar als Opfer schandbarer Ungerechtigkeit gefallen war, — wie ließe sich das mit Gottes Weisheit und Güte vereinen? Sollte Gott Etwas nur halb thun können? Oder lag nicht in dem Gedanken, daß Jakob, hätte er länger gelebt, auf böse Wege gerathen wäre, und Gott ihn deshalb aus Gnaden frühzeitig weggenommen habe, — lag nicht in diesen Gedanken für den alten Gruber noch weit Schmerzlicheres, da er als ein alter Schulmeister seine ganze Habe und sein Leben dazu, für Jakobs gottesfürchtiges und bis zum Tode getreues Herz hingegeben hätte? Wenn aber dies Alles nicht war, wenn Jakob wirklich noch lebte, warum schrieb er nicht? Warum gab er innerhalb vierzehn Jahren auch nicht mit einem Buchstaben von sich Nachricht? Wenn nun der alte, in seinem Glauben schwergeprüfte Gruber innerhalb dieser Zeit gestorben wäre, — — nun, dann hätte sich wohl dort bei dem Herrn desto schneller das Räthsel für ihn gelöst; aber es lag in Gottes Barmherzigkeit und Weisheit, dem alten treuen Knechte auch noch hier den Lohn seines guten Kampfes zu geben; freilich nicht, ohne vorher eine neue Prüfung über ihn zu bringen, die aber auch wieder ihren ganz besonderen Segen für ihn und — andere Leute haben sollte.

Doch hier möge der alte, liebe Mann das Wort selber wieder nehmen, und das um so mehr, als es das letzte Ereigniß ist, welches er in seinem Tagebuche, und wie es scheint, mit ganz besonderer Treue aufge-

zeichnet hat. Das letzte und seligste Ereigniß seines Lebens grub der Engel des Herrn nur in des frommen Dieners Herzen ein.

3. Juni 1804.

Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Wir armen, sündigen Menschen sitzen und sinnen und sorgen, und zählen und rechnen und bringen armseliges Stückwerk zusammen in siebenzigjähriger Arbeit, ein Stückwerk, das weder im Anfange, noch im Mittel, noch im Ende recht ist, das bei jeder Probe, die man damit macht, immer ärmlicher erscheint, bis es zuletzt gar Nichts werth ist, und höchstens eine neue Zugabe zu der alten Wahrheit: der Mensch denkt und Gott lenkt. Wenn auch, Gott sei Dank, nicht aller Menschen Treiben dabei auf eine Feindschaft gegen Gott den Herrn hinausläuft, und sehr Viele sind, die da wirklich wähnen, es recht gut und weise zu machen, so gilt doch für Alle Davids Wort: Der im Himmel sitz, lachet ihrer und spottet ihrer! Denn was der Mensch in ein und zwei und drei Menschenaltern nicht zusammenbringt, da spricht Gott und es geschieht, er gebeut und es steht da; und die Räthsel und Geheimnisse von tausend Jahren löset der Herr da Oben in einem Augenblick! — Wer in solcher Weise noch nicht erkannt hat, daß die Weisheit bei Menschen Thorheit ist bei Gott, der hat aus der goldenen Quelle des Evangeliums nur wenige Tröpflein noch getrunken. Dem Herrn, dem dreieinigen Gott sei Preis und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Ich stand heute, als die Hitze des Tages sich etwas zu mildern begann, und der aufgehende Mond einen lieblichen, erquickenden Abend verkündigte, vor meiner Thüre, unentschlüssig, wohin ich meinen einsamen Spazierweg richten sollte. Da sehe ich um die Ecke des Gottesackers herum eine weibliche Gestalt kommen. Es war das wandelnde Elend. Ein müder Leib, zusammengedrückt von des Alters und des Elends

Last, gehüllt in ärmliche Ueberreste von Kleidungsstücken, die der nackte Bettler nicht aufheben würde. Das Weib kommt langsam näher, und als sie mich sieht, beschleunigt sie ihren Schritt, freilich mit so schlechtem Erfolge, daß sie nicht weit von mir zusammenbricht. Ich eile hinzu und richte sie wieder auf; da sieht sie mich mit großen, tiefliegenden, grausenerregenden Augen an und spricht: „Ich frage Euch um Gotteswillen, seid Ihr der alte Schulmeister?“

„Ja, der bin ich!“ antwortete ich und konnte mich eines Schauers nicht erwehren.

„Habt Ihr,“ fuhr sie nun fort, „vor etwa zwanzig Jahren nicht einen Bettelknaben in Euer Haus aufgenommen?“

Jetzt wurde es in mir heller — aber es war schauerliches Licht, das meine Seele erleuchtete. „Ja,“ sagte ich, „ich habe den Knaben auf- und angenommen!“

„Und der Knabe hieß Jakob,“ fuhr die Frau eifrig fort und stierte mich fast mit wahnsinnigen Blicken an, — „und er hatte ein blondes Lockenhaar und schöne blaue Augen!“

„Und Ihr, armes, unglückliches Weib!“ rief ich schmerzlich aus, „Ihr seid . . . .“

„Gebt mir mein Kind wieder!“ unterbrach sie mich und umschlang krampfhaft meine Kniee. „Lieber, edler Herr, ich bitte Euch um Gottes Barmherzigkeit willen, gebt mir mein Kind wieder. Ich bin Jakobs Mutter, ich muß meinen Sohn wieder haben! Sagt mir, wo ist Jakob, der kleine hübsche Krauskopf, wo ist mein Kind?“

„Ich weiß es selbst nicht!“ antwortete ich, und doppeltes Leid wollte mir das Herz brechen, als ich sah, welchen Eindruck diese Nachricht auf die unglückliche Mutter machte.

„Ich kann's Euch nicht verdenken, Herr,“ fuhr sie nun im Tone schmerzlicher und reuiger Selbstanklage fort; „Jakob wird nun artig geputzt sein und in schönen Kleidern einhergehen, da meint Ihr, er passe nicht zu einem armen Bet-

telweibe. Auch weiß ich noch recht wohl, wie Ihr damals mich fragtet, ob es mir denn so leicht würde, meinen kleinen hübschen Jakob zu verschenken, und Ihr wollt mich nun jetzt dafür strafen. Ja, ich habe die Strafe verdient, aber habt Mitleid mit mir, laßt mich meinen Sohn an mein Herz drücken, gebt mir meinen Jakob wieder!"

„Gottes Gnade stärke Deine Seele, daß Du seinem heiligen Willen Dich unterwerfen magst!" entgegnete ich mit gebrochener Stimme. „Seit vierzehn Jahren weiß ich selbst nichts von Deinem Sohne. Ich fürchte, er ist todt!"

„Ihr treibt Euern Scherz mit einem verachteten Bettelweibe!" rief die Frau unter schauerlichem Lächeln aus.

„Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich wahr rede!" sagte ich.

Diese Worte schlugen wie ein tödlicher Blitz mit einem Male alles Leben in der Seele dieser unglücklichen Mutter nieder, die bisher unnatürlich gesteigerte Kraft erlosch plötzlich, — sie redete kein Wort mehr, lehnte sich an die Gottesackermauer an, faltete die magern, abgezehrten Hände und weinte. Was sollte ich thun? In diesem Weibe, das sah ich, fraß der Todtenwurm an Seele und Leib; es wäre die größte Grausamkeit gewesen, sie ohne Hülfe zu lassen. Lebte die alte Wagnern noch, so hätte ich das unglückliche Weib ohne Weiteres in mein Haus aufgenommen, um ihr einen Platz zum Sterben zu geben. So aber blieb mir nichts übrig, als sie in's Armenhaus bringen zu lassen. Daß sie ordentlich gepflegt und gewartet werde, dafür werde ich schon Sorge tragen. Zum Glück hat man ihr, auf meine Bitten, ein Stübchen ganz allein eingeräumt, so daß ich doch ohne Zeugen mit ihr reden kann, wenn anders die arme Frau ihr Schweigen bricht. Denn heute, und noch vor einer Stunde, als ich bei ihr war, hat sie den Mund nicht wieder geöffnet. Sie liegt im Bette, hat die Hände über die Brust gefaltet

und weint; sie verlangt weder Speise noch Trank, und weist Beides zurück. Ja, ja, das erwachende Gewissen einer Mutter mag eine furchtbare Sprache reden. Gott erbarme sich ihrer! Ich werde Morgen früh, sobald als möglich, sie wieder besuchen; denn ich habe ihr eben so viel zu sagen, als sie mir.

4. Juni.

Der Arzt hat erklärt, daß höchstens noch zwei bis drei Tage Leben zu hoffen sei. Ich wußte das; habe ich doch eine solche Todesmattigkeit noch nicht gesehen. Hunger und Elend, körperliche Ermattung, die qualvolle Pein des Gewissens — das sind Alles todbringende Dinge. Zu meiner großen Freude hat das arme Weib diesen Abend, bei meinem zweiten Besuche, ihr schauerliches Schweigen gebrochen, und mich flehentlich um Mittheilung von Allem gebeten, was ich ihr in Betreff ihres Sohnes sagen könnte. Ich werde das selige Lächeln auf dem abgemagerten Todtenantlitze nicht vergessen, als ich ihr das Gute und Erfreuliche erzählte, welches Jakobs Leben von allen Seiten darbietet. Merkwürdig aber, daß die Mutter nicht an den Tod ihres Sohnes glaubt; „er muß noch leben,“ sagte sie mir; „ich weiß, daß darin allein die volle Versöhnung meiner Sünden bei Gott liegt.“ Welch' eine Zuversicht des zur Erkenntniß gekommenen Herzens! Welchen schauerlichen Leidensweg mag die unglückliche Frau gegangen sein, ehe sie zu solcher Reue und Buße gekommen ist. Morgen früh will sie mir ihre Schicksale erzählen!

5. Juni.

„Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, Er versuchet Niemand. Sondern ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird; die Lust aber, wenn sie empfangen hat, gebieret

sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebie-
ret sie den Tod." Mit diesen Worten der Schrift verließ ich heute das Armenhaus; ich habe noch nie eine unheilvollere Bestätigung dieser biblischen Lehre gefunden, als am Sterbebette der Mutter meins armen Jakob! Ach, wenn ich Alles was das Gewissen dieser Frau in seinem Drange, sich zu entlasten, geoffenbaret hat, dem Papiere anvertrauen wollte, ich könnte vielen großen und vornehmen Herrn, die zum Theil noch leben, kein verdienteres Denkmal ihrer Schande setzen. Die Frau hat mich in keiner Weise zur Verschweigung ihrer Schicksale und Sünden aufgefordert; aber ich wäre gar nicht im Stande, dies Alles niederzuschreiben. Nicht einmal ihren wahren Namen soll die Welt erfahren. Gott möge Richter sein zwischen ihr und allen Denen, welche das leibliche und geistige Elend dieser unglücklichen Frau mit herbeigeführt und vollendet haben.

Jakobs Mutter stammt aus einer angesehenen Familie des nordöstlichen Deutschlands; die Lust der Welt, Hoffart und ein überaus leichtsinniges Herz, welches nicht an die nächste Stunde, vielweniger an das nächste Jahr denkt, haben sie aus der Heimath getrieben, die elterlichen Bande zwischen ihr auf immer zerrissen, und sie nach und nach an den Abgrund, — nein, das ist zu wenig — in den Abgrund des Verderbens hineingeführt. Heimathlos, dem äußersten Elende preisgegeben und zuletzt in die tiefste Schmach sittlicher Verdorbenheit hinabgesunken, hat sich das unglückselige Weib nur durch fortgesetzte Laster und Verbrechen ihr schreckliches Dasein fristen können. Als sie vor zweiundzwanzig Jahren von hier fortging, und sie wenig Wochen darauf eines todten Kindes genesen war, hatte sie den Entschluß gefaßt, in ihre Heimath, welche sie etwa zwanzig Jahre vorher verlassen hatte, zurückzukehren. Das erscheint kaum glaublich, wenn man diesen Schritt nach dem unverdorbenen sittlichen

14*

Gefühl abmißt; man möchte dann eher glauben, daß die Frau, um ihre Schmach und Schande zu verbergen, sich lieber in die wildeste Einöde hätte mögen zurückziehen. Aber mir scheint es gerade, als ob in dieser wiedererwachten Sehnsucht nach ihrem Vaterhause, welche sie, wie sie mir sagte, mit aller Gewalt nicht hätte unterdrücken können, die bessere Erkenntniß, die erste Reue an ihr betäubtes Herz und Gewissen geschlagen hätte. Wenn ein in Sünde und Laster versunkenes Herz nach langen Jahren gewissenlosen Herumschweifens zum ersten Male wieder die Bilder seiner Kindheit und Jugend, das Bild des Vaters, der Mutter, der Geschwister vor sich aufstellt, so kann dies doch nur, wenn auch vielleicht noch unbewußt, die Sehnsucht nach Wiederheraufbringung einer vergangenen besseren Zeit sein, welche Sehnsucht aber allemal eine erwachte Selbsterkenntniß, eine herzliche Reue und Buße in sich schließt. Wer inmitten seines Sündenelends nach jener Zeit zurückverlangt, wo sein Herz reiner, unverdorbener, glücklicher war, der thut dies eben, weil er sein Elend erkannt hat; das noch verstrickte Gemüth, die von der Lust und Sünde der Welt noch völlig gefangene Seele erinnert sich keiner bessern Vergangenheit, und bedeckt die Bilder einer bessern Zukunft mit neuen Sünden. War doch auch bei dem verlorenen Sohne im Evangelio, als das äußerste Elend über ihn gekommen war, der Gedanke an seine von ihm so gewissenlos und leichtsinnig verlassene Heimath die erste Regung, seine Reue und sein erstes Wort: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen."

Ja, es ist mit dem ganzen Menschen nicht anders. Der Mensch empfindet nicht eher das Verlangen, zu seinem himmlischen Vater zurückzukehren, und wird die ihm in Christo Jesu gebotene Erlösung nicht eher verstehen und annehmen, als bis er sein eigenes Elend, seinen traurigen, hilf- und rathlosen Herzenszustand, seine Armuth vor Gott trotz aller

Werke seiner Weisheit und Kraft erkannt hat; und je mehr er dabei an das einstige, nun verlorene glückselige Leben in des Vaters Hause gedenkt, d. h. je schmerzlicher er den Verlust des göttlichen Ebenbilds erkennt, desto sehnlicher wird er nach der Wiedergeburt, nach dem neuen Menschen in Christo verlangen. Mich wundert es deshalb nicht, wenn ich hier und da auf Menschen stoße, welchen das Erlösungswerk Jesu Christi noch ein völliges Geheimniß ist, und die dem ganzen Evangelio keinen besondern Werth zuschreiben: es fehlt ihnen an Erkenntniß ihrer selbst! — Hoffart, Selbstsucht, Werkheiligkeit, Sinnenlust, Wissensstolz — wo diese unheiligen Fesseln das Herz gefangen halten, da ist das Wort vom Kreuze freilich eine Thorheit oder ein Aergerniß.

Doch ich komme ja ganz ab von des armen Jakobs armer Mutter. Nach vielen Jahren erst, und nachdem sie von den zwei ihr noch gebliebenen Kindern das eine durch den Tod verloren hatte, gelang es ihr, sich bis in ihre Heimath zu betteln. Da sie nicht den Muth hatte, ihren Namen und ihre Abstammung zu verrathen, so konnte sie nur auf vielerlei Umwegen und mit Anwendung aller List und Klugheit erfahren, daß Vater und Mutter längst todt seien, und den ungestillten Gram um ihre verlorene Tochter mit in's Grab genommen hätten; noch ein Bruder und eine Schwester lebten im Orte, aber sie hätte, — wie sie sich gegen mich ausdrückte — sich lieber mit glühenden Zangen zwicken lassen, als das sie sich ihren Geschwistern endeckt hätte. Aber mit dieser Rückkehr in die alte Heimath war ihr die wahrhafte Reue und Buße in's Herz gedrungen; das Verlangen nach Vergebung der Sünden, sowie der Vorsatz, Herz und Leben zu bessern, wurde immer dringlicher und erfüllte die Seele mit dem tiefsten Leide. In dieser Zeit starb ihr letztes Kind, — das letzte Opfer ihres eigenen Elends und ihrer Sünde. So sehr nun die unglückliche Frau sonst ihr Glück darin zu

haben vermeinte, wenn sie völlig kinderlos sei, so wirkte doch jetzt, wo ihr alter Wunsch in Erfüllung gegangen war, diese Kinderlosigkeit so erschreckend auf sie, daß sie darin eine furchtbare Strafe Gottes fand, und als ein Anzeichen annahm, daß für sie keine Vergebung der Sünde, keine Gnade zu hoffen sei. In dieser namenlosen Angst und Pein, die nur ein Herz in gleichen Verhältnissen zu schildern vermag, und vor welchen mich armen, alten Mann, Gott der Herr in Gnaden bewahren möge, fällt es ihr in einer schlaflosen Nacht und von allen Gedanken einer schauerlichen Zukunft gefoltert, plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß sie ja noch ein Kind habe. Nicht als ob sie, — so gestand sie mir wenigstens, — es ganz und gar vergessen habe, daß sie einst ihren Jakob mir überlassen, aber es war ihr, als ob der himmlische Vater in seiner grundlosen Güte und Barmherzigkeit eine Zeitlang die Erinnerung an diesen ihren Sohn absichtlich in ihr erdrückt habe, um zur rechten Zeit desto segensreicher das Bild ihres Jakob wieder in ihr Gedächtniß zurückzurufen.

Von nun an hatte sie keine Ruhe mehr; obgleich krank und schwach, von allen Hilfsmitteln entblößt und den mannigfachen Gefahren einer Bettlerwanderung auf einem Wege von mehr denn sechszig deutschen Meilen ausgesetzt, verlor sie doch den Muth nicht; die mit aller Gewalt wieder erwachte Mutterliebe, und die ernste Ueberzeugung, durch diesen Schritt zur vollen Versöhnung ihrer Sünden bei Gott zu gelangen, — ließ sie keine Gefahr fürchten. Sie bettelte sich in Wahrheit bis hierher; und es war offenbar Gnade Gottes, daß sie ihre Kraft gerade bis hierher ausgehalten hat; denn noch eine Tagereise, — nur noch wenige Stunden Weges weiter — und sie wäre auf dem Wege verschmachtet. Aber Gott wollte die arme Mutter nicht in der Verzweiflung sterben lassen.

Nun begreife ich wohl, wie sie so bestimmt sagen kann: Jakob muß noch leben! Es ist dies die feste Zuversicht eines

reuigen und bußfertigen Herzens auf die verzeihende Gnade Gottes. Ich möchte auch gern mit sagen: Jakob muß noch leben, wenn nicht dann alle meine Weisheit und Erfahrung zu Schanden würde. Wie dem aber auch sei, — wenn der treue und gnädige Herr Gott nicht abermals ein Wunder thut und den verschwundenen oder todten Sohn heute noch oder spätestens morgen an das verlangende Mutterherz zurückführt, so wird das arme Weib ohne die Freude des Wiedersehens aus der Welt gehen. Denn es gehörte wiederum ein neues Wunder dazu, das fliehende Leben der sterbenden Frau noch um mehrere Tage zu verlängern, und das gebrochene Rohr wieder aufzurichten. Und doch wie thöricht rede ich Solches! Spricht nicht der Herr Herr, und es geschieht? Seine Barmherzigkeit hat ja noch kein Ende, sie ist alle Morgen neu und seine Treu ist groß!

6. Juni, Mittags.

Die Kranke verlangte diesen Morgen nach dem heiligen Abendmahle. Ich wollte mich entfernen, als der Herr Pfarrer sie zu ihrer Beichte aufforderte; aber sie bat mich, zu bleiben, ja es wäre ihr auch recht, setzte sie mit schmerzlichem Lächeln hinzu, wenn sonst die ganze Gemeinde ihre Beichte mit anhören möchte; denn ihre Sünden seien so groß, so schwer und so viele, daß sie schon vor Menschen nicht tief genug bestraft werden könnte, viel weniger vor Gott. Das arme Weib legte darauf ein volles Bekenntniß ihrer Sünden ab, wie sie es gegen mich, wenn auch allerdings deutlicher und in allen Einzelnheiten bezeichnender, schon gethan hatte. Nachdem sie unter lauten Thränen ihre Beichte vollendet hatte, fragte sie mit sichtbarem Herzklopfen, ob sie noch auf Gnade und Vergebung ihrer Sünden hoffen könne. Der Herr Pfarrer — das freute mich gar sehr — enthielt sich alles und jedes Vorwurfs über ihr vergangenes Leben, hielt sich nur an ihr Bekenntniß, an ihre aufrichtige Reue und Buße, fragte sie,

ob sie von ganzem Herzen an Jesum Christum, den Heiland der Sünder, den erlösenden Sohn Gottes glaube, ob sie in ihrem Herzen und Gewissen das Zeugniß habe, daß der Herr auch für ihre Sünden am Kreuze gestorben und auch um ihrer Gerechtigkeit willen auferwecket sei, ob sie allen ihren Beleidigern und Verführern, allen Menschen, welche sie vielleicht mit Recht einer schweren Versündigung gegen sich anklagen könnte, eben so herzlich und aufrichtig vergebe, als sie hoffe, das Gott ihr selbst vergeben werde, und ob sie dann als eine demüthige, arme und sündige Magd sich vor dem Richterstuhle Gottes niederwerfe und um ihres Heilandes willen um Gnade und Erbarmen bitte; — und als die arme Mutter auf jede dieser Fragen ein von lautem Weinen halbersticktes Ja geantwortet hatte, kündigte ihr der Pfarrer, dem das eigene Auge voll stiller Thränen stand, die Gnade Gottes und die Vergebung ihrer Sünden an.

Und als sie darauf — seit fünfundzwanzig Jahren wieder zum ersten Male — das heilige Abendmahl empfangen hatte, da breitete sich über das magere, schon vom Tode berührte Anlitz die selige Freude eines zu Gnaden aufgenommenen Herzens aus. Mir war es, als wäre dies Lächeln der Abglanz der Freude, welche die Engel haben über einen Sünder, der Buße thut.

Sie bat mich dann, sie allein zu lassen! Ich ging; ich werde aber nicht zu lange fern bleiben dürfen, wenn ich ihren letzten Athemzug noch sehen will!

Abends 7 Uhr.

Nun ist sie erlöst von allem Uebel; möge der Herr ihr auch ausgeholfen haben zu seinem himmlischen Reiche! Noch ehe ich zu ihr kommen konnte, hatte sie nach mir geschickt, weil sie mir noch Etwas zu sagen habe. Ich muthmaßte irgend noch eine geheime Sünde aus ihrem Leben, oder sonst auch die Mittheilung eines Geheimnisses von Bedeutung; aber ich täuschte mich.

„Ich werde," sprach sie, „meinen lieben Jakob hier auf Erden nicht wiedersehen. Hatte ich auch gehofft, Gottes ewigreiche Barmherzigkeit werde mir auch diesen letzten Wunsch noch gewähren, so will ich doch nicht klagen, sondern mir an Gottes Gnade genügen lassen. Ihr aber, lieber Herr, werdet sehen was mir verweigert ist. Wenn nun Jakob an Eurem Herzen wieder ruhen wird, dann führet ihn an mein Grab und saget ihm, daß ich ihn tausend-, tausendmal um Vergebung bitte für alles Leid, das ich während der Zeit meines Elendes und meines verstockten Herzens ihm bereitet habe. Saget ihm, daß die schandbare That, ihn, gerade das beste meiner Kinder, fühllos von mir gestoßen zu haben, wie ein Wurm der nicht stirbt, an meinem Mutterherzen gefressen hat. Saget ihm, daß ich auf die Hoffnung seiner Vergebung hin sterbe und in meinem Gebet und Bitte zu Gott nicht ablassen, daß ich ihn einst dort wiederfinden möge, wo Gott abwischt alle Thränen von unsern Augen und wo kein Leid und kein Schmerz mehr sein soll. Verhehlet ihm Nichts aus meinem Sünderleben, sagt ihm Alles, — Alles; er soll wissen, wie tief ich gefallen war, wie namenlos elend ich gewesen bin. Je mehr er sieht, wie groß und schwer meine Schuld vor Gott gewesen ist, desto mehr Mitleid wird er mit mir haben, desto eher auch mir vergeben, was ich an ihm gesündigt habe! Sagt, lieber Herr, wollt Ihr mir Solches zu thun versprechen?"

„Ja!" sagte ich und drückte die mir gebotene, abgezehrte Hand, in welcher schon die Kälte des Todes wohnte. „Aber," warf ich noch ein, „wenn Jakob nicht mehr lebte, wenn er schon vor Euch und vor mir vor Gottes-Gericht geladen ist?"

„Mein Sohn lebt," unterbrach sie mich schnell, und in ihren halbgebrochenen Augen blitzte ein wunderbar helles Licht, — nur Sekunden lang, aber so durchleuchtend, daß der flüchtige Strahl mir durch Leib und Seele drang. „Mein

Sohn lebet!“ wiederholte sie. „Alle meine Vergebung der Sünden, die ich empfangen habe, ist eine Täuschung, wenn mein Sohn todt ist. Sein Leben ist das Siegel meiner Versöhnung mit Gott! Gott kann nicht so grausam sein, daß er meine ganze Seele sich an diesen Gedanken könnte festhalten lassen, wenn er eine schreckliche Täuschung wäre. Mein Sohn muß leben, so wahr, als Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen!“

Mir entfiel der Muth, gegen eine solche Festigkeit einer gläubigen Seele während des Todeskampfes auch nur das geringste Bedenken laut werden zu lassen. Ja, ich glaubte nun selbst daran, um meiner eigenen Hoffnung willen. Die Sterbende sprach mir dann ihren Dank aus, daß ich mich des von der eigenen Mutter verstoßenen, vaterlosen Knaben angenommen und wies mich auf das Wort des Herrn hin: Was ihr gethan habt Einem der geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan. Und: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Ich schämte mich dieses herrlichen, unverdienten Dankes und um die Sterbende von diesem Gedanken abzuleiten, sagte ich: „Wollt Ihr mir nicht noch Eins auftragen für Euren Sohn?“

„Was meint Ihr?“ fragte sie mit matter Stimme.

„Euren Segen!“ antwortete ich.

Da breitete sich ein tiefschmerzliches, bitter-wehmüthiges Lächeln über das erbleichende Antlitz; sie faltete ihre Hände und sprach: „Ich arme, sündige Magd kann und darf ja nicht segnen! Barmherziger, gnädiger Gott, segne Du mein Kind.“

„Amen,“ sagte ich und bedeckte meine Augen mit beiden Händen. Und als ich wieder einige Ruhe in mir gewonnen hatte und auf die Sterbende zu blicken meinte, sah ich, daß sie von allen Uebeln erlöset war.

Da ging ich still von dannen.

9. Juni.

Diesen Morgen noch vor Sonnenaufgang haben wir die Todte zu ihrer irdischen Ruhestätte gebracht. Der gute Herr Pfarrer hatte mir diesen Liebesdienst erwiesen, daß er so früh in ihr Begräbniß willigte. Ich wollte durchaus nicht, daß Jemand aus dem Orte mit zugegen sei. Mein Gott, von ihnen Allen wußte ja nicht Einer, welch ein Herz dieses Grab decken sollte! Auf demselben Platze, wo ich aus ihrer Hand vor zweiundzwanzig Jahren den Knaben übernahm, habe ich ihr Grab errichten lassen.

Gott sei der armen Seele gnädig!

* *
*

Nachschrift des Herausgebers. Zwar finden sich in des alten Schulmeisters Tagebuche noch einige Bemerkungen im Laufe des Jahres 1804 niedergeschrieben, die aber für unsere Geschichte keinen Beitrag mehr liefern. Es sind theils Betrachtungen über den wahren Werth des Erdenlebens und über die Bedeutung des Todes für die Lebenden, theils auch einzelne Gedanken über die Seligmachung des Glaubens nur aus dem Glauben. Auch Jakobs Name kommt noch einige Male vor; aber immer redet der alte, lebensmüde Greis von ihm mehr wie von einem Todten, als von einem Lebenden.

Die mannigfachen Unruhen und schweren Drangsale aber, welche um diese Zeit und noch mehr im folgenden Jahre über einen großen Theil von Deutschland kamen, die Greuel des Krieges, der von Frankreich aus die Erde zu überziehen drohte, mochten auch wohl die Ursache sein, daß der alte Gruber selten oder gar nicht mehr an die Aufzeichnung seiner Lebensschicksale dachte. Gerade der Theil des Baierlandes, in welchem Alberswied liegt, litt sehr viel von den Durchmärschen der Kriegsheere und den herumziehenden, aller Ordnung und Gerechtigkeit und Menschlichkeit hohnsprechenden Horden, die wie wilde Räuber über wehrlose Greise und Weiber herfielen, und raubten und plünderten, wo sie nur

Etwas fanden. Alberswied war schon bereits einmal von solchen Marodeurs fast ganz und gar geplündert worden, als zum Schrecken der Einwohner eine neue Heeresabtheilung dieses Weges in weit ausgebreiteten Colonnen einherzog und Alberswied wieder mit berührte.

Der alte Schulmeister hatte bereits früher das Wenige, was er besaß, den Soldaten überlassen und war dadurch zu einem völlig armen Manne geworden, dem in seinem hohen Alter noch die traurige Aussicht gelassen war, sein tägliches Brot sich zu erbetteln. Eines Tages sitzt Gruber einsam in seinem Zimmer, mit dem Lesen in einer alten Nürnberger Bibel beschäftigt, dem einzigen Schatze, welcher ihm geblieben war. Auf einmal entsteht Lärm und Geschrei im Orte; von allen Seiten flüchten die Einwohner, Geschrei von Kindern, Klagerufe aus dem Munde der Weiber dringen an sein Ohr. Ein Bataillon französischer Truppen ist eingedrungen und sucht nach Beute und Raub. Ehe noch Gruber sich entschließen kann, was er zu seiner eigenen Rettung vielleicht thun könne, öffnet sich unter großem Geräusche die Thüre und eine Horde von zehn bis funfzehn Soldaten tritt unter wildem Geschrei herein. Sie reden eine fremde Sprache, — aber Gruber erräth bald, daß sie Lebensmittel und Getränke fordern. Der arme Mann zeigt auf seine leeren Schränke, öffnet alle Thüren, alle Fächer, um ihnen zu bedeuten, daß er weder von dem Einen noch von dem Andern das Geringste besitze. Darüber wuthentbrannt stürmen die Barbaren auf den wehrlosen, schwachen Greis ein, ziehen oder schleppen ihn vielmehr im Zimmer umher, schlagen mit Kolbenstößen auf ihn ein und Einer von ihnen begeht die Frevelthat, dem alten Manne seinen noch vom Blute gerötheten Degen auf die Brust zu setzen, unter wildem, zustimmenden Freudengeschrei der Uebrigen. Gruber sah seinen sichern Tod vor sich; still neigte er das Haupt und befahl seine Seele in Gottes Vaterhände.

Und über das Antlitz des rohen, gefühllosen Kriegers, der sein Schwert auf des Greises Brust mit der Spitze schon in die Kleider eingegraben hatte, zuckte ein teuflischer Entschluß; der Arm zog zurück, um zum kräftigen Stoße auszuholen, — da riß es die Thüre gewaltig auf, — ein hoher Offizier, der commandirende Major des Bataillons, trat herein, und wie er den Mordversuch gewahrte, stürzte er auf den Soldaten zu, entriß ihm den todbrohenden Degen, zerknickte ihn wie den Stengel einer Lilie, warf die Stücke dem Soldaten vor die Füße und begann, zwar in einer dem alten Gruber unverständlichen Sprache, aber mit solcher gewaltigen Kraft eine Strafrede, daß die wüthenden Soldaten im Augenblicke still wurden, ihre Hand an den Zschacko legten und ruhig in Reih und Glied geordnet abzogen.

Der Offizier blieb allein zurück. Aengstlich und unruhig sah er nach den Fenstern, um sich zu überzeugen, daß Niemand mehr in der Nähe des Hauses sei. Seine Brust hob sich in fast fieberhafter Bewegung, seine Blicke hingen wie bezaubert an dem Angesichte des Schulmeisters.

„Edler Mann," rief dieser aus, „ach könnte ich in Eurer Sprache Euch danken! Gott lohne es Euch, daß Ihr einen müden Greis noch vor einem gewaltsamen Tode gerettet habt."

Der Offizier aber schien das nicht zu hören. Er sah nur wie verzaubert auf den alten Mann, über seine gebräunten Wangen flossen helle Thränen und vergruben sich in dem blonden, vollen Barte. Endlich breitete er seine Arme aus, stürzte vor dem Greise auf seine Kniee nieder und sagte in reiner deutscher Sprache: „Vater Gruber, kennt Ihr Euren Jakob nicht mehr?"

„Barmherziger Gott!" rief Gruber aus, „Jakob, mein Sohn!"

Und beide Männer weinten lang und still, Brust an Brust gelehnt.

* * *
*

Es bedarf nur noch Weniges zur Ergänzung dieser Geschichte. Mit Jakobs räthselhaftem Verschwinden hatte es folgende Bewandtniß gehabt: Als er, von seiner Herrschaft abgesandt, in das nächste Dorf kam, sah er, daß die Leute, und besonders junge Bursche sich in großer Menge versammelt hatten und mit Jubelgeschrei um einen Baum herumtanzten. Neugierig tritt er hinzu und erfährt, daß dies der Freiheitsbaum sei. Ein Redner tritt auf, schildert in beredter Sprache die Leiden des unterdrückten Volkes, die Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Tyrannei der Vornehmen und Reichen, erzählt von den Siegen der Volksparthei in Paris und andern großen Städten des Landes, spricht von den möglichen Gefahren, welche das aufstehende Volk bei den Machthabern anderer Nationen für seine kaum geborene Freiheit zu fürchten habe und von der Nothwendigkeit, die Rechte des Volkes mit Gut und Blut zu schützen. Diese unserm Jakob ganz ungewohnte Sprache, die begeisternde Rede, die Leiden des unterdrückten Volkes, das grausame Regiment der Vornehmen, — dies Alles entzündete ein plötzliches Feuer in seinem Herzen und erfüllte ihn durch und durch von dem brennenden Verlangen, für Freiheit und Gerechtigkeit mit in die Schranken zu treten. Der Kreis der Theilnahme wird immer größer, — man zieht hinüber nach einem andern Dorfe, verstärkt sich hier auf's Neue und schlägt den Weg nach Paris ein. Jakob wird mit fortgerissen; unter jungen Leuten ist schnell Freundschaft geschlossen, und Jakob hat die Zuneigung einiger jungen Bursche so schnell und so sehr gewonnen, daß er sich ganz in ihren Händen befindet, und sich, im Begriffe für die Freiheit des Volkes zu kämpfen, seiner eigenen Freiheit beraubt sieht. Denn was half es ihm, daß er des Abends ruhiger über die Sache nachdachte, und so wenig er sie auch tadeln mochte, dennoch sein treuloses Davonlaufen nicht billigen konnte und zu seiner Herrschaft zurückkehren wollte! Er konnte nicht;

der Kämpfer für Freiheit war gefangen in den Händen seiner Mitstreiter. Und so kam es, daß er nach mancherlei Schicksalen wirklich in das Volksheer eintrat, die Sache endlich liebgewann und sich somit den Hunderttausenden anschloß, welche damals der Freiheit ihre Arme liehen.

Jakob wurde tief in's Innere Frankreichs commandirt; bei jeder Gelegenheit that er sich hervor, stieg in jedem Jahre eine Stufe höher und wurde bald nach Napoleon's Kaiserkrönung zum commandirenden Major ernannt und der Heeresabtheilung zugetheilt, welches die Kriege in Deutschland zu führen hatte. Jacob war nicht allein ein ausgezeichneter tapferer und muthiger Offizier, sondern auch ein christlicher Kriegsmann, der auch auf seine Untergebenen einen segensreichen Einfluß übte. Und wenn es ihm auch nicht gelang, in jener aufgeregten Zeit aus den beutegierigen, von toller Freiheitslust entbrannten Soldaten die wilde, kriegerische Rohheit auszutreiben, so war er doch überall wo er persönlich wirkte, ein Schützer des Rechts, ein Vertheidiger der Unschuld und Wehrlosigkeit, und er hätte in seiner Kriegerlaufbahn mehr denn hundert einzelne Fälle zählen können, wo er durch seinen Muth, durch seine sittliche Gewalt, durch sein thatkräftiges Gottvertrauen seine Mitbrüder vom Elende und vom Tode errettet hatte. Er hatte redlich Alles was er nur vermochte, von der großen Schuld wieder abgetragen, die auf sein Theil im Buche der Lebendigen geschrieben war; und schon in dieser Wirksamkeit liegt für uns eine Offenbarung des Willens Gottes, nach welchem der Bettelknabe seinem allseitigen Elende entrissen werde sollte.

Aber hatte denn Jakob wirklich alle seine Wohlthäter vergessen? O nein, das war bei ihm nicht möglich. Schon am nächsten Morgen nach seinem unvorbereiteten Abschiede hatte er sowohl an Vater Gruber, wie an seine Herrschaft geschrieben, ein paar Tage darauf wieder, einige Wochen darauf aber-

mals, — aber nie eine Antwort erhalten. Natürlich seine Briefe alle waren nicht an den Ort ihrer Bestimmung gelangt; die Unordnung und Unruhe, welche die französische Revolution überall hinbrachte, die damals ohnedies noch sehr mangelhafte Posteinrichtung, — kurz, Umstände aller Art hatten es so gefügt, daß keinerlei Nachricht weder nach Alberswied noch nach Bodelingen gekommen war. Da kein Theil dies wissen konnte, so kam Jakob endlich auf den Gedanken, daß entweder Vater Gruber gestorben oder ihm über seinen Schritt so böse geworden sein müsse, daß er sich von ihm losgesagt habe. Wohl verbitterte ihm dieser Gedanke lange Zeit hindurch das ganze Leben; aber die Gefahren des Krieges, vor Allem aber der gewaltige Geist der Revolution lenkten nach und nach seinen Sinn davon ab, bis er sich in das Unvermeidliche ergab.

Drei Tage lang blieb Jakob in Alberswied, da gerade auf so viel Zeit Rast gegeben war. Er wich natürlich nicht von seines Pflegevaters Seite, besuchte mit ihm alle Oerter, die ihm von seiner Kindheit her lieb geblieben waren, suchte alle noch lebenden Schulfreunde auf, — und beugte sich am Grabe seiner Mutter im Gebete vor dem Gott und Herrn der da mächtig ist, deß Name heilig ist. — Dann rief ihn das Machtgebot des irdischen Gebieters von dannen, hin auf die blutigen Schlachtfelder von Jena und Austerlitz. Von da an verschwinden alle Nachrichten von ihm; und erst etwa zehn Jahre darauf hat es sich sicher ergeben, daß die untergehende Sonne von Austerlitz, die über ein weites Leichenfeld hin ihre matten Strahlen warf, auch den Leichnam des Major Gruber mit beschienen hat.

Vater Gruber aber ging auch bald darauf ein zu seines Herrn Freude. Den Tod seines Sohnes hat er erst dort bei dem Herrn erfahren.

Der Stellvertreter.

Der Stellvertreter.

1.

Drei Stunden von der französischen Stadt Toulon, im heutigen Departement Var, liegt an der Küste des mittelländischen Meeres eine kleine Stadt, Hyères genannt, die, wenn anders auf der Erde ein Ort den Namen eines Paradieses verdient, auf diesen Namen den vollsten Anspruch machen kann. Von drei Seiten mit Bergen umschlossen und nach dem Meerbusen zu durch steil aufsteigende Felsen vor den brandenden Wogen des Meeres gesichert, lagert die Stadt in einem reizenden Thale, das wie ein Garten, von des Schöpfers eigener Hand angelegt, nach allen Seiten hin bis zu dem Fuße der Berge sich ausbreitet. Hier kennt man keinen Winter; es ist, als ob die Natur in diesem abgeschlossenen Thale keine Erholung brauche. Wenn bei uns in Deutschland Alles kahl und erstorben ist, und Schnee und Eis Berge, Thäler und Flüsse decken, und Jedermann sich in ein warmes Stübchen flüchtet, blühen dort die Orangenbäume und vereinigen ihre Wohlgerüche mit dem würzigen Athem der Cassia und des spanischen Jasmins, und im Schatten der dunklen Haine winket den Müden Labung und Erquickung. Zwar entsteigen zur Sommerszeit den zahlreichen kleinen See'n, wenn es lange keinen Regen gegeben hat, nebelige Dünste, die sich wie ein neidischer Schleier auf das paradiesische Gefilde legen und den Bewohnern gefährlich zu werden drohen, als wollten sie so recht geflissentlich den Men

schen daran erinnern, daß auf Erden ein vollkommenes Paradies nirgends zu finden sei; aber dann wehen auch von dem Meere her kühlende Lüfte, welche nicht allein die drückende Sommergluth mildern, sondern auch die feuchten Nebel über die Berge jagen und das reizende Ländchen wieder frei geben.

Sollte man nicht glauben, daß hier nur glückliche Menschen wohnen könnten? Ein arger Feind menschlichen Glückes: die mancherlei Krankheiten, welchen des Menschen Leib und Seele unterworfen sind, kann hier gar nicht aufkommen; denn alle Leibes- und Gemüthskranke, die nirgends anders Heilung und Rettung finden können, flüchten hierher und entfliehen in den meisten Fällen dem drohenden Tode. Aber der andere Erzfeind menschlichen Glückes, der in des Menschen eigenem Herzen wohnt, die Selbstsucht und die Sinnenlust, hat auch hier seine Macht behalten, denn wo nur Menschen leben, da hat auch die Sünde ihre Heimath und zerstört das Paradies, das Gottes Hand uns aufgebaut hat.

Zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts stand an dem nach Norden zu aufsteigenden Berge ein aus Holz und Ziegeln gebautes Haus, einfach und nicht zu groß, doch mit einem sauberen und netten Aeußeren. Citronenbäume schlossen es von drei Seiten ein und bildeten ein liebliches Wäldchen, in dessen Schatten die Bewohner von des Tages Last und Hitze ausruhten, und ihre Seele an dem Anblicke der goldenen Früchte und des tiefblauen Himmels weideten, der hie und da durch die Zweige hindurch schaute. Wenn die Sonne sich dem Untergange neigte, spielten drei Kinder in dem Alter von drei bis sieben Jahren auf dem warmen, weichen Boden, und ein alter Mann mit silbergrauem Haare sah mit großväterlichem Wohlbehagen den fröhlichen Kleinen zu, ordnete ihre Spiele, stiftete Frieden, wenn die beiden Knaben in Zank mit einander geriethen, und schaukelte das kleine Mädchen auf seinen Knieen.

Die Mutter dieser Kinder, ein junges Weib von einigen und zwanzig Jahren, trat hinzu und theilte den Hungrigen das Abendbrot aus. Die Kinder blühten alle frisch und munter, wie die Lilien auf dem Felde, der Großvater sah selig darein; mußte das Weib nicht eine glückliche Mutter sein? Ach, sie war es nicht; ein schwermüthiger Zug über ihre blühenden Wangen verrieth ein tiefes Leiden, an welchem ihre Seele krank war.

„Sabina," sagte der alte Mann, „Du bist heute so traurig! Hat Dir mein Sohn wieder Kummer gemacht?"

„Gott sei es geklagt," antwortete die Frau unter hervorbrechenden Thränen, „daß ich Ja sagen muß. Wir könnten so glücklich sein, wir haben eine so gute, einträgliche Pachtung, unsere Kinder sind gesund und machen uns nur Freude, und doch ist dies meinem Manne nicht genug. Er überläßt die Arbeit den Knechten, und statt sich mit der Erziehung seiner Kinder zu beschäftigen, schweifet er von Früh bis Abends, oft bis in die späteste Nacht, im Felde und im Walde herum, und hat sein Vergnügen daran, die armen Thiere todtzuschießen. Dann kommt er nach Hause, ist mürrisch und verdrossen, giebt mir kein freundliches Wort, schenkt den armen Kindern, die ihre Hände nach ihm ausstrecken, kaum einen flüchtigen Blick, und geht oft nach wenig Stunden Ruhe schon wieder fort. Ach, ich fürchte, er ist in böser Gesellschaft."

„Mein armer, verführter Sohn!" rief der Greis aus. „Leonardo ist sonst gut, er war immer meines Alters Freude und Wonne; und nur seit eben zwei Jahren ist diese unglückliche Leidenschaft, dieses arbeitslose, wüste Leben über ihn gekommen. Wohl magst Du Recht haben, Sabina, wenn Du von böser Gesellschaft redest; die beiden Brüder Lucil und der junge Francisco, mit welchen er umgeht, sind rohe, wilde Bursche, die an keiner regelmäßigen Arbeit Gefallen

finden und vom Herumstreifen leben. Das muß anders werden; noch heute will ich mit ihm reden!“

„Ach, thut das, Großvater!“ bat die junge Frau. „Tausendmal Gottes Segen über Euch, wenn es Euch gelingen sollte, einem unglücklichen Weibe den Gatten und den verlassenen Kindern den Vater wieder zu geben!“

Sabina ging darauf in's Haus zurück, um das Abendbrot für ihren Gatten und für die Knechte und Mägde zu bereiten; und bald darauf trat um die Ecke ein junger Mann, groß und stark, von kräftigem Gliederbau und sonnverbranntem Angesicht. Er trug eine lange Flinte über der Schulter, ein breites Messer an der Seite, und ein zottiger Hund lief ihm voraus.

„Guten Abend, Leonardo!“ rief ihm der alte Mann entgegen. Der Ankommende erwiderte diesen Gruß mürrisch und finster und wollte vorbei eilen. „Ei, mein Sohn,“ fuhr der Alte fort, „hast Du keinen freundlichen Gruß für Deinen Vater? Willst Du Deine Kinder nicht sehen?“

„Ich habe keine Zeit!“ antwortete Leonardo. „Ich muß im Augenblicke wieder fort!“

„Und wohin?“ fragte der Großvater. „Die Sonne ist im Untergehen, die Wanderer eilen nach der Herberge, die Arbeiter kehren vom Felde zurück, ein Jeder findet sich wieder mit den Seinen zusammen, von welchen ihn des Tages Arbeit und Geschäfte getrennt hatten; und nur Du allein denkst nicht daran, daß Du auch in Deinem Hause sein mußt, und daß Dein Weib und Deine Kinder nach Dir verlangen?“

„Sie brauchen mich nicht!“ erwiderte Leonardo kalt. „Ihr seid ja da, wenn sie anders Schutz brauchen sollten!“

„Was sagst Du?“ rief der Vater aus, doch mehr im Tone der schmerzlichen Verwunderung, als dem des Vorwurfes. „Denkst Du, mein Sohn, daß Du die heiligen Pflich-

ten, die Gott Dir als Gatte und Vater auferlegt hat, so ohne Weiteres Anderen übertragen kannst? Besteht Deine Pflicht blos darin, daß Du im Nothfalle die Deinigen schützest? Sollst Du nicht vielmehr ein getreuer Haushalter und Hausvater sein? Sollst Du nicht die Sorgen Deines Weibes theilen, mit Rath und That zur Hand sein, die Ordnung des Hauses aufrecht erhalten und Dich der Wirthschaft annehmen? Du sprichst von Schutz? Was meinst Du damit? Könnten etwa Räuber und Mörder, oder wilde Thiere bei uns einbrechen, gegen welche wir Deine Kinder und uns selbst zu vertheidigen hätten? Aber Du hast Recht, mein Sohn; wir können allerdings Schutz gebrauchen, aber einen anderen, als Du meinst. Ich meine den Schutz des himmlischen Vaters, der seine allmächtige Hand schützend über ein Familienleben ausbreitet; aber dabei dürfte es doch gut sein, wenn der Hausvater bei seiner Familie ist, und mit bitten und beten und mit danken hilft!"

„Ich weiß nicht," sagte Leonardo finster, „was Ihr heute so besonders an mir zu tadeln findet!"

„O nicht heute besonders!" setzte der Alte schnell hinzu. „Seit zwei Jahren habe ich das an Dir zu tadeln; aber ich habe es nicht gethan, weil ich — ja, warum soll ich's nicht sagen! — weil ich nicht den Muth dazu hatte. Wenn ich nun sage, daß der liebe Gott Dich gewürdigt hat, Vater von drei Kindern zu sein, deren Erziehung Dir doch zukommt, so müßte man doch glauben, daß Du Deine Kinder auch erziehen könntest. Einem Vater aber zu sagen, was er um seiner Kinder willen zu thun hat, ist selbst dem Großvater nicht leicht; denn es nöthigt ihn zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß sein Sohn noch nicht werth ist, Vater zu sein!"

„Vater!" fuhr Leonardo wild und mit fast drohender Geberde auf. „Ihr wisset, ich kann von Euch Viel ertragen;

aber Ihr werdet auch wissen, was zu meinen Hausrechten gehört!"

„O gewiß, das weiß ich!" sagte der Großvater schnell, doch in aller Würde und Ruhe. „Dein Hausrecht besteht darin, daß Du dies Dein Haus wieder niederreißen kannst, sobald es Dir gefällt. Ich meine aber nicht dies hölzerne Gebäude da, sondern Deine Familie. Du hast gar viele Mittel in Händen, den Wohlstand Deines Hauses zu zerrütten, Dein Weib zu kränken bis zum Tode, Deine Kinder auf den Weg des geistigen und leiblichen Elendes zu führen, Deinem alten Vater die letzten Lebenstage in Kummer und Gram zu verwandeln, daß er mit Jammer zur Grube fährt. Dies ist Dein Hausrecht, und willst Du davon Gebrauch machen, so wüßte ich auf Erden Niemanden, der Dich daran hindern könnte!"

Der alte Mann sprach diese Worte mit einer von tiefer Wehmuth erfüllten Stimme; es war fast, als füllte eine Thräne sein Auge. Um aber seine eigene Rührung zu verbergen, nahm er das kleine Mädchen auf seinen Schoos, strich ihr die braunen Haare von der Stirne und liebkosete sie; die beiden Knaben aber standen links und rechts zu seinen Knieen und blickten mit ängstlicher Verwunderung bald auf den Vater, bald auf den Großvater, weil sie wohl fühlen mochten, das Etwas nicht recht sei.

Leonardo blickte mit finsterer Miene vor sich hin und stieß den zottigen Jagdhund, der schmeichelnd ihm nahte, mit Unwillen von sich. Unzweifelhaft kämpften in seiner Seele der gute und der böse Geist mit einander, und es sah erst aus, als wollte der böse Geist den Sieg davon tragen. Leonardo ging jetzt mit unruhigen Schritten auf und nieder, nahm die Flinte von der Schulter, hing sie an den Ast eines Baumes, blieb dann plötzlich stehen und sagte unwirsch: „Vater, sprecht, was habt Ihr eigentlich gegen mich?"

„Ich habe gegen Dich, daß Du die alte Liebe verlässest!" antwortete der Greis mit den Worten der Schrift, in welcher er in ungewöhnlicher Weise bewandert zu sein schien. „Was haben Dir Weib und Kind gethan, daß Du sie so vernachlässigest? Was hat Gott im Himmel Dir gethan, daß Du sein heiliges Gebot, welches er Dir in's Herz geschrieben hat, so vielfach übertrittst?"

„Ihr seid zu streng gegen mich!" erwiderte Leonardo finster. „Was thue ich denn weiter! Ist es denn so etwas Strafbares und Sündhaftes, auf die Jagd zu gehen?"

„Es kommt Alles darauf an, unter welchen Umständen dies geschieht!" antwortete der Greis in milderem Tone, als bisher. „Die Jagd ist nicht Dein Gewerbe; und wenn dies von Zeit zu Zeit geschähe, so hätte dies auch nichts zu bedeuten. Aber dieses Herumstreifen ist bei Dir zur Leidenschaft geworden; Du vernachlässigst Deine eigentliche Arbeit dabei, Du lässest die Knechte und Mägde schalten nach Gutdünken; Du kommst oft mehrere Tage und Nächte lang nicht nach Hause, fragst nicht nach Weib und Kind, die nach Dir verlangen; und wenn Du nach Hause kommst, bringst Du keinen friedlichen Geist mit, sondern bist mürrisch, zänkisch, verdrossen, und Niemand kann Dir was recht machen. Du zerstörest damit den stillen Frieden Deiner treuen, braven Sabina; Du wirst Deinen eigenen Kindern fremd und bringst Dich um ihre Liebe, um ihr Vertrauen zu Dir. Mit einem Worte, Du vergissest über Deine eigenen niedrigen und gefährlichen Lustbarkeiten Deine Pflichten als Gatte und Vater und als Hausherr; und wenn," setzte der Greis mit bewegter Stimme hinzu, „wenn Du es an Deinen eigenen Kindern erfahren hast, wie sauer Du Deinem Vater und Deiner Mutter geworden bist, wenn Du es weißt, wie beseligend es ist, wenn sich Eltern über ihre Kinder freuen können, so kann ich auch wohl sagen, daß Du dabei die Pflichten des Sohnes

vergissest, und nicht daran denkst, wie tief und schmerzlich es mich kränken muß, wenn ich Dich auf wahrlich keinem guten Wege wandeln sehe!"

Leonardo schien von diesem milden Tadel seiner Lebensweise und von der Schilderung seiner Verschuldung tief ergriffen zu sein. „Ich habe an das Alles nicht gedacht," sagte er. „Ich will Niemandem wehe thun!"

„Aber Du thust es, mein Sohn!" warf der Vater schnell ein. „Man versündigt sich auch, wenn man das Gute zu thun unterlässet. Aber die Hauptsache ist, Leonardo, daß Du gar nicht zu wissen scheinst, in welcher gefährlichen Gesellschaft Du bist. Deine Jagdgefährten, die beiden Lucil's und der junge Francisco, sind nicht die besten Vorbilder für Dich. Zwei davon sind nicht verheirathet, und der ältere Lucil ist ein Tyrann in seinem Hause; er behandelt sein armes Weib wie eine Sclavin und schämt sich nicht, sie zu schlagen. Seine Wirthschaft ist schon in tiefen Verfall gerathen, und wenn nicht bald Einhalt geschieht, nimmt es damit ein trauriges Ende. Siehst Du nun nicht ein, mein Sohn, daß Dir dasselbe Loos bevorsteht? Durch Dein wüstes Herumstreifen entwöhnst Du Dich aller ordentlichen Arbeit; auf Deinen Jagdzügen kommen selten gute Gedanken in Dein Herz; wüste Jägersleute, wie Deine Kameraden, sind in der Regel dem Spiele und dem Trunke ergeben, und dabei geht ein guter Gedanke nach dem anderen verloren. Mit der Jagd auf Thiere wird angefangen und mit der Jagd auf Menschen geendet. Leonardo, mein theurer Sohn, bist Du denn auf einmal so mißtrauisch gegen mich geworden, daß Du mir nicht mehr glauben willst, wo ich es nur gut mit Dir meine?"

Leonardo stand tief erschüttert vor seinem alten Vater. Der Schmerz der Reue breitete sich sichbar über sein ganzes Angesicht und drückte sich in der Scheu und Verlegenheit aus, in welcher er dem Vater gegenüber stand und seine Blicke zu

Boden schlug. Und wenn er nicht sogleich diese seine Reue offen und ehrlich bekannte, so war nur die Schaam daran schuld, die ihn angesichts seiner eigenen Kinder erfüllte, obwohl er sich sagen konnte, daß sie noch nicht fähig waren, den ganzen Vorfall zu verstehen. Diese Schaam findet sich bei Allen ein, welche ihr Unrecht, ihre Sünde erkennen und bereuen; es ist der heilige Hauch des guten Geistes, welcher über die Seele geht und die Augen niederzuschlagen nöthigt; es ist der entscheidende Augenblick, wo der Entschluß der Besserung durch die noch stärkere Verstockung gebrochen werden kann; es wird eine falsche Schaam, wenn die Rücksicht auf äußere Dinge noch nicht überwunden ist, wenn die falsche Ehre, die nur vor Menschen gilt, noch nicht in der Ehre vor Gott, in der Demuth unter Gottes Gnade untergegangen ist.

Leider sollte dieser entscheidende Augenblick für Leonardo znm Uebeln ausschlagen. Sabina, sein Weib, trat aus dem Hause und eilte auf ihren Gatten zu. Im Tone des liebreichsten Vorwurfs faßte sie seine Hand und sprach: „Du böser Mann, kommst Du endlich wieder einmal zu Deiner Sabina? Hast Du mich und die Kinder denn gar nicht mehr lieb, daß Du uns so lange verlassen kannst?"

Und welchen Erfolg hatten diese wohlgemeinten zärtlichen Worte? Blitzesschnell verschwanden auf Leonardo's Angesicht die Züge seiner Reue und Beschämung, und Aerger, Trotz, Stolz und Spott drückten sich in seinen Mienen, in seinen blitzenden Augen aus.

„So ist's gemeint?" rief er hastig aus. „Ihr Beide treibt nur abgekartetes Spiel mit mir! Ihr wollt Eure Seele an mir weiden, wie an einem armen Sünder, der auf den Knieen um Gnade bettelt? Zum Teufel mit Euch!!"

Und damit riß er sein Gewehr vom Baume, rief dem Hunde und eilte mit flüchtigen Schritten davon. Sabina, die

Kinder, der Großvater riefen ihm nach unter lauten Thränen; er aber achtete dies Alles nicht, stürmte wie ein Wüthender fort und war bald im Gehölze verschwunden.

Das ist der traurige, todbringende Sieg der Selbstsucht und der Hoffart über den heiligen Geist Gottes, ein Sieg, der schon das grausigste Elend über die verblendeten Menschen gebracht hat. Wäre Sabina nicht gekommen, oder hätte sie in der Ferne gestanden, still und ruhig, — Leonardo würde sich zu den Füßen seines Vaters, an das Herz seines Weibes geworfen und um Vergebung gebeten und Besserung gelobt haben; aber Sabina's unerwartete Dazwischenkunft, ihre, wenn auch noch so herzlich und liebreich gemeinten Vorwürfe im selben Augenblicke, wo Leonardo sich selbst die meisten Vorwürfe machte, ertödteten mit einem Male den erwachten bessern Geist, und der böse Geist zog wieder ein und brachte sieben andere noch bösere Geister mit sich.

Es ist wahr, daß eine größere Menschenkenntniß, eine tiefere Kenntniß der Seele in gar vielen Fällen manches verstockte und verhärtete Gemüth zur Reue und Buße und Besserung führen würde; und unzeitiger Eifer, unzeitige Vorwürfe, ja selbst unzeitige Zärtlichkeit haben schon oft wieder übel gemacht, was ein geschickt angebrachtes Warnungswort gut gemacht hatte. Aber bleibt es nicht immerhin schmerzlich, daß das schwache und trotzige Ich des Menschen sich durch solche Dinge vom guten Wege wieder abbringen läßt? Das ist eben die falsche Schaam, welche noch an Außendingen hängt; wo aber der Stolz wirklich gebrochen ist, wo die wahre Schaam vor Gott die Seele erfüllt, da ist auch die wahre Demuth, die sich durch nichts wieder hinwegnehmen läßt und der es nur lieb ist, wenn sie gezüchtigt wird.

Die Reue des verlorenen Sohnes, die sich in den Worten der vollendeten Demuth aussprach: „Ich bin nicht

werth, daß ich Dein Sohn heiße!“ diese Reue war die wirkliche Wiedergeburt des Herzens; denn so Jemand in Christo ist, so ist er eine neue Creatur. Leonardo aber kannte den Herrn Christus noch nicht, obgleich er ein Christ war; und so ging er im Augenblicke seiner beginnenden Rettung auf's Neue und viel schneller den Weg des Verderbens.

2.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht, die auf diesen für die Familie des Leonardo so traurigen Tag folgte, ertönte auf einmal ein heftiges, fast ängstliches Pochen an der Hausthüre. Sabina, welche nicht schlafen konnte, weil der Kummer und Gram an ihrem Herzen nagte, erhob sich von ihrem Lager, eilte nach der Thüre und fragte: „Wer ist da?“

„Um Gottes willen, mach' auf!“ antwortete die Stimme ihres Gatten. Sabina öffnete und Leonardo stürzte bleich und verstört herein und schloß die Thüre hinter sich mit einer solchen Angst und Hastigkeit zu, daß man hätte fürchten müssen, er werde von Räubern und Mördern verfolgt.

„Leonardo, was ist Dir?“ fragte Sabina, bebend vor Furcht. „Es ist Dir doch kein Unglück begegnet? Ach, Leonardo, rede nur! Dein Schweigen, Deine Unruhe tödten mich!“

„Sabina,“ sagte nun der Gatte, „Du hast mir immer gesagt, daß Du mich lieb hast. Ich will's glauben; aber beweise mir's! Wenn Du gefragt werden solltest, ob ich diese Nacht zu Hause gewesen bin, willst Du sagen: Ja? Antworte!“ fuhr Leonardo in ängstlicher Hast fort — „wenn Du mit Deinen Liebesschwüren mich nicht betrogen hast, willst Du thun um was ich Dich bitte?“

Noch ehe aber Sabina von ihrer Bestürzung sich sammeln konnte, wurden Schritte auf der Treppe laut; der Großvater, durch den ungewöhnlichen Lärm aufgeschreckt, kam

herunter und fragte, was es gäbe. Leonardo eilte nun auf den Vater zu, fiel zu seinen Füßen nieder und sprach: „Vater, ich bin es nicht werth, daß Ihr mir Etwas zu Liebe thut! Aber wenn Ihr mit Eurem Sohne noch Mitleid habt, so rettet mich und bringt mein Weib dahin, daß sie ein Gleiches thut!"

„Ich verstehe Dich nicht!" antwortete der Greis. „Was ist denn geschehen? Was können wir thun, um Dich zu retten? Und vor wem denn? Wer will Dir denn ein Leid thun?"

„Ach, habt Barmherzigkeit mit mir!" rief nun Leonardo aus. „Ich habe einen Mann erschlagen!"

„Mörder!" schrie der Greis auf und trat einige Schritte von seinem Sohne entsetzt zurück; Sabina aber brach in lautes Weinen aus und stürzte kraftlos auf einen Stuhl nieder.

„Vater," fuhr Leonardo fort, „stoßt mich nicht in das äußerste Elend! Verdammt mich nicht, ehe Ihr mich gehört habt. Ihr sollt Alles, Alles wissen; aber jetzt nicht, — ich habe keine Worte für mein Verbrechen. Aber rettet mich! Es ist möglich, daß sie meine Spur nicht auffinden! Allein wenn es geschieht, wenn Ihr und Sabina nach mir gefragt werdet, wollt Ihr bezeugen, daß ich diese Nacht bei Euch gewesen bin?"

„Also einen falschen Eid, falsches Zeugniß verlangst Du von uns?" fragte der Greis.

„Vor Menschen, aber nicht vor Gott!" setzte Leonardo schnell hinzu. „Ich will alle Buße thun, die Ihr mir auflegt, ich will Zeit meines Lebens im Elende, in der Verbannung leben, — nur rettet mich vor dem menschlichen Arme. Vater, Sabina! — habt Ihr kein Mitleid mit Eurem unglücklichen Leonardo?"

Der Greis schwieg; er kämpfte den schweren Kampf

zwischen Liebe und Mitleid mit seinem Sohne und zwischen der Furcht vor Gott und seinem Gerichte.

„Ich thue es!“ sagte endlich Sabina mit Entschlossenheit. „Ich will verloren sein, wenn ich Dich retten kann, Leonardo!“

„Halt!“ rief der Greis dazwischen. „So schnell verkaufe nicht Deine ewige Seligkeit! Noch weiß ich nicht, was ich thun soll! Wir Beide müssen aber Eins sein, wenn Leonardo gerettet werden soll. Nimm Dein Wort zurück, Sabina! Morgen früh wollen wir Rath halten und bis dahin Gott um Erleuchtung bitten. Geh' jetzt zur Ruhe, mein Sohn, wenn Du ruhen kannst, und wende Dich selbst im Gebete zu Gott, daß er Dein Herz regiere und Dir sage, was Du thun sollst. Diese wenigen Stunden wird es noch Zeit haben!“

Der Greis zog sich darauf in sein Kämmerlein zurück und gebot den Beiden dasselbe zu thun.

Am Morgen durchlief die Stadt das Gerücht, es sei in der Nacht im nahen Walde ein Mann, der Jäger des angrenzenden Gutsbesitzers, erschlagen worden, ohne Zweifel von Wilddieben; den Leichnam habe man in seinem Blute liegend gefunden und in seine Behausung geschafft.

Da die Brüder Lucil nicht im besten Rufe standen, so bezeichnete die Stimme des Volkes gar bald diese Beiden als die muthmaßlichen Mörder, oder wenigstens als solche, welche auf irgend eine Weise dabei betheiligt sein müßten. Auch der junge Francisco wurde als Theilnehmer am Morde den beiden Brüdern mit beigesellt, während im Volke eine gewisse Furcht und Scheu zu herrschen schien, den Namen Leonardo mit auszusprechen; trotz dem, daß man wohl wußte, wie gern und wie oft dieser den wilden Jagdstreifereien jener Drei sich angeschlossen hatte. Aber bald mußte freilich die Stimme des Volkes schweigen; die Polizei selbst gab zu Gunsten der drei Angeklagten den Ausschlag, indem sowohl die beiden

Lucil's wie Francisco um einiger Raufereien willen mit dem einbrechenden Abende waren zur Haft gebracht worden, der Mord aber erst um die Mitternachtszeit geschehen sein konnte, da der erschlagene Förster bis Nachts eilf Uhr bei seiner Familie gewesen war.

Im Hause Leonardo's aber gab es von der Zeit seiner Rückkehr an keine Ruhe. Nur der in Sünden ergraute Verbrecher, der sein Gewissen völlig ertödtet hat, vermag nach einer vollbrachten Schandthat sich zur Ruhe zu begeben; Leonardo aber war noch ein Neuling und Anfänger in der Gottlosigkeit; sein Gewissen folterte ihn mit den schauerlichsten Qualen und verscheuchte allen Schlummer von seinen Augen. Sabina vollbrachte die Nacht mit Weinen und Beten und mit erfolglosem Mühen, ihren Gatten zu trösten und aufzumuntern; der Großvater aber kämpfte im Gebet den schweren Kampf fort, der seine Seele zwischen Vaterliebe und Gottesfurcht theilte.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als er in seines Sohnes Zimmer trat und ihn mit ruhigem Ernst aufforderte, den Vorfall zu erzählen; dann erst könne er sich entscheiden, was er thun wolle.

Leonardo begann nun also: „Ich verließ Euch in der unglückseligen Verblendung, daß Ihr Beide es darauf abgesehen hättet, mich zu demüthigen und Euch an meiner Erniedrigung zu ergötzen. Ich redete mir ein, daß meine Lebensweise durchaus nichts Tadelnswerthes habe; ich war erbittert gegen Euch, mein Vater, daß Ihr mich wie ein unmündiges Kind behandelt, und am meisten erbittert gegen Dich, Sabina, weil Du mit dem Vater gegen mich Partei genommen hattest, und ich gerade von Dir erwartet hatte, daß Du mich vertheidigen würdest. So verließ ich Euch mit Wuth und Ingrimm erfüllt; ja ich läugne es nicht, selbst böse Rachegedanken gegen Euch Beide stiegen in meiner Seele auf. Ei-

nige Stunden lang irrte ich im Walde umher; es war eine helle, freundliche Mondnacht; Alles lag in tiefem Frieden, nur in mir tobte die böse Lust, und wären mir einige Thiere zum Schuß gekommen, vielleicht hätte sich mein blutgieriges Herz abgekühlt; denn ich lechzte nach Blut. Aber der strafende Gott im Himmel wollte, daß mein Unglück, mein Verderben vollendet werden sollte. Ich blieb im Walde das einzige lebende Wesen, ich blieb allein mit meiner Mordlust. Unwillig werfe ich mich auf das Moos nieder, immer mehr von der Frage gepeinigt, was ich thun soll. Da höre ich auf einmal Schritte und bald darauf steht der Förster des Grafen Mallé vor mir. Er fragte mich barsch was ich hier auf dem Reviere seines Herrn treibe und schalt mich zugleich einen Wilddieb. Dies brachte mein schon kochendes Blut in die glühendste Fieberhitze. Ohne Weiteres ergriff ich meine Flinte und schlug mit mordsüchtiger Gewalt auf den Förster ein; bald stürzte derselbe zur Erde nieder, — ich sah sein Blut fließen, und nun rief es mit einem Male in mir: Mörder, Todtschläger! Die entsetzlichste Angst ergriff mich; ein zweiter Kain, mit dem Blutzeichen auf der Stirne, durchirrte ich den Wald. Ich wollte mehrmals Hand an mich selber legen, — aber ich hatte den Muth nicht dazu; ich dachte an Euch, an meine Kinder, — ach, es giebt keine Qual in der Hölle, die größer wäre, als die meine. So kam ich hierher zurück, und nun wisset Ihr Alles. Mein Leben steht in Eurer Hand; ich will es nicht von Euch erbitten, denn ich bin des Lebens nicht werth. Thut an mir, was Ihr vor Gott an mir schuldig sei. Ich bin nun ruhiger, — ich glaube, ich könnte jetzt sterben, nur damit mein Verbrechen gesühnet werde!"

„Nimmermehr!" rief Sabina unter Thränen aus. „Du darfst nicht sterben, Leonrado! Möge mir Gott, wenn ich seiner Gnade unwerth bin, meine Sünde behalten, aber ich

rette Dich. Ich schwöre auf meiner Seelen Seligkeit, daß Du nicht der Mörder bist!"

„Sabina," sagte der Greis mit ernstem Kopfschütteln, „gilt Dir das heilige Gebot Gottes, gilt Dir Deiner Seele Seligkeit so wenig, daß Du so schnell bereit bist, sie zu opfern?"

„Was wollt Ihr thun, Großvater?" fragte das Weib mit Angst und Zittern.

„Der Wahrheit die Ehre geben!" antwortete der Greis ruhig und ernst, während seine Augen voll Thränen standen. — „Mein Sohn," fuhr er nun zu Leonardo gewendet fort: „Ich werde nicht Dein Ankläger sein, aber wenn das Gericht mich fragt, ob Du der Mörder bist, so werde ich sagen: Ja, Du bist es! Gottes Gnade ist mächtig und groß; der allmächtige und allbarmherzige Gott regieret der Menschen Herzen wie Wasserbäche; Gott allein kann Dich noch retten, aber nicht wir. Ich werde thun was ich vermag, ich werde Zeugniß für Dein sonst gutes Herz ablegen, wie gut ich's nur kann; vielleicht macht das Wort, die Fürbitte eines siebzigjährigen Greises Eindruck auf Deine Richter; vielleicht hat der König Mitleid mit Deiner Jugend. Aber dies ist Sache Gottes, nicht der Menschen. Leonardo, ich kann Dein Haupt fallen sehen, obgleich mir dieser Anblick selbst den Tod bringen wird; aber ich kann nicht falsches Zeugniß ablegen für Dich, ich kann den heiligen und gerechten Gott nicht zum Zeugen einer Lüge anrufen! Stirbst Du auch den Tod des Mörders, — auch der Uebelthäter am Kreuze fand Gnade vor dem Herrn; wir können uns dann in der Ewigkeit wiederfinden. Aber wenn ich falsches Zeugniß für Dich ablege, so sind wir Beide auf ewig verloren!"

Leonardo hörte diese Worte mit ernster Trauer an. „Ich wußte," sagte er, „daß Ihr nicht anders handeln würdet; ich habe auch nichts Besseres verdient. Ich kann und mag

auch nicht mehr leben; ich vermag diese entsetzliche Last meines Gewissens nicht ein ganzes Menschenleben hindurch tragen. Ich will sterben, — denn der Tod wird mir Ruhe bringen. Gott erbarme sich meines Weibes und meiner Kinder!"

Sabina brach in den lautesten Schrei der Verzweiflung aus; sie fiel zu den Füßen des Greises nieder und sprach: Vater, habt Mitleid mit Eurem Sohne! Habt Mitleid mit mir und meinen armen Kindern. Gott ist gnädig und barmherzig; er wird uns unsere Sünde vergeben!"

„Sabina," entgegnete der Greis ernst, „Du weißt nicht, was Du redest! Irre Dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Beruhige Dich jetzt! Noch ist es nicht so weit, noch sind tausend Wege offen, die Deinen Gatten retten können; aber der Weg, auf welchem Du gehen willst, führt uns Alle in's Verderben!"

Jetzt entstand auf einmal ein großer Tumult auf der Straße, und bald darauf traten vier Gerichtssoldaten in's Haus welche laut und stürmisch nach Leonardo fragten. Sabina packte in der Angst der Verzweiflung ihren Gatten am Arme und wollte ihn in das anstoßende Zimmer ziehen, aber Leonardo leistete kräftigen Widerstand und sagte: „Ich will nicht gerettet sein! Mich treffe der Fluch, den ich auf mich geladen habe!"

Die Häscher drangen in's Zimmer und stürzten auf Leonardo los.

Was wollt Ihr?" rief das unglückliche Weib. „Mein Mann ist unschuldig! Er hat den Förster nicht erschlagen! Ich will es Euch bei Gott und allen Heiligen beschwören, daß mein Leonardo die ganze Nacht unser Haus nicht verlassen hat!"

Die Häscher aber lächelten mit kalter Ruhe und der Eine sagte: „Weib, gebt Euch keine unnöthige Mühe! Der Todte selbst hat geredet, und sein Zeugniß gilt mehr als das Eure!"

„Der Todte hat geredet?" wiederholte Leonardo mit Entsetzen. „Was wollt Ihr damit sagen?"

„Nichts weiter," antwortete der Häscher, „als daß Ihr einen Schlag zu wenig gethan habt, um den Hauptzeugen Eures Verbrechens unschädlich zu machen. Der Ermordete ist auf kurze Zeit wieder zur Besinnung zurückgekehrt, um dem Gerichte Euren Namen nennen zu können. Ob er jetzt noch lebt, weiß ich nicht; es ist nicht sehr wahrscheinlich, denn Ihr habt eine starke Faust und einen starken Arm, Leonardo, das muß man Euch lassen. Aber der erschlagene Mann ist auf lange genug wieder lebendig geworden, um seinen Tod an seinem Mörder zu sühnen: Auf, folgt uns!"

„Herr und Gott!" rief der Greis jetzt aus und faltete seine Hände über die Brust! „Du hast Alles wohl gemacht! Du hast mich von der Höllenpein meines Herzens befreit und uns den Weg zur Gnade offen gelassen. Herr Gott, ich danke Dir!"

Sabina war aber eines solchen Dankes nicht fähig. Sie fiel zu den Füßen der Häscher nieder, umklammerte ihre Kniee und bat um Gottes Barmherzigkeit willen um Mitleid, um Freiheit für ihren Gatten. „Nehmt mich statt seiner!" setzte sie hinzu: „Ich bin die eigentliche Mörderin! Ich habe meinen Leonardo aus dem Hause getrieben, ich habe den Zorn in sein Herz gelegt! ich bin allein die Schuldige! Wenn ein Menschenleben den Mord sühnen kann, so nehmt das meine!"

„Stehe auf, mein treues Weib!" sagte Leonardo und hob die unglückliche Gattin vom Boden auf. „Ich bin solcher Liebe und Treue nicht werth. Ich muß tragen, was ich verschuldet habe. Bete aber für mich zu Gott! Er allein kann alles wenden!"

„Erlaubt Ihr mir," fragte er jetzt die Häscher „das ich von meinen Kindern Abschied nehme?"

Der Anführer der Häscher sah den Leonardo zweifelhaft und mit verdächtigen Blicken an; dann aber sagte: er „Geht und kehrt bald zurück! Ich will Euch vertrauen!"

Und nun ging Leonardo in's Zimmer, wo seine drei Kinder noch ruhig und friedlich schliefen und nicht ahnten, daß sie den Vater vielleicht nie wieder sehen sollten. Sabina wollte ihn begleiten; er aber hielt sie zurück und nach wenigen Minuten trat er wieder in's Zimmer ein und sprach: „Nun bin ich fertig! — Vater," wandte er sich nun an diesen: „verdammt Euern Sohn nicht! Euer Gott ist der meine! Wohl mir, daß ich das jetzt in einer Weise sagen kann, wie bisher noch nie. Und Du, Sabina, trockne Deine Thränen. Ich weiß, wir sehen uns wieder! Erzähle den Kindern, ich sei auf eine weite Reise gegangen! Entziehe mir Deine Liebe, Dein Mitleid nicht und hoffe mit mir zu Gott!" Dann entriß er sich der Umarmung seines Weibes, umfaßte die Kniee seines Vaters, der seine zittende Hand auf das Haupt seines Sohnes legte und nichts sagen konnte, als die Worte: „Der Herr sei mit Dir und mit uns!"

Und nun verließ Leonardo in der Mitte der Häscher sein Haus und trat bald darauf in die Finsterniß des Kerkers ein.

3.

Die Aeußerung des Häschers: Der Todte hat geredet! beruhte auf Wahrheit. Der in seinem Blute schwimmende Mann war zeitig genug aufgefunden worden, um das noch nicht völlig entflohene Leben zu erhalten; wenn auch nur auf kurze Zeit. Der arme Jäger, der nur seiner Pflicht genügt hatte, war von Leonardo's gewaltigen Flintenschlägen so übel zugerichtet worden, daß wenig Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden war; besonders erregten die tiefen Wunden am Haupte das bedenklichste Kopfschütteln des Wundarztes. Abgesehen aber von der Menschenpflicht überhaupt, welche zur

Rettung des Lebens unseres Nächsten jedes mögliche Opfer verlangt, lag es noch besonders in der Gerechtigkeit des Gesetzes, die letzten Mittel zur Erhaltung des Lebens aufzubieten, weil natürlicher Weise von dem Leben oder dem Tode des Gemißhandelten Leonardo's ferneres Schicksal abhing.

Gott aber hatte Gnade für den unglücklichen Mann, den das stolze, trotzige und hoffärtige Herz auf den Weg des Verderbens geführt hatte. Bereits am dritten Tage nach dem Mordanfalle erklärten die Aerzte mit ziemlicher Sicherheit, daß der Jäger am Leben bleiben werde; doch reichte der Umstand, daß nur die so zeitige Auffindung des erschlagenen Mannes die Lebensrettung möglich gemacht hatte, allerdings hin, die Strafbarkeit Leonardo's bis zu einem bedenklichen Grade zu erhöhen.

Der Proceß dauerte mehrere Monate, weil Leonardo's geschickter Vertheidiger immer wieder neue Gründe auffand, welche die Strafbarkeit des Angeklagten milderten und die Untersuchungshaft hinausschoben. Eine qualvolle Zeit der Unruhe und Angst für den armen Gefangenen, der zwischen Tod und Leben schwebend nicht einmal den Trost haben konnte, die Seinen zu sehen und zu sprechen. Niemand als ein alter Priester trat zuweilen in seinen finstern Kerker ein, um ihm, wie er sagte, die Tröstungen der Religion zu bringen. Aber der alte Mann, der wohl seine Messen gut lesen konnte, war freilich nichts weniger als ein Kenner des menschlichen Herzens, und von einer tiefen Auffassung des christlichen Glaubens selber so fern, daß er die Wunden der Seele nicht zu heilen vermochte. Am gewandtesten war er noch in der Schilderung der Qualen des Fegfeuers und der Hölle, und betäubte damit das Herz des armen Leonardo, der ohnedies schon ein Fegfeuer und eine Hölle in seiner Seele trug, und nach Rettung daraus verlangte.

Der alte Priester, der in seinen eigenen Lebenserfah-

rungen eine seligmachende Kraft des Glaubens nicht auffand, der nur das Gesetz zu predigen wußte und die Anklagen des Gewissens mit der Schlüsselgewalt der Kirche entweder band oder lösete, — nie war er im Stande, das Wort der Schrift: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden!“ als den Grundstein der Wiedergeburt des neuen Menschen, und wiederum das andere Wort: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selber, und rechnete ihr ihre Sünde nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung;“ als den Schlüssel zum Geheimnisse der Erlösung und der Seligkeit zu verstehen und zu erklären!

Hätte der alte Vater Leonardo der Beichtvater seines Sohnes werden dürfen, er hätte es besser verstanden, die niedergeschlagene Seele des Gefangenen wieder aufzurichten; es wäre auch ihm selber besser gewesen. Denn seit jenem unglücklichen Tage schien die Kraft des Greises mit Einem Male gebrochen zu sein. Nicht etwa, daß er klagte oder in seinem Schmerze untröstlich war; vielmehr trug er den Kummer seiner Seele mit der stillsten und demüthigsten Geduld; er pries Gott für die Züchtigung, die er noch in seinen letzten Lebenstagen erfahren sollte; er sprach mit der zärtlichsten Liebe von seinem Sohne und erquickte das Herz seiner Schwiegertochter mit seinen Tröstungen und den Hoffnungen für ihre und ihres Gatten Zukunft. Er theilte Leben und Kraft für Alle aus, nur für sich selber hatte er weder das Eine noch das Andere; er welkte sichtbar dem Grabe zu; denn es war, als hätte jene unglückliche Nacht den Stengel seiner Lebensblüthe zerknickt, so daß die Verwelkung unaufhaltsam eintreten mußte.

Sabina dagegen zeigte sich ganz anders. Als sie einmal den ersten Schmerz überstanden, und Ergebung in Gottes Willen in ihrer Seele die Hoffnung auf eine Wiederkehr

glücklicher Zeiten hervorgebracht hatte, gewann sie wunderbar Muth und Kraft: Die Ueberzeugung, daß sie nun ihren eigenen mütterlichen Pflichten noch die des Vaters zulegen müsse, erhob ihre liebende Sorge um die Kinder und um das Hauswesen; sie war glücklich, ja selig in dem Gedanken, ihre Kinder an Leib und Seele so zu erziehen, daß der Vater, wenn er sie wieder sehen würde, woran sie auch nicht im Geringsten zweifelte, in ihrem Anblicke all' sein überstandenes Leid vergessen würde. Das arme Weib! Das Eine konnte sie wohl thun, aber das Andere nicht; ihre Kinder konnte sie mit Gottes Hilfe zu christlichen Menschen erziehen, aber nicht den Ruin ihres äußeren Wohlstandes aufhalten.

Der Proceß verzehrte nach und nach die ganzen Habseligkeiten des Pächters; und als dieser kostspielige Proceß zu Ende war, stand die arme Sabina mit ihren Kindern und dem todkranken Großvater entblößt und aller Mittel beraubt da; sie mußte die Pachtung verlassen und in einer ärmlichen Hütte ihre Wohnung aufschlagen. Zur Erhaltung des leiblichen Lebens blieb ihr weiter nichts übrig, als Tagelöhnerarbeit oder Bettelngehen.

Jetzt wurde das Urtheil gefällt; das Gericht sprach sechsjährige Galeerenstrafe über Leonardo aus. Als der alte Vater dies Urtheil erfuhr: faltete er die Hände und sprach: „Herr Gott, erbarme Dich!" dann schloß er seine Augen auf immer. Und als Leonardo nach Marseille abgeführt wurde, ging er bei einem Leichenzuge vorüber, der nur aus den Sargträgern und dem Priester mit den Chorknaben bestand.

„Wen begrabt Ihr da?" fragte er.

„Den alten Leonardo!" antworteten die Träger, die den Gefangenen nicht erkannten.

Da blickte Leonardo mit einem furchtbaren Blicke zum Himmel auf! Aber bald füllten sich seine Augen mit Thrä-

nen; er verbarg sein Angesicht in seinen Händen und schritt gesenkten Hauptes vorwärts.

4.

Vier Jahre darauf kam ein reisender Priester nach Marseille. Er war ein Mann von mittleren Jahren; ein einfaches Ordenskleid umschloß einen fast hageren Leib, und die bleichen, eingefallenen Wangen verriethen entweder das begonnene Zerstörungswerk des Todes, oder die Folgen eines ruhelos thätigen Lebens, welches die letzten Kräfte verzehrt, ohne sich die nöthige Ruhe und Erholung zu gönnen. Dies Letzte stellte sich aber sogleich als die wahre Ursache des leidenden Aussehens heraus, wenn man das milde, von Liebe, Mitleid und Wohlwollen leuchtende Auge des Priesters betrachtete. Er erschien dann wie ein Bote, der ausgesandt war, das Elend der Armen und Bedrängten auf seine eigenen Schultern zu nehmen und Trost und Ergebung und Frieden in die Hütten der Trübsal zu bringen.

Als der Priester in Marseille angekommen war, wandte er sich sogleich nach dem Hafen und fragte nach den Schiffen, auf welchen sich die Galeerensclaven befanden.

„Ist es erlaubt," fragte er einen Aufseher, „die armen Gefangenen zu besuchen?"

„O ja!" antwortete dieser mit einem Tone, der nichts weniger als Freude oder Mitleid ausdrückte. „Nehmt Euch in Acht, ehrwürdiger Vater," setzte er hinzu. „Wenn Ihr Geld bei Euch habt, so ist's besser, Ihr verleugnet es; denn sie werden Euch anbetteln, und wenn Ihr nur Einem Etwas gebet, so fallen die Andern wie Raubthiere über Euch her!"

„Sorget nicht darum, guter Freund!" entgegnete der Priester mit schmerzlichem Lächeln „Wenn Geld allein helfen und lindern könnte, so wäre mein Besuch freilich ein völlig unnützer; denn die wenigen Sous, die ich bei mir trage, wür-

den eine schlechte Hilfe sein. Sagt mir aber, müsset Ihr mich begleiten?"

„Ist nicht nöthig!" antwortete der Aufseher kurz und kalt. „Die Herren von der Galeere können nicht gut davonlaufen; und Ihr werdet doch wohl die Ketten nicht zerschneiden oder zerbrechen!"

Und somit ließ er den Priester allein, der nun seine traurige Wanderung von Galeere zu Galeere begann. Welch ein herzzerschneidender Anblick! Wohin das Auge sah, erblickte es das menschliche Elend in seiner schauerlichsten Größe, die menschliche Freiheit in ihrer tiefsten, schmachvollsten Erniedrigung. Die Sclaven, mit schweren eisernen Ketten an die Schiffe geschmiedet, bleichen und abgehärmten Angesichts, glichen dem lebenden Tode, der das Leben verhöhnte; es war wie eine Colonie aus dem Grabe Erstandener, welche durch ihren Anblick und durch ihre mühseligen Arbeiten bestimmt zu sein schienen, das Wort der Schrift: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen!" in eine Satyre auf die göttliche Weltregierung, auf die erbarmende Vaterliebe Gottes und auf das Christenthum zu verwandeln.

Die meisten verrichteten ihre Arbeiten mit einem wilden, finstern Trotze, dem Abzeichen einer grausigen Verzweiflung, eines furchtbaren Racheplanes, der nur auf die Stunde der Freiheit hoffte, um Tod und Verderben über die Menschheit zu bringen; nur Einzelne ließen in ihren Mienen und Geberden eine stille Ergebung in ihr beklagenswerthes Schicksal erkennen und schlugen die Augen vor dem Priester nieder, wenn er sich ihnen nahete.

Unter diesen befand sich auch ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der dem Reisenden besonders auffiel. Obgleich das Elend und die mühselige Arbeit sich in seinem mageren, abgehärmten Angesichte aussprach, so lag doch in allen

seinen Zügen eine rührende Demuth und Geduld, und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein sanftes, mildes Wesen, welches sowohl den tiefen Schmerz und die herzlichste Reue über das Verbrechen, das ihn hierher gebracht hatte, wie die christliche Unterwerfung unter das schmachvolle Geschick aussprach. Ja der Priester sah deutlich, wie über die bleichen Wangen des Galeerensclaven eine Thräne nach der andern lief und auf den Boden des Schiffes niederfiel.

Von dem innigsten Mitleide gedrängt, nahte sich der Priester dem jungen Manne und sagte: „Mein Freund, Du weinst? Was ist es, das Dich bekümmert?"

Der Gefangene blickte auf, sah den Fragenden mit der schmerzlichsten Wehmuth an und schüttelte dann das Haupt, als wolle er sagen, daß ihm Niemand in seiner Noth helfen könne.

„Rede!" fuhr der Priester bittend fort: „Vielleicht kann ich doch Etwas thun, um Deinen Kummer zu mildern. Kann Dir mit Geld geholfen werden, so fehlen mir selbst zwar die Mittel dazu, aber ich würde mit Gottes Hilfe wohlthätige Freunde auffinden, die sich Deiner annehmen. Das Wenige, was ich bei mir trage, ist völlig Dein!"

Der Gefangene schüttelte immer noch mit schmerzlichem Lächeln das Haupt; endlich sagte er: „Ach, ehrwürdiger Herr, mein Elend läßt sich nicht mit Geld mindern oder gar hinwegnehmen. Was ich zu diesem jammervollen Leben, daß ich hier führe, bedarf, das habe ich, und es ist so wenig, daß es mich nicht bekümmern könnte. Was mir am Herzen liegt, ist eine Last, die in ihrer grausamen Schwere mich bald erdrücken wird; ich kann sie nicht länger tragen!"

Der Sträfling wurde in seiner Klage durch neue Thränen unterbrochen; er, ein ernster, starker Mann, weinte wie ein Kind.

„Habe Vertrauen zu mir," fuhr der Priester fort: „Viel-

leicht ist es doch möglich, Dich zu trösten oder Dein Elend zu erleichtern. Ist doch keine Last so groß und so schwer, daß nicht der allmächtige und allbarmherzige Gott in seinem Worte eine Linderung dafür gegeben hätte!"

„Ja," rief der Gefangene mit wehmüthiger Freude aus, „diese Eure Worte selbst bezeugen die Wahrheit Eurer Rede. Vier Jahre bin ich nun hier in diesem schmachvollen Aufenthalt; Tag für Tag Nichts als die mühseligsten und erniedrigendsten Arbeiten; wohin ich blicke, sehe ich nur Leidensgenossen, aus deren Munde nichts als Murren und Fluchen kommt. Die Aufseher haben kein Mitleid mit uns; sie betrachten uns wie den Auswurf der Menschheit; sie denken nicht daran, uns zu bessern oder unser trauriges Loos erträglich zu machen. Sie haben kein freundliches Wort für uns; Schimpf- und Schmähreden, Drohungen und Züchtigungen, — das ist Alles, was wir von ihnen erfahren. Herr," fuhr der Gefangene eifriger fort, „seit vier Jahren seid Ihr der Erste, der menschlich mit mir redet, der Mitgefühl und Mitleid mit meinem Elende hat; und diese Theilnahme ist mir ein so erquicklicher Trost, daß es in aller meiner Jammernacht doch wie ein freundliches Licht auf meine Seele fällt. O, Gott lohne es Euch, ehrwürdiger Herr. Nun, da ich weiß, daß noch Mitleid auf Erden ist, will ich auch wieder auf Mitleid im Himmel hoffen!"

„Ich lasse Dich nicht," sagte der Priester im Tone dringlicher Menschenliebe: „Du mußt offener gegen mich sein; Du mußt mir Dein Leid, Deinen Kummer mittheilen; vielleicht kann ich doch Dir helfen!"

„Nun denn!" sagte der Gefangene. „Ich will Euch meine Beichte thun. Schon daß ich meinen Schmerz in eine mitfühlende Seele niederlegen kann, wird mir Trost bringen. Ich heiße Leonardo und bin der Sohn eines Pächters aus Hyères; es gibt keinen braveren und rechtschaffeneren Mann,

als meinen guten Vater, der mir Zeit seines Lebens nur gute Lehren gegeben hat, und durch sein eigenes Beispiel mir ein Vorbild eines Gott wohlgefälligen Lebenswandels gewesen ist. Aber in mir selbst lebte ein böser Geist; der Umgang mit leichtsinnigen, gottentfrembeten Menschen nährte meine eigene Lust an einem unordentlichen, arbeitsscheuen Leben. Ich gerieth von einem Irrwege auf den andern, wurde kalt in meiner Liebe zu Weib und Kind, vernachlässigte mein Hauswesen und trieb mich Tage und Nächte lang umher, führte das ganze schauerliche, von Sünden begleitete Leben eines Wildbiebes, und war auf dem besten Wege, mein zeitliches und ewigliches Wohl zu vernichten. Zu meinem Unglücke sollte ich den Verlust des zeitlichen Wohles eher, als ich fürchtete, erleiden. Mein guter Vater hielt mir eines Tages mein sündliches Leben in aller väterlichen Liebe und Schonung vor; ich ward gerührt und war im Begriff, mich meinem Vater zu Füßen zu stürzen und um seine Verzeihung zu flehen. Da trat plötzlich mein armes Weib hinzu; eine unheilvolle falsche Schaam erfüllte meine Seele; ich glaubte, ich würde verrathen von Vater und Gattin; der böse Geist nahm mich gefangen, — ich entfloh den Warnungen und Bitten der Meinigen, und das Herz von Rachegluth gegen die ganze Menschheit, stürzte ich hinaus in den Wald, traf auf einen Jäger, der mir das freie Jagen wehren wollte, und schlug ihn nieder. Ich hielt ihn für todt und hoffte durch ein falsches Zeugniß der Meinigen Rettung von der weltlichen Strafe; aber der Todte wachte auf und zeugte gegen mich. Ich ward eingezogen und nach einem langen Processe zu sechsjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. So sehr diese schauerliche Strafe mich demüthigte und unglücklich machte, so war dies doch nichts gegen das andere doppelt größere Unglück, was mein Herz und Gewissen zu gleicher Zeit belastete. Mein Prozeß verzehrte das kleine Vermögen, das mir bei meinem unordentlichen Leben noch

geblieben war; und mein Weib und meine drei Kinder fielen der dürftigsten Armuth anheim. Und als ich aus meinem Gefängnisse abgeführt wurde, begegnete ich dem Sarge meines Vaters; der Gram um mich, über die Schande, die ich seinem ehrlichen Namen gemacht, hatte ihm den Tod gegeben!"

Leonardo unterbrach sich hier, weil der tiefste Schmerz der Reue, die folternde Pein des Gewissens die Sprache nahmen.

Der Priester selbst stand erschüttert und vermochte für den Augenblick nur durch sein Schweigen das Mitgefühl seines Herzens auszudrücken. Eben aber, als er mit Trosteswortten sich an den unglücklichen Leonardo wenden wollte, nahm dieser das Wort wieder und sagte: „Und doch ist diese grausige Erinnerung an meine Schandthaten nicht der einzige Schmerz, der heute mich quält, und mich unglücklicher macht, als ich es nur jemals gewesen bin. Diesen Morgen habe ich in Erfahrung gebracht, daß mein gutes armes Weib, meine theure Sabina, und meine drei Kinder nicht allein vor Gram um mich, sondern aus wirklichem äußersten Elende dem Untergange nahe sind. Meine Sabina ist durch das langjährige Leiden und Sorgen krank und schwach geworden, daß sie nicht mehr arbeiten kann; meine Kinder sind noch zu klein, um Etwas zu verdienen. So sind denn die Meinigen der Bettlerarmuth und dem Hungertode ausgesetzt; und das Alles um meines schandbaren, sündhaften Lebens willen. Ich bin der Mörder meines Vaters, der Mörder meines Weibes und meiner Kinder, der Zerstörer meines häuslichen Glückes! Ach, wäre ich frei! Vielleicht wäre es noch möglich, diesen äußersten Jammer von mir abzuhalten! Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, mit meinen gesunden Armen die Meinigen dem Hungertode zu entreißen! Ach, Herr, habt Ihr ein Wort des Trostes für mich? Nein, — es giebt kein's für mich auf Erden! Ich soll, beladen mit dem Fluche meines Vaters,

meines Weibes und meiner Kinder vor den Richterstuhl Gottes treten; der Angst- und Schmerzschrei meiner verhungernden Kinder soll mir auch den letzten Trost im Tode noch rauben!"

„Fasse Dich, mein armer, unglücklicher Freund!" tröstete der Priester. „Gott hat Gnade und Hife für Alle, warum nicht auch für Dich! Es ist wahr, Du hast schwer gefehlt, und es ist nur Deiner Bosheit Schuld, daß Du so gezüchtigt wirst; aber jetzt ist es nicht Zeit, Dir darüber Vorwürfe zu machen; auch könnte Niemand Dir Deine Schuld fühlbarer auseinandersetzen, als Du selbst es thust, deshalb glaube ich an Deine Reue!" —

„Ach," unterbrach ihn Leonardo, „wie gern wollte ich die härteste Strafe auf mich laden, wie gerne tausendmal sterben, und Pein leiden, wenn ich dadurch mein Weib und meine Kinder vom Tode retten könnte!"

„Nein, nicht sterben!" entgegnete der Priester. „Bitte vielmehr Gott noch um recht langes Leben, daß Du möglichst wieder gut machen kannst, was Du Uebels gethan hast. Sagtest Du nicht, Leonardo," — fuhr nun der Priester fort, — „daß Du noch zwei Jahre lang Deine Strafe aushalten müßtest?"

„Ja," antwortete der Gefangene, „noch zwei entsetzlich lange Jahre, binnen welchen mein Weib und meine Kinder zehnmal verderben können; mir gleichsam zwei Jahrhunderte voll Qual und Elend. Ich werde diese zwei Jahre nicht überleben! Die Nachricht von dem Tode der Meinen wird mich in Verzweiflung stürzen, — und Gott sei mir gnädig; — was ich dann thue, weiß ich nicht!"

„Nicht so stürmisch!" warnte der Priester. „Der Christ soll nimmer an Gottes Hilfe verzweifeln. Sage mir, mein Freund, kannst Du denn je hoffen, daß der König Dich begnadigt?"

„Nein!“ entgegnete Leonardo trostlos. „Das Jammergeschrei eines Galeerensclaven dringt nicht über die Galeere hinaus, an welche er angeschmiedet ist; und ehe durch Andere die Bitte um Gnade vor des Königs Thron kommt, brauchen mein Weib und meine Kinder keine menschliche Hilfe mehr; der Hunger wird sie bis dahin getödtet haben!“

Der Priester ging einige Augenblicke, in tiefes Sinnen verloren, stillschweigend auf und nieder; endlich blieb er vor dem Gefangenen wieder stehen und sagte: „Leonardo, wenn sich nun Jemand fände, der für Dich hier einträte, der sich Deine Ketten anschmieden ließe und Deine Arbeiten verrichtete — würde man Dir dann die Freiheit schenken?“

„Auf der Stelle, mein Herr!“ antwortete Leonardo feurig und mit einem wunderbaren Leuchten seiner dunkeln Augen. Aber bald legte sich wieder die alte Finsterniß über das gebräunte Angesicht, und im Tone der Trostlosigkeit setzte er hinzu: „Ich Thor, ich armer, armer Mensch! Wie konnte ich nur einen Augenblick mich an diesem Gedanken erquicken! Wo wäre auf der weiten Gotteserde der Mensch, der ohne Schuld, ohne Verbrechen, ohne Noth sich freiwillig einer solchen Schande, einem solchen elenden, mühseligen Leben preisgeben würde? Es ist kein Geld und Gut so groß, daß eine solche Schmach damit aufgewogen werden könnte!“

Der Priester hatte schon die letzten Worte Leonardo's nicht gehört, er war plötzlich davon gegangen und hatte den armen Gefangenen, der die Ursache dieses schnellen Abschieds nicht begreifen konnte, dadurch in die schmerzlichste Bekümmerniß versetzt. Mit einem Blicke der tiefsten Wehmuth blickte er dem Menschenfreunde nach, dem einzigen Menschen, der in den vier Jahren ein freundliches Wort des Mitleids an ihn gerichtet hatte. Es schmerzte ihn tief, daß der Fremde ohne einen Abschiedsgruß, ohne ein Segenswort von ihm ging,

aber er dankte ihm doch von ganzem Herzen das Stündchen Zeit, welches er ihm aufgeopfert hatte.

Und wohin ging der Priester? Er ließ sich bei dem Offizier melden, der die Oberaufsicht über die Galeerensclaven hatte, und der ihm als ein menschlich gesinnter Mann geschildert worden war.

„Mein Herr," sagte der Priester zu diesem, „Sie kennen mich nicht. Ich heiße Vincent, oder, wenn ich Ihnen meinen ganzen Namen vollständig sagen muß, Vincent von Paula."

„Was?" rief der Offizier erschrocken und verwundert aus: „Sie sind der Priester Vincent von Paula? derselbe, der ruhelos umherreiset, um den Armen Gutes zu thun? Der in die finstersten Höhlen des Elends und des Unglücks dringt, um zu trösten und zu helfen? Derselbe, der arm an irdischen Gütern, doch unendlich reich ist an Hilfe für Jedermann? Sie sind derselbe Vincent von Paula, der schon in Tunis die Ketten eines Sclaven getragen hat?"

„Der bin ich allerdings," antwortete Vincent, und setzte hinzu: „Obschon ich nichts weniger als diese Bewunderung verdiene, die Sie über mich zu empfinden scheinen. Und doch ist mir's lieb, daß Sie mich kennen: meine Bitte, mein Anliegen wird vielleicht deshalb eine freundliche Erfüllung finden!"

„Reden Sie, ehrwürdiger Herr!" sagte der Offizier: „Was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Sie achte und wie ich im Namen der armen Menschheit Ihnen danke!"

„Sie haben," fuhr nun Vincent fort, „unter den Galeerensclaven einen jungen Mann aus Hyères, Namens Leonardo. Was können Sie ihm für ein Zeugniß geben?"

„Ein gutes in jeder Beziehung!" antwortete der Offizier. „Leonardo gehört zu den Wenigen, welche in unserer Straf-

anstalt nicht schlechter, sondern wirklich besser werden. In den vier Jahren, die er nun hier sein wird, ist noch nicht die geringste Klage über ihn vorgekommen; er ist unermüdlich in seiner Arbeit, und verrichtet dieselbe willig und gern. Er hat schon Manchen seiner nächsten Mitgefangenen zu einer besseren Einsicht und Erkenntniß gebracht; er trägt sein allerdings trauriges Loos mit einer Demuth und Unterwerfung, die sich selten findet. Wenn alle Sträflinge, die hier unter meiner Aufsicht stehen, diesem Leonardo glichen, so wäre ich um mein Amt zu beneiden!"

„Edler Herr," sagte nun Vincent weiter, „nicht allein dieses Zeugniß über den unglücklichen Leonardo, sondern auch Ihr eigenes menschenfreundliches Herz giebt mir Muth und Hoffnung zu meiner Bitte. Leonardo hat noch zwei Jahre seiner Strafe auszuhalten. Er hat mir aber so eben gesagt, daß durch seine Abwesenheit vom Hause die Seinen in die bitterste Noth gerathen sind, und das sein Weib und seine Kinder dem Hungertode entgegen gingen, wenn nicht bald Hilfe komme. Niemand aber kann hier helfen als Leonardo selbst; er ist noch stark und kräftig und will arbeiten, und er wird so viel verdienen als er zum Unterhalte der Seinen braucht. Aber dazu muß er frei sein. Man hat mir gesagt, daß Leonardo augenblicklich frei gegeben werden könnte, wenn er für die übrigen zwei Strafjahre einen Stellvertreter fände! Ist das wahr?"

„Allerdings!" versicherte der Offizier. „Das Gesetz erlaubt die Freigebung unter solcher Bedingung; aber sie könnte ebenso gut nicht erlaubt sein; denn bis jetzt ist eine solche Stellvertretung noch nicht vorgekommen; und das," setzte er mit schmerzlichem Lächeln hinzu — „aus leicht begreiflichen Gründen!"

„Nun, Gott sei Dank," rief Vincent bewegt aus, „daß dem Armen die angeregte Hoffnung nicht zu Schanden wird.

Mein edler Herr, ich habe Jemanden aufgefunden, der Leonardo's Stellvertreter sein will; so viel ich ihn kenne, ist dieser Jemand ein unbescholtener Mann; auf welchem wenigstens keine öffentliche Schmach haftet. Wird Leonardo in demselben Augenblicke frei werden, wo sich dieser Stellvertreter einfindet?"

„Sogleich, ehrwürdiger Herr!" sagte der Offizier mit steigender Verwunderung. „Aber, wer ist der Mann, der sich freiwillig in solche Schmach und Schande begeben will!"

„Ich bin es selbst!" anwortete Vincent ruhig, und fuhr dann, als er sah, wie der Offizier seine höchste Verwunderung aussprechen wollte, fort: „Reden Sie mir nicht darein, mein edler Herr. Mein Entschluß ist so ernst, daß Nichts in der Welt ihn wankend machen kann. Glauben Sie mir, wer die Sclavenfesseln in Tunis unter der Tyrannei der Ungläubigen und der äußersten Rohheit getragen hat, der fürchtet sich nicht vor der Arbeit eines Galeerensclaven in Marseille und unter der Aufsicht eines so christlich gesinnten Mannes, wie Sie. Aber lassen Sie uns daran denken, daß jede Minute, die wir hier verlieren, für den armen Leonardo eine qualvolle Ewigkeit ist!"

„Aber Ihre Ehre?" warf der Offizier noch ein. „Haben Sie auch bedacht, daß zehn Jahre Sclavendienst in Tunis nicht den zehnten Theil der Schande aufwiegen, welche die Kette eines Galeerensclaven nur in einer einzigen Stunde bringt?"

„Meine Ehre?" wiederholte der Priester lächelnd. „Halten Sie meine Ehre wirklich in Gefahr? In den Augen der Menschen werde ich zwar beschimpft, aber nicht einmal das. Werde ich in Ihren Augen deshalb an der Achtung, die Sie vorher gegen mich aussprachen, verlieren, wenn ich die Sclavenkette trage? Gewiß nicht. Die wahre Ehre liegt in dem Bewußtsein einer Gott wohlgefälli-

gen Handlung, in der kräftigen Erweisung der Menschenliebe. Und was sind zwei Jahre im Dienste der leidenden Menschheit? Muß nicht das gerettete Leben einer ganzen Familie einen solchen Frieden und Segen über meine Seele bringen, daß ich mich selbst reicher belohnt fühle als ich verdiene?"

Noch wollte der Offizier einige Einwendungen machen; aber Vincent wies sie alle unerschütterlich zurück, und dem Aufseher blieb zuletzt nichts Anders übrig als den Galeerenschmied rufen zu lassen, und mit diesem und dem Priester nach der Galeere zu gehen, wo Leonardo angeschmiedet war.

„Leonardo, Du bist frei!" rief ihm Vincent entgegen. „Es hat sich ein Stellvertreter für Dich gefunden!"

Der arme Gefangene traute seinen Ohren nicht; als wäre er des Verstandes beraubt, blickte er stumm und gedankenlos die Ankommenden an. Als aber der Schmied auf des Offiziers Befehl ihm wirklich die Ketten abschlug, und diese klirrend zu Boden sanken, und er sich leicht und frei fühlte, sank er auf seine Kniee nieder und weinte wie ein Kind vor überseliger Freude. Aber diese sollte ihm bald getrübt werden. Zu seinem Erstaunen sieht er, das der Priester Hand und Fuß hinhält, und der Schmied die schauerliche Anschmiedung beginnt.

„Um Gottes willen!" rief Leonardo aus. „Ihr selbst, ehrwürdiger Herr? Nein nimmermehr! So namenlos glücklich mich die Freiheit macht, so will ich sie doch nicht unter einer solchen Bedingung erkaufen. Schmied, lege mir nur immer meine Ketten wieder an!"

„Nicht also, mein edler junger Freund!" erwiderte Vincent mit einem fröhlichen Lächeln, als ginge er irgend einer großen Freude entgegen. „Mir werden diese Ketten leichter werden als Dir! Ich stehe allein auf der Welt, und

den Beruf, zu dem mich Gott bestimmt hat, kann ich auch hier erfüllen; ja hier vielleicht mehr als anderswo."

„Mein Herr, edler, großmüthiger Mann!" fuhr Leonardo fort, „was kann Sie zu einem solchen Opfer bewegen?"

„Die dankbare Liebe zu dem Herrn, in dessen Dienste ich bin!" antwortete Vincent. „Und wenn ich zehnmal für Dich leiden und sterben könnte, es wäre Nichts, gar Nichts gegen das, was unser Herr Christus an seinem Kreuze für mich gelitten hat. Säume nicht, Leonardo! Auf, eile zu Deinem Weibe, zu Deinen Kindern. Gott segne Dich und Deiner Hände Arbeit!"

Lange noch stand Leonardo, zweifelhaft was er thun sollte. Als er aber die Seligkeit der sich selbst opfernden Menschenliebe in Vincent's seligem Blicke gewahrte, gewann er Muth, das Opfer anzunehmen, durch welches er sich selbst dem Herrn und Erlöser auf Zeit und Ewigkeit erkauft fühlte. Er umfaßte des Priesters Kniee, küßte seine Hand unter lauten Thränen, und mit den Worten: „Dort oben im Buche der Lebendigen sollt Ihr, wenn Gott mich nicht verstößt, auch meinen Namen lesen!" stand er auf und eilte davon.

* *
*

Verlangst Du, lieber Leser noch eine Schilderung des Wiedersehens in der Hütte der kranken Sabina und ihrer hungernden Kinder? Nein! Wenn Du weißt, daß Leonardo zu den Füßen seines Weibes das Wort der Versöhnung empfing, und durch seine rastlose Thätigkeit Weib und Kinder vom Verderben rettete und durch sein ganzes Leben hindurch in der Furcht des Herrn wandelte, so weißt Du genug.

Der edle Priester aber, Vincent von Paula, verbrachte die vollen zwei Jahre auf den Galeeren, äußerlich von der größten Schmach und Schande bedeckt, aber in seinem christlichen Gemüthe ein freies, mit der Krone der Ehre geschmück-

tes Kind Gottes. Und was er von seiner Wirksamkeit auf den Galeeren gehofft hatte, das erreichte er in überreichem Maße. Er brachte unter den rohen gottentfremdeten Geist der Galeerensclaven den Geist christlicher Erkenntniß und der bußfertigsten Demuth; er wurde eine Stütze, ein Lehrer, ein Tröster der armen unglücklichen Gefangenen, uud als er nach zwei Jahren die Galeere verließ, konnte er sich mit dem seligsten Troste sagen, daß er die verlassene, verirrte Heerde Christi gesammelt und geweidet hatte.

Vincent von Paula, der August Hermann Francke unter den Katholiken, war übrigens im Jahre 1576 im Dorfe Povi in Frankreich geboren. Sein ganzes Leben war der christlichen Wohlthätigkeit geweiht; er stiftete mit Hilfe einer frommen und reichen Frau eine Missions-Congregation, deren Glieder, jetzt Lazaristen genannt, sich besonders mit der Pflege der Armen im Geistlichen wie im Leiblichen zu beschäftigen haben, und die das Gebot des Herrn: Den Armen soll das Evangelium gepredigt werden! im Sinne und Geiste des Herrn zu erfüllen haben. Auch ist er der Stifter des Ordens der barmherzigen Schwestern und des Asyls für Findelkinder. Er starb im Jahre 1660, in dem hohen Alter von 84 Jahren, und wurde später unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Inhalt.

Von Herrn Dr. Wildenhahn, Kirchen- und Schulrath in Bautzen, sind in unserem Verlage folgende Werke erschienen:

Johannes Arndt. Ein Zeitbild aus Braunschweigs Kirchen- und Stadtgeschichte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. Zweite Auflage. 2 Bände. 1 Thlr.

Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. Dritte Auflage. 2 Bände. 1 Thlr.

Martin Luther. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der Reformation. Dritte Auflage. 5 Bände. 2½ Thlr.

Philipp Jacob Spener. Ein geschichtliches Lebensbild aus der Entstehungsgeschichte der spener'schen Schule. Dritte Auflage. 2 Bände 1 Thlr.

Erzgebirgische Dorfgeschichten. Zweite Auflage. 2 Bände. 1 Thlr.

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. 2 Bände. 1¼ Thlr.

Vollbrechts Wallfahrt, oder die Auferweckung des todten Christus. Eine Geschichte für unsere Tage. 1⅓ Thlr.

Gesammelte Erzählungen. 8 Bände. 4 Thlr.

Evangelisches Laienbrevier. Zweite Auflage. ½ Thlr.

Der christliche Glaube. Aus den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, für das allgemeine Verständniß dargestellt. 6 Ngr.

Gebhardt & Reisland in **Leipzig.**

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Wildenhahn, Karl August,

Gesammelte Erzählungen

Bd.: 3

Leipzig 1862